Anna-Halja Horbatsch

Ein Rosenbrunnen

Junge Erzähler aus der Ukraine

Eine Anthologie

Brodina Verlag

Ein Rosenbrunnen

Junge Erzähler aus der Ukraine

Eine Anthologie

Ausgewählt und übersetzt von
Anna-Halja Horbatsch

LIBO

Brodina Verlag

Anna-Halja Horbatsch
Ein Rosenbrunnen. Junge Erzähler aus der Ukraine. Eine Anthologie.
Ausgewählt und übersetzt von Anna-Halja Horbatsch

LIBO

ISBN 3-931180-08-5
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © Brodina-Verlag D-64385 Reichelsheim 1998
Druck: Druckerei Sulzbach, Michelstadt/Odenwald
Printed in Germany 1998

Jewhen Paschkowskyj

Ein Rosenbrunnen

Sie hatten sich im August kennengelernt. An Waljas Knie war Sand klebengeblieben, als sie sich hingekniet hatte, um Shampoo aus einer Cellophanpackung zu holen, danach tauchte sie aus dem sonnenbeschienen, schneeweißen Wellenschaum auf, wobei sich Serhij das Bild einprägte, wie die kleine Faust über dem Kopf das hennavergoldete Haar ausdrückte und sich die Brüste wie helle Sicheln vom braungebrannten Körper abhoben; sie legte sich hin, das Kinn auf die überkreuz liegenden Handflächen gestützt; Serhij schämte sich seiner von Schmieröl durchtränkten riesigen Hände, die er nach der Schicht in dieser südlichen Stadt, wohin er von seiner Fachschule abkommandiert worden war, nicht abgeschrubbt hatte; der Wind liebkoste die goldenen Ohrringe, Walja sagte seufzend: «ich unterrichte nicht weit von hier in der Bezirksstadt, ich bin geschieden und bin bis zum Herbst bei meiner Schwester zu Besuch»; die fließenden Wellen hoben sich leuchtend vom Wachs der Wellen ab, hinter der Boje angelte ein Mann mit Panamahut auf einem Motorboot. Serhij bat ihn, sie zum gegenüberliegenden menschenleeren Ufer zu bringen, Waljas Fersen wippten bläulich in Richtung des Wassers.

In den Augen lag die Kühle der plötzlichen Brise, das ikonengleiche Gold der Haare klebte an Serhijs Lippen, da war die vertrauensselige Stille ineinander verflochtener Finger, Gänsehaut an den Armen, der Blick des Begleiters und der Geruch der Fische, die im Drahtkorb mit den Schwänzen klatschten und mit aufgerissenen Kiemen auf dem Grund des Bootes nach Luft schnappten.

In Serhijs Tasche fand sich eine Flasche Bier, auf den mit Reisig abgesteckten Beeten standen Kartoffelstauden, die erdbespritzten roten Tomaten lugten saftig aus dem Laub; während Walja mit trockenem Weidenreisig Feuer machte, wobei sie sich mit dem

angewinkelten Arm vor dem Qualm schützte, stellte Serhij fest, daß kein Gartenbesitzer in der Nähe war, er streifte durch den Garten, pflückte am Rain einen Schafgarbenzweig, legte die zufälligen Gaben auf den heißen Sand am Feuerrand und wischte sich die Erde vom Bauch; es war angenehm, ihrem Wunsch zu folgen und das Hemd auf dem Klee auszubreiten, in der Glut zu stöbern, um eine kleine, heiße Kartoffel herauszuziehen, mit den Zähnen die Flasche zu öffnen und mit den Augen das Kinn zu küssen, an dem die Samenkörner der angebissenen Tomate hängengeblieben waren.

Walja strich sich mit der Fingerkuppe über die Braue, verdeckte dabei das Lachen der grünlichen Augen, und als die Dämmerung sich über dem Fluß zu Nebelballen verdichtete und das Feuer nur noch glimmte, als sich hinter der Brücke auf der Tanzfläche die Musikanten anschickten, die Melodie des "Altweibersommers" zu spielen, als sich über dem Park leuchtend das "Teufelsrad" zu drehen begann, schlüpfte sie in ihr Kleid, indem sie es über den Kopf zog, wobei sie zuhörte, wie er erzählte, daß er Quartier auf der Veranda bei einer alten Frau bezogen habe, die jeden Samstag, nachdem sie ihre Marktgeschäfte erledigt hatte, den Kopf zur Seite neigte und meinte: «Ich habe ein Huhn besorgt, schlag ihm den Kopf ab, ein ordentliches Mädchen mit Wohnung habe ich auch zur Stelle»; Walja schwieg, an ihrem Handgelenk leuchtete honiggelb die Scheibe ihrer Armbanduhr, hinter dem Silberwasser erlosch das Radfeuer, Serhij fing mit seinem Gitarristenohr unwillkürlich die falschen Paukenschläge der Musiker auf, unterwegs zur Brücke trat Walja auf einen abgemähten Distelkopf, schrie auf, hüpfte auf einem Bein und holte den Dorn heraus, kühlte den Fuß mit einem taunassen Klettenblatt, um dessen Staude sich eine Brombeerranke gelegt hatte, Serhij beugte sich nieder, wärmte mit den Lippen die Gänsehaut an den nassen Knien: er konnte sich nicht erinnern, jemals so glücklich gewesen zu sein.

Am nächsten Tag, kam ihm das von Weinreben bewachsene Steinhaus in den Sinn, dessen Fenster von einem flammenden Kleid

herbstlich beleuchtet waren, «denk nicht schlecht über mich», Serhij schnitt drei Gladiolen ab, rückte die Gitarre auf dem Rücken zurecht; Waljas Schwester, eine junge schwarzäugige Frau in engen Jeans, hielt eine Hand in die Hüfte gestemmt, «ihr Mann hat ein Telegramm geschickt, das Kind ist krank», hinter den Ahornbäumen am Ende der engen Gasse leuchtete noch immer blau der Fluß, die vom Liebesspiel noch zärtliche Hand streichelte seine Locken, vom Garten her roch es nach welkem Kartoffellaub, die weiße Glut hatte ihre Augen noch nicht ausgelöscht, die Musikanten versuchten noch, die fadendünne Unruhe des Liedes einzufangen, das Hemd schimmerte weiß am Rande des Feuers, sie hielt den Kopf über der Brust geneigt, kämmte Sand aus dem Haar und steckte es mit der rosa Schafgarbe fest, im Gedächtnis war noch der Leberfleck neben der lila Brustwarze, ihr Lachen, ihre Stimme, als sie mit geschlossenen Augen die kleinen Fäuste ballte und jedes Äderchen ihres Halses bebte; die Schwester weigerte sich, ihm ihre Adresse zu geben, und Serhij erschreckte zum ersten Mal seine Hauswirtin, als er bis Mitternacht betrunken sang, hinter dem Aprikosenbaum leuchteten in der schwülen Dämmerung die Augen der Katze; er schlug mit der Gitarre nach ihr und legte sich schlafen, den Kopf auf die Betonschwelle gebettet.

In der Frühe zählte die Hausfrau die abgeschnittenen Gladiolen, gab ihm selbstgemachten Wein zum Ausnüchtern, «meine Nichte, ein wunderbares Mädchen, hat nach dir gefragt, wenn ich sterbe, vererbe ich euch das Haus, hier wächst Wein, da könntest du singen, solange du willst»«, eine Woche lang wurde Serhij nicht trocken, am Samstagmorgen kam das "wunderbare Mädchen" mit einem schopfigen Huhn unter dem Arm, holte aus dem Keller eine Kanne Wein, streckte sich, berührte mit der Spitze ihrer Sandale eine neue Gitarre, die die Hausfrau gekauft hatte, «trink, damit die Seele ins Lot kommt»; Serhij lehnte ab, weil er nicht zur Arbeit erschienen war, wurde ein Eintrag ins Arbeitsbuch gemacht, nüchtern und wütend ging er zum Steingebäude, wo er Waljas

Schwester in Gesellschaft eines Mannes mit nacktem Oberkörper antraf, in dem Serhij den mürrischen Angler erkannte, der unter dem Dach des Schuppens in Mull verpackte Fische aufhängte, statt eines Strohhuts trug der Mann ein bis über die Augen gezogenes Milizkäppi, wenn er beim Aufhängen die Arme streckte, wurden unter seinen Achseln graue Fingernagelspuren sichtbar. Serhij stotterte, als er wieder nach der Adresse fragte, und ging, als er hörte: «Walja ist dabei, sich mit ihrem Mann zu versöhnen, eine Schlampe, ist ja klar».

Am Strand lernte Serhij einige Fotografen kennen, die im Außendienst waren; «kommt ihr in Bezirkszentren herum?» - «Überall nur nicht im Ausland und nicht im Hohen Norden», sie gaben ihm Vorzeigeobjekte, mit Anilin gefärbte Porträts, brachten ihm bei, Kunden anzulocken, «das Geld nehmen wir nicht gleich, die legen, verdammt noch mal, einen ganzen Monat Geld für eine Kuh beiseite, da wird sich auch etwas für ein Porträt finden»; der Busbahnhof, das graue Herz der Ödnis, stieß ihn in die ruhelosen Venen der asphaltierten Landstraßen, während sich vor ihm die von blühenden Immortellen rosa gefärbten Steppen nach allen Seiten hin öffneten: am Straßenrand vertrieben sich drei Georgier auf einer Kiste die Zeit mit Fingerhutspiel, ein ziemlich feister Städter aus Kiew, der seine Begleiterin im Schiguli zurückgelassen hatte, hielt fächerartig fünf rote Scheine bereit, um sie einzusetzen, eine kräftige Zigeunerin in geblümten Röcken bat um zwanzig Kopeken, um Milch kaufen zu können, packte ihn am Ellbogen und führte ihn hinter einen Kiosk, «du bist jetzt schon einen halben Monat ohne Glück» - «ja, kannst mir wahrsagen» - «die erste Liebe hat dich verraten, diese aber wird auf dich warten, gib mir eine Kopeke», Serhij gab ihr eine Münze, verdattert von ihrer Wahrsagerei, die Frau zupfte ihm ein Brusthaar heraus, drückte es gegen eine winzige Ikone, murmelte einige Worte, «gib Papiergeld her, gib, sei nicht so ängstlich», sie wickelte den Geldschein um das Ikonenbildchen, «damit du immer Geld hast und sie dich liebt», berührte

mit der Hand seinen Hosenlatz, «damit sie dich nicht vergißt und er gut drauf ist», pustete auf die Hand, spreizte die Finger, «zu deinem Glück ist der Schein verbrannt»; im Restaurant betastete ein spindeldürrer Alter im Strohhut seinen Orden an der Jacke, «was der sich wohl erlaubt, daß er keine hundert Gramm eingießen will», er packte zufällige Besucher am Ellbogen, «heute ist Mittwoch, kein Alkoholtag, bitten Sie doch darum, daß er welchen bringt», dann ging er zur Küche, wo die Kellnerinnen blaue Strümpfe begutachteten und den Alten mit schrillen Tönen zu verscheuchen versuchten, «weshalb geht es nicht? Schlange!». Er klopfte mit seinem Aluminiumstock gegen die Wände, zerdrückte seinen Geldschein in der Faust, weinte vor dem Geschäftsführer: «mehr als hundert Gramm schaffe ich ohnehin nicht, man soll sie mir eingießen... deine Mutter sei verflucht!», in den Gärten versanken die Männer mit den Stiefeln in der umgegrabenen Erde, trugen graue Säcke zu gedeckten Fuhrwerken, die Kinder schleppten Kartoffelkraut zu den Kürbishaufen; in der Senke, die durch einen Damm vom Fluß abgegrenzt war, rosteten Kähne, die Reste eines Bockkrans, die eisernen Reifen der von Fischgeruch durchtränkten Bottiche vor sich hin, während das Flußblau in den Himmel hineinzufließen schien; Serhij war es noch nicht leid, in den kahlen Fremdenzimmern der Busbahnhöfe zu übernachten, seine Schuhspitzen an den Stiegen der alten Wohnwagen abzuschinden, in denen junge Familien wohnten, von fahrenden Viehwaggons auf den Bahnsteig von Millerowo genau vor dem Standort der Bahnmiliz abzuspringen, und während er das Protokoll unterschrieb, darauf zu warten, daß der Sergeant in der kleinen Hausapotheke das grüne Desinfektionsmittel für seine abgeschürften Knie fand, einem Sekretär in die Arme zu laufen, der Dokumente und Ordner einsammelte, den Mund voller Kürbisbrei, «wer hat sich nur erlaubt, hier einzudringen, wer, frage ich!», aus fremden Händen fremde vestaubte und vergilbte Fotografien einzusammeln, während einmal ein Falke blitzartig von oben auf den Bus herabschoß, mit dem

Flügel die taunasse Vorderscheibe streifte, wobei die Reisenden mit der Stirn gegen die Scheiben prallten.

Die Bahnhöfe, Deiche und die mühsam befestigten Schifferdächer der Häuser verschwanden in der dunstigen Ferne, nur das Warten war von Bestand; Serhij, der auch sonst dreist war, verlor unter den Menschen den Rest seiner Scham, hatte gelernt, vom Gartentor her laut «chasjajka! chasjajin!» zu rufen, sich umzusehen, ob kein losgebundener Hund auf ihn zuflog, den vom Weichsellaub bedeckten goldenen Hofboden zu betreten, unter den fleckigen Fotos aus Alben und Plastiktüten die schärfsten auszusuchen, am liebsten Paßbilder, und zum Abschied um einige ockergelbe Rosen zu bitten - er glaubte an die Begegnung und wartete darauf, Walja einen in die Bezirkszeitung eingewickelten Strauß überreichen zu können. Die verwelkten Blumen warf er nicht weg, denn er hatte auf einem menschenleeren Hof einen von einem Holunderstrauch beschatteten Brunnen gefunden, wo er sie in einem Eimer voll Wasser aufbewahrte und immer wieder überlegte: ob es außer leeren Plätzen keinen Ort mehr für die Liebe gab? Der Herbst roch unangenhm nach Bahnhofsdesinfektionsmittel, doch Walja war weder auf dem Platz vor der kreuzlosen Kirche, die aussah wie ein Pioniergebäude, weder in der Schule daneben, die auf einer Anhöhe oberhalb des Flusses stand, weder auf dem rostfarbenen Staub des nach Melonen, Benzin und Pferdeschweiß riechenden Marktes, noch in den Seitengassen: ein eberähnlicher alter Kerl, der auf dem Speicher nach etwas gesucht hatte, was an seinem speckigen Hosenboden zu erkennen war, stieg in den Hof und entdeckte zufrieden die Mappe unter dem Arm der schlaksigen Gestalt, während über dem Rübenlaub hinter dem Misthaufen Wespen herumschwärmten, ein altes Mütterchen fegte mit der Hand grünes Hackzeug für die Enten von einer Bank zu Boden, wobei sie freudig einem Mann in Lederjacke versicherte: «der Transport mit Kohle wird bestimmt kommen»; anderswo schob eine verunsicherte Frau von innen den Riegel zu und sah sich heimlich hinter dem Vorhang den geschorenen Vaga-

bunden an, sie fürchtete sich vor Steuern, noch anderswo wusch sich eine zornige junge Frau gerade die Füße in einer Schüssel und blickte aus ihrer gebückten Stellung zur Glut seines Rosenstraußes, das Schicksal führte ihn ungeschoren aus allen möglichen Abenteuern heraus, als wartete es, "daß er so viel Vertrauen in sein Glück gewinnt, bis er über dem Abgrund der Selbstsicherheit die Angst verliert, verwegen wird und schließlich zugrundegeht". Die juckenden, von den Rosendornen zerstochenen Hände kühlte er mit einem Viertel Milch, das Herz erstarrte bei den Liedworten "Kosaken ziehen durch das weite, offene Tal", doch die Freiheit freute ihn nicht mehr wie zu Beginn: ob er nun vom steinigen Ufer in die Tiefe der herbstlichen Strömung eintauchte, an Bord der "Rakete" Bier trank, dem Rauch nachsah, der sich über dem Fluß ausbreitete, zuschaute wie die Angler an den Steinmolen ihre Filzjacken zuknöpften, während der Wind von den Felsen den Duft der mit Lorbeerblättern gekochten Fischsuppe herübertrug und an der Zeitungshülle des Blumenstraußes auf seinen Knien zerrte, ob er auf der Liege des leeren Fremdenzimmers nach dem Glas griff, den Mückenschwarm hinter der Glasscheibe betrachtete und sich die Augustdämmerung, die Musiker in Erinnerung rief, die sich bemüht hatten, unter dem "Teufelsrad" den weißen Walzer zu spielen, oder ob er wie ein Toter in den Schlaf sank.

An einem Abend traf Serhij im Hotel einen Kumpel, den sie Analgin nannten, einen ehemaligen Jockey, der im "diplomatischen Dienst" tätig war und in den sechziger Jahren zwei Diplomatenkoffer voll Socken ohne Größenangaben aus Moskau nach Rostow gebracht hatte, die er für ein Rubel pro Paar verkaufte, einen ehemaligen Taxifahrer und Sanitäter einer psychiatrischen Klinik; er kühlte eine Kiste mit trockenem Wein in der von Etiketten verklebten Badewanne, während sein Freund auf dem Tisch saß, getrocknete Brassen zerpflückte und dabei seine Finger ableckte, «hab einen Musterungsbescheid für dich mitgebracht, auf das Wohl der wenig Trinkenden», Serhij pulte mit einer Nähnadel einen

Rosendorn aus der Handfäche, während das kühle Abendrot rostfarben auf einem blasenähnlichen Spinnetz im oberen Teil der Fensterscheibe, auf dem offiziellen Dienstpapier und der mit Kippen gefüllten Konservendose auf der Fensterbank schimmerte; der Freund biß mit den Zähnen den Korken einer weiteren Flasche ab und wischte mit der von Zigaretten verbrannten Gardine den Wein, der ihm in die Nase gelaufen war, vom Schnauzer, «na, wie fließen die Kreuzer von den Hornochsen?» was heißen sollte: «werden Fotos zur Vergrößerung gegeben?», was Serhij bestätigte, wonach er seine beschwipste Aufrichtigkeit bedauerte, ein frisches Hemd anzog und sich in die rötliche verqualmte Dämmerung der Gassen davonmachte: von der dürren Holzbrücke fiel hinter den durchfahrenden Kraftwagen Moder auf die wasserarmen Flußufer, ein festgemachtes Boot strebte zur Strömung, Schwärme winziger Plötzen, die ein Hecht erschreckt hatte, tummelten sich in der Nähe der Sandbank, auf irgendeinem Hof streute eine Mutter Sägespäne aus einem Eimer auf den Boden, die der Vater in die Erde stampfte, Kiefernzweige, mit denen ein Mädchen die Wände einer Hütte für ein Fest schmückte, dufteten nach Harz; etwas später näherte sich das Seufzen einer Ziehharmonika und das Klingeln von Messingschellen, die Feiernden bewirteten Serhij aus einem Kanister mit milchigem Hausbier und stimmten, als sie den neuen Hof betraten, eine feurige Polka ein, «Vater-Mutter laden ein, ich bitte ebenfalls unser Gast zu sein», die Nacht war erfüllt vom festen Klang der in Melkeimer fließenden Milch, am Himmel breitete die Tschumakenstraße ihre Flügel aus, «nach der Feier geh ich nach Hause, Vater wird mich am Morgen mit der Haarschneidemaschine kahlscheren, zwei Jahre werden alles wieder ins Lot bringen»; zum ersten Mal begann er das Suchen zu hassen, seiner Schwäche bewußt, nicht anders handeln zu können, wissend, daß bis ans Ende der Tage der zuprostende Wein fremder Fenster zu Ehren seiner unbegründeten Traurigkeit gelb schimmern und der vom Wind aufgebauschte Saum des Horizontes am jenseitigen Flußufer seinen Blick uner-

reichbar blenden würde; im Zimmer klebte der vollgetrunkene Analgin mit der Wange am nassen Tisch, schnarchte aus voller Kraft und blies die Zigarettenasche auseinander.

In der Frühe wartete er auf den Bus, als Pioniere nach dem Klingeln herausströmten und sich in der Kirchenvorhalle herumschubsten; auf der Treppe stand Walja mit einer Ankündigung aus dem Schultagebuch, er hörte das Klappern ihrer Absätze, als sie die Kinder verließ, die mit den Ranzen gegeneinander ausholten und sich auf dem Platz unter den Kastanienbäumen zestreuten, «wie mager du aussiehst, die Ellbogen ragen aus den Taschen der Lederjacke, das Gitarrenband ist ganz verschossen, mein Liebster, wohin so eilig?», die Freude erlosch in Verlegenheit, «ich habe seinen Namen vergessen, wie war er nur...», er spürte Handflächen auf den Wangen, die seinen Kopf nach hinten bogen, atmete den Geruch der kreideverschmierten Finger ein, Walja fiel sein Augustname ein, «ich habe mit meiner Tochter im Krankenhaus gelegen, meine Schwester hat es dir doch gesagt? Mein Mann? In der Heilanstalt, bist du für lange hier? Schreib dir meine Adresse auf, ich lebe mit meiner Mutter, sie ist bigott und prophezeit für jeden Tag das Ende der Welt», die Klingel ertönte, während die Kinder sich noch mit Kastanien bewarfen, sich dann zum Schulgebäude zurückzogen, wobei sie ihre Ranzen als Schutzschilde benutzten; durch die verstaubten Busscheiben sah Serhij die Welt wie in einem bernsteinfarbenen Trauerflor: den Kuppelschatten, der die laublosen Baumkronen zu flicken schien, eine Wermutstaude über einem Stein, den Flußbogen und die junge Lehrerin, die an der Schultür die Kinder an den Ellbogen packte und zwang, sich die Schuhe an der Leiste abzustreifen, wobei sie sich mit dem Tagebuch vor dem Staub schützte.

Nach der Musterung kündete der glattrasierte Wehrbezirkskommandant eine Sondereinberufung an, zeigte auf einen mit Lorbeeren aus Goldstanniol geschmückten Stand "unserer Landsleute-Internationalisten", gähnte und verdeckte mit seiner

Mütze eine Entzündung an den Lippen, «Abmarsch in zwei Tagen, Zahnbürste, Sporthose, Löffel, Napf und kein Gramm Alkohol mitbringen». Nachdem er für die eingesammelten Fotografien einen halben Hunderter erhalten hatte, machte sich Serhij auf den Heimweg, kaufte einen Schokoladenhasen und drei Flaschen goldfarbenen Champagner, wonach der Wind ihm auf der letzten Bank im Bus die seufzenden Stimmen der nahen und verwandten Menschen wiederholte, «eine ganze Nacht könnte ich auf dem Akkordeon spielen und dabei nicht betrunken werden - Söhnchen, weshalb machst du dich zur Waise?» hörte er das erzürnte Flüstern von Pawlo, «nach Mitternacht könnten wir mit meinem Schlüssel die Klubtür öffnen und auf dem Schachbrett Krautwickel und Fischfrikadellen hereintragen», seufzte Mykola, dessen Unterkinn den Hemdausschnitt berührte, «auf dem Speicher könnten wir rund um den Samowar ein paar stille Stunden verbringen; Halja ist jetzt meine Frau, weißt du das eigentlich?» - Serhij wollte aufschreien, doch auch im Traum schnürte ihm die Verzweiflung die Kehle zu, der nicht ausgeweinte Schmerz meldete sich als Krampf in der Brust; Walja wartete indes in der Sommerküche auf ihn, wischte mit einem feuchten Tuch eine Melone ab und lauschte, wann der Verschluß am Tor klicken würde, während der vom ganztägigen Bellen heiser gewordene Hund über den festgestampften Hofboden trottete. Die Tochter schlief mit der Mutter im Haus, der Widerschein der Ikonenlampe vergoldete die äußeren Scheiben; Walja hatte die Mutter wissen lassen, daß sie in der Küche schlafen würde, «heilig, heilig, heilig, bist kaum wieder gesund und willst dich schon wieder mit einer Sünde belasten» - «aber Mutter, ich bitte Euch, das Kind hört zu» - «du mußt heiraten, die Zeiten für Vergnügen und Liebeleien sind längst vorbei», im Raum stand der betörende Duft von Wein, der in einer Ballonflasche neben der warmen Herdplatte durch ein Röhrchen säuerliche Luft blies, die in einem Wassertiegel Blasen enstehen ließ, «du hast deine Trauung vergessen und dich gleich nach der Scheidung an Männer heran-

gemacht, Basargeorgier mit Geschwüren im Nacken und schlecht sehenden Augen, Gelächter für die Schüler in der Klasse: sag mir, könnt ihr überhaupt noch jemanden lieben; aber du bist anders als diejenigen, die die Schwäche der Männer kennen; zuerst ja sagen, um später vor Eifersucht wild zu werden; du bist nicht hinterhältig, sondern barmherzig, nur hat die Einsamkeit dein Vertrauen zerstört, dann das Bewußtsein, daß man für das Kind keinen sanfteren Vater finden würde, und die Jahre mit ihren neuen Krankheiten ein freudloses spätes Leben mit sich bringen.» Der einschläfernde Ton des jungen Weins und das Knarren des Fensterladens ließen die Hände auf den Tisch sinken, den Kopf auf die Handflächen fallen, irgendwo auf der Wiese stampfte ein goldfarbenes Pferd Glühwürmchen in den Boden, die Teufel, die Beine über den Dachfirst gehängt, wurden grau vor Ungeduld, der Hauskobold, den die Goldraute schwindlig gemacht hatte, war ins Schwalbenloch gekrochen und wischte sich dort mit den Fingerknöcheln die Augen aus, um den Augenblick des Liebesspiels nicht zu verschlafen, die Nixen holten Johanniskränze aus dem Neer und zündeten mit Funken, die sie aus ihren Haaren mit den Hufen der Pferde herauskämmten, welche bei Tauwetter ertrunken waren, die Kerzendochte an, im Gärtchen tanzten die Kobolde, während die Rosensträuße in ausgetrockneten Eimern wieder zum Leben erwachten und die Hexen sich mit den Rosenblättern rote Wangen anmalten.

Serhij verscheuchte den Hund mit seiner Tasche und näherte sich dem Fenster; der Wind hatte gerade die Läden geschlossen, aus der Ritze fließendes Licht fiel auf seine Schultern, der Regen danach roch nach Pilzen, die Flasche und die Schokolade fanden sie tastend, «die Erde blüht über Pilzstellen», der Wein gärte leiser als das Knistern der Wandbretter, «der Arzt hat gesagt, es sei der zweite Monat... glaub mir, ich habe mit keinem anderen geschlafen» - «wenn du warten willst, dann werde ich dem Kind Vater sein» - «Liebster, auf wen soll ich sonst noch warten?»

«Hörst du's, irgendwo blüht etwas zu Ende», in seinem müden Traum sah er das Mädchen hinter der Schulbank, doch in diesem Traum war es Serhij nah und vertraut, diese Erinnerung weckte ihn - ein Schluck Champagner und die kühle Flasche gegen die Stirn gepreßt vertrieben den Rest der Schläfrigkeit, in der Frühe weinte Walja, im Kuß spürte Serhij auf ihren festgebissenen Lippen Blutgeschmack, dann brachte sie das Kind zum Kindergarten, «Onkel, Onkel, ich bin so alt», die Kleine hob die Hand und zeigte drei Finger, danach wartete er neben der Kirche das Ende von zwei Unterrichtsstunden ab, die Tauben schimmerten wie blaue Schatten auf der verrosteten Kuppel, sie flogen in den Glockenturm und brachten mit ihrem Flügelschlag das längst verstummte Messing zum Tönen, sie irrten zu zweit bis in die Nacht hinein am Flußufer lang, «laß mich wissen, wenn du heiratest» - «warte auf meine Einladung zur Hochzeit» - «weine nicht, ich glaube dir», sie setzten sich auf das kühl geworden Steilufer und ließen die Beine im Dunkeln baumeln, warfen Kiesel in die Tiefe: die Steine erreichten nicht das Wasser, sondern versanken im Schlamm, wo sie niemand aufsammeln würde.

Zum Licht

"Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war." Blödsinn. Ich las den Satz noch einmal: "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war." Blödsinn. Ein idiotischer Roman! Niemand schneidet sich die Venen durch, nur weil er zu wenig Licht hat. Oder vielleicht doch? Was er wohl mit dem Begriff "Licht" meinte? Mir fiel ein ganz anderer Roman ein, "Der Lichtgott", von Robert Schelasnyj. Auch darin war vom Tod die Rede und davon, daß Lichtgott und Todesgott stets gemeinsam auftraten. Meine Schwester hatte mir erzählt, daß es im Krankenhaus in den letzten Augenblicken meines Vaters auch sehr viel Licht gegeben hätte. Ich war nicht dabeigewesen, weil ich vesuchte, das Thema meiner Dissertation eintragen zu lassen, die schon damals niemandem von Nutzen war. Ich wußte damals nicht, daß Vater bereits tot war. Und daß es angeblich sehr viel Licht gegeben hatte.

Ich klappte das Buch zu und entschloß mich, nicht mehr weiterzulesen. Es gefiel mir nicht. Dann ging ich in die Küche. Mir war kalt. Dort saß Archyp und arbeitete an seinem Roman, der mir ebenso unverständlich erschien. Er schrieb von einem Mann, der eines Tages alles und alle verloren hatte und daraufhin beschloß, seinem Leben ein Ende zu setzen. Doch im letzten Augenblick fand sich eine beherzte Frau, die dies verhinderte. Und er konnte es ihr nie vergeben. Jahrelang quälte er sie und verhöhnte ihre Liebe. Er warf sie aus der Wohnung, trieb sich mit anderen Frauen herum, erniedrigte sie vor den Freunden. Auch sie versuchte etliche Male, ihn zu verlassen, doch ohne Erfolg. Jedes Mal kehrte sie, heftig weinend, zurück. Sie weinte, weil sie wußte, daß ihr nichts anderes bevorstand als weitere Kränkungen und ein unerträglicher Schmerz. Das Schlimmste jedoch war, daß sie nicht anders konnte, als zu ihm

zurückzukehren, weil sie ihn zu sehr liebte. Ihre Freunde meinten, daß er ihrer Liebe nicht würdig sei, während sie gewisse Dinge nicht richtig einzuschätzen wußte. Der einzige Grund, weshalb sie es bei ihm aushielt, war der unerschütterliche Glaube daran, daß sie beide eines Tages endlich zu zweit und sehr glücklich sein würden. Weil ihr Glaube so stark war, weigerte sie sich hartnäckig gegen die Einsicht, daß sie sich Illusionen machte. Sie sollte am Ende Recht behalten, doch Archyp war noch nicht an diese Stelle gekommen.

Ich setzte mich neben ihn, wobei er mich kaum beachtete, stützte den Kopf auf die Arme und sah schweigend der Entstehung dieses absurden Romans zu. In diesem Augenblick war ich ziemlich wütend auf ihn.

Mich ärgerte, daß ein erwachsener, starker und kluger Mann solche sinnlosen Dinge glauben konnte. Ich verstand nicht, wie man sich selbst im Namen von etwas Nichtexistentem bewußt erniedrigen konnte. Diese Frau war bestimmt eine Masochistin. Und er ein Sadist. Was sie zusammenhielt, war nur der tierische Genuß von Gewalt und Opfergefühl. Wie so oft zwischen Mann und Frau.

Ich betrachtete die leuchtende Glühbirne der Tischlampe, während der Satz des angelesenen Romans mir keine Ruhe gab: "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum viel zu wenig Licht war." Komisch, über den Tod zum Licht zu kommen. Ich nahm unwillkürlich das Messer in die Hand, das auf dem Tisch lag, und schlug mit aller Kraft gegen die Glühbirne. Sie war tot, doch das Licht hatte nicht zugenommen. Im Gegenteil, es war merklich weniger geworden.

Archyp wich jäh vor den Glassplittern zurück, die sich klirrend verstreuten. «Du bist wohl wahnsinnig!»

«Kann gut sein.»

Archyp sah mir aufmerksam in die Augen. Ich hatte immer das Gefühl, daß er über die Augen in die entferntesten Winkel meiner Seele eindringen wollte, die er manchmal nicht verstehen konnte. «Was ist los? Woran denkst du?»

«Ich denke daran, daß dein Roman sinnlos ist.»

«Weshalb?»

«Weil die Liebe, die du beschreibst, eher in den Bereich der Pathologie gehört. Und selbst wenn nicht, ist so eine Liebe unglaubwürdig. Damit das Ganze glaubwürdig klingt, müßte einer sterben.»

Archyp war im Nu verstimmt und sagte dumpf: «Da wird niemand sterben. Ich habe nicht vor, die liebende Frau zur Unterhaltung der Leser für dumm zu verkaufen.»

«Ich habe den Eindruck, daß du für dich selber schreibst.»

«Kann sein.»

Meine Wut über das Unvermögen, etwas zu verstehen, nahm die Züge blinden Zorns an: «Dann wird es in deinem Roman kein echtes Licht geben!»

Archyp sah mich irgendwie müde an. «Was weißt du schon vom Licht? Noch dazu vom echten? Du hast es doch noch nie gesehen.»

«Und du? Hast du es gesehen?»

«Nein, deshalb fehlt es mir ja auch immer und überall. Aber ich glaube nicht, daß der Tod der Weg ist, der zu ihm führt. Ich ziehe den Glauben vor. Im übrigen, laß mich in Ruhe. Ich möchte nicht mit dir über dieses Thema reden.» Archyp stand auf.

«Wo willst du hin?»

«Eine Glühbirne besorgen.»

Er ging hinaus. Wir kamen nie mehr auf dieses Gespräch zurück. Ich hatte das Gefühl einer Niederlage, weigerte mich jedoch, ihn als Sieger zu betrachten.

"Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war." In jener Nacht konnte ich lange Zeit nicht einschlafen. Ich erinnerte mich wieder an Vaters Tod. Ich komme ins Krankenhaus gelaufen, eine mitfühlende Krankenschwester sagt mir, es sei sinnlos, mich zu beeilen, weil es zu spät sei. Ich gebe ihr eine Ohrfeige und laufe auf die Station. Meine Schwester weint und breitet stumm die Arme aus. Da verstehe ich, daß man mich nicht

zum Narren gehalten hat und die Ohrfeige grundlos war. Doch ich habe mich nicht entschuldigt.

Haß auf diese Frau stieg in mir hoch. Zum ersten Mal verstand ich, warum an der Pforte des Osmanischen Reiches für schlechte Nachrichten das Rückrat gebrochen wurde. Ich bedauerte, es nicht tun zu können. Und ich erinnerte mich nicht daran, viel Licht gesehen zu haben. Der Tod... Ja, der war anwesend. Und in Fülle. In viel zu großer Fülle! Aber kein Licht. Gott, wie sehr wollte ich damals sterben! Der dumme Verstand weigerte sich, die Realität zu akzeptieren, als könnte dies etwas ändern. Ich weigerte mich hartnäckig, ins Nachbarzimmer zu gehen, um Vater zu sehen, der schweigend und kalt auf bestickten Kissen lag. Doch meine Kusine, die Ähnliches erlebt hatte, sagte: «Geh hinein, sonst wirst du es später bereuen.»

Und ich ging hinein. Wie gut, daß ich es getan habe. Ich sprach die ganze Nacht mit ihm, ohne eine Antwort auf all meine Fragen zu erhalten. Die Antwort suche ich noch bis heute. Als sie dann den Sarg verschlossen, lief ich weg.

Ich bin schon immer ängstlich gewesen. Doch ich bin nicht vor dem Schauspiel geflüchtet, sondern vor der eigenen Ohnmacht. Ich hatte den Eindruck, daß Vater ein beklemmendes Gefühl gehabt haben mußte, als sein Sarg verschlossen wurde, weil es plötzlich dunkel um ihn war. Und ich war unfähig, ihm zu helfen.

Ich entsinne mich, wie ich gegen Vaters Freund vorging, als er noch einige Fotos machen wollte. Ich wollte nicht zulassen, daß man sich seiner als Toten erinnerte. Ich war bereit, aus dem Gehirn eines jeden die Bilder zu reißen, die seinen Tod festgehalten hatten. In den darauffolgenden Nächten konnte ich ohne Beruhigungstabletten nicht einschlafen.

Eines Tages ließ man mich in der Wohnung allein. Ich leerte den Arzneikasten und überlegte lange, welche Dosis ich einnehmen mußte, damit das Ende unverzüglich eintrat, denn ich hatte Angst vor Schmerzen. Dann hörte ich Schritte. Meine Schwester war nach

Hause gekommen. Sie sah mich seltsam an und fragte: «Ist mit dir alles in Ordnung?»

Ich nickte. Da begriff ich, daß ich kein Recht hatte, wegzugehen. Zumindest jetzt nicht. Weder Mutter noch meine Schwester würden es überleben. Das heißt, sie würden es schon überleben, doch in welchem Zustand? Ich hatte kein Recht fortzugehen mit dem Bewußtsein, daß jemand, den ich liebte, unglücklich zurückblieb. Sie brauchten mich. Sie brauchten mich als Zeugnis dessen, daß sie nicht völlig einsam und überflüssig auf dieser Welt zurückgeblieben waren. Was mich selbst betraf, so war es mir egal. Das Licht ging langsam aus. Mir war es egal wie einem Blinden, der nur zu gut wußte, daß alle Farben, sollte er je noch einmal sehen können, nur in seiner Vorstellung existierten und daß sie viel blasser waren, als in der Wirklichkeit.

Gegen Morgen erwachte ich davon, daß jemand weinte. Es war Archyp. Er weinte im Schlaf. Ich rüttelte ihn mit Mühe wach, wobei ich daherredete, was mir in den Sinn kam: «Beruhige dich... Ich bitte dich, hör auf... Es ist nur ein Traum... der Unfug eines müden Hirns... Bis zum Mittag ist alles vergessen.»

Archyp setzte sich aufs Bett und packte den Kopf mit den Händen: «Ja, es ist der Unfug eines müden Hirns... Ich habe geträumt, du wärst in einem Autounfall umgekommen.»

Ich versuchte zu scherzen: «Das ist unmöglich. Ich kann doch gar nicht fahren...»

Doch Archyp ließ mich nicht ausreden: «Es reicht, daß ich fahre.»

«Aber du wirst nicht zulassen, daß ich umkomme.»

«Leider hängt das nicht von mir ab.»

«Archyp, ich bitte dich, laß uns diesen wunderschönen sonnigen Tag nicht mit dieser düsteren Philosophie der Fatalität beginnen. Um so mehr, da es heißt, wer im Traum stirbt, wird lange leben. Also haben wir keinen Grund zur Aufregung.»

Archyp lächelte. «Wie einfach... Tatsächlich, dieser Tag hat einen besseren Anfang verdient.»

Dieser Tag hatte wirklich einen besseren Anfang verdient. Wir fuhren aus der Stadt hinaus. Es gab viel Sonne und gelbes Laub. Wir tranken Kaffee in einem kleinen Lokal, lachten über Nichtigkeiten und planten unsere Zukunft. Es war noch ein weiter Weg bis dahin, doch wir nahmen uns fest vor, im nächsten Sommer nach Italien zu fahren. Wir wollten unseren Wagen nehmen und damit die alte Apenninenhalbinsel durchqueren, Archyp sagte niemals Italien sondern Apenninen. Darüber mußte ich jedesmal lachen. Er sprach das Wort etwas merkwürdig aus und träumte unentwegt davon, dorthin zu fahren. Auf dem Rückweg, kurz vor Lwiw, hatte ein Mann einen Hund überfahren. Er wurde von der Straßenkontrolle angehalten und behauptete, der Hund sei von allein unter seine Räder geraten, ihn treffe keine Schuld. Man ließ ihn weiterfahren. Wir beschlossen, die arme Kreatur zu begraben, und kamen erst spät nach Hause. Ich machte den Fernseher an, dort lief gerade "Das siebte Siegel" von Bergman. Der Wanderritter Antonius Blok spielte Schach mit dem Tod und bemühte sich, in Erfahrung zu bringen, was danach sein würde. Er war vom Kreuzzug zurückgekehrt, während in seinem Land die Pest wütete. Er traf viele Menschen, die alle der Pest entgegengingen. Sie alle wurden von Zweifeln geplagt. Und sie starben alle, bis auf ein verliebtes Paar mit einem Kind. Im letzten Bild ging über dem verliebten Paar die Sonne auf, und es gab sehr viel Licht. Und am fernen Horizont führte der Tod den Wanderritter und alle anderen hinter sich her, deren Herzen von der Pest des Zweifels, des Hochmuts und der Ohnmacht des Verstandes zerfressen wurden. Der Tod führte sie in die Finsternis. Es kam zum Schluß heraus, daß der Wanderritter Antonius Blok nicht dem Tod, sondern der Finsternis entgegenging. Doch gab es dort nur Finsternis? "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war." Archyp schlief ein, und mir war seltsam zumute, daß ich nicht allein war. Denn tief in meinem Herzen fürchtete ich mich vor den Menschen und bemühte mich, sie zu meiden, soweit wie möglich. Ich hatte alle Ein- und

Ausgänge zu mir selbst fest zugemauert. Doch damit niemand dahinterkam und, Gott behüte, sich nicht vornahm, diese Mauern niederzureißen, spielte ich die Rolle eines geselligen kleinen Mädchens. Obwohl ich mich eigentlich als Fremde unter all diesen Menschen fühlte. Ich hatte den Eindruck, daß man mich mit Gewalt von einer unbekannten Insel entführt und mutwillig in diese Realität geworfen hatte. Ohne daß klar war, warum und wozu. Mutter erzählte, ich hätte darum gebeten, geboren zu werden, daher sei meine Geburt sehr leicht gewesen. Die Ärzte behaupteten, so kämen die wahren Genießer des Lebens auf die Welt. Doch es muß etwas anderes gewesen sein. Ich habe dieses Leben nie besonders geliebt. Vermutlich deshalb, weil ich mich selbst nicht mochte und mir überflüssig vorkam. Ich konnte nicht vergessen, was mir irgendwann jemand gesagt hatte, man müsse geboren werden, um seinen Teil abzubüßen. Daher hatte ich es so eilig gehabt, auf diese Welt zu kommen, um rechtzeitig wieder zu verschwinden. Wahrscheinlich hätte ich das auch getan, hätte es nicht Vater gegeben. Ich liebte ihn wirklich, und diese Liebe hielt mich am Leben. Obwohl mir immer klar gewesen war, daß er eigentlich meine Schwester liebte, das erste, sehnlichst erwartete Kind, und nicht mich. Doch ich verstand ihn irgendwie und tat so, als wäre das in Ordnung. Schließlich war es mir stets wichtiger gewesen, selbst zu lieben, als geliebt zu werden. Ich ließ zwar zu, daß man mich liebte, erwiderte das Gefühl jedoch nie. Weil es mir gleichgültig war. Ich verstand Freud nur zu gut, und er tat mir leid. Weil seine Theorie vom Oedipus- und Elektrakomplex nur eine Schirmwand war, hinter der sich ein zu wenig geliebtes Kind verbarg. Vater liebte mich, er liebte mich sehr, doch er hatte immer Schuldgefühle wegen der größeren Liebe zu seinem ersten Kind. Und es ist möglich, daß mir ohne dieses Schuldgefühl nie klargeworden wäre, worum es ging. Als ich ihn das letzte Mal im Krankenhaus besucht hatte, obwohl ich nicht ahnte, daß es das letzte Mal sein würde, haben wir uns sehr lange unterhalten, während meine Schwester draußen wartete. Ich

verabschiedete mich schließlich, ging einige Schritte zur Tür und wandte mich jäh um, packte Vaters Hals, schmiegte mich an seine Wange und sagte unentwegt: «Ich liebe dich. Ich liebe dich so sehr, wenn du wüßtest, wie ich dich liebe.» Dann stand ich rasch auf und ging fort.

Eine Frau, die auf der gleichen Station lag, fragte: «Wen lieben Sie eigentlich mehr?»

Ich spürte, oder es schien mir nur so, weil ich es mir wünschte, daß Vater auf mich gezeigt hätte, aber ich drehte mich nicht um. Ich ging weg, ohne mich umzusehen. Wir haben einander nie mehr gesehen, und so habe ich nie die Wahrheit erfahren. Offen gestanden, bin ich froh, mich nicht umgesehen zu haben. Der Blick hätte tödlich sein können.

Der schlafende Archyp sah aus wie ein Kind. Ich sah ihn an und staunte darüber, daß ich nicht allein war. Was hielt diesen Mann neben einem Menschen fest, der alle Ein- und Ausgänge zu sich selbst zugemauert hatte? Merkwürdig, daß er keine Mauern herunterriß. Er war einfach da. Auf eine seltsame Weise drang er durch diese Mauern und gelangte zu den geheimsten Winkeln meines Herzens. Doch er versuchte nie, mit meinem Vater zu konkurrieren, und fragte nie nach meiner Vergangenheit. Wenn mir ganz elend zumute war, legte er nur seine warme Hand auf meine von zurückgehaltenen Tränen entzündeten Augen, wonach die Erinnerungen verschwanden. Außerdem kochte er wunderbare Schokolade. Jeden Sonntag, wenn ich vom Friedhof zurückkam, wohin ich immer allein ging, empfing er mich mit einer heißen, köstlich duftenden Schokolade. Danach gingen wir in eine Pizzeria oder in ein anderes kleines Lokal zum Mittagessen, bummelten ein wenig durch Lwiw, gegen Abend gingen wir zu Freunden oder ins Theater, wenn er selbst nicht spielen mußte, oder wir fuhren hinaus. Es waren Tage, an denen ich völlig das Gefühl für Zeit und Raum verlor. Den Rest der Woche war er völlig in Anspruch genommen: Proben, Ausstellungen, Romane, Erzählungen, Übersetzungen.

Darin erinnerte er mich ein wenig an meinen Vater. Sie hatten überhaupt sehr vieles gemeinsam. Das habe ich zum erstenmal festgestellt, als ich ihn gebeten hatte, mir beim Apfelpflücken zu helfen. Er pflückte sie in der gleichen Weise wie mein Vater.

"Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum viel zu wenig Licht war." Etwa eine Woche später erinnerte ich mich daran, daß wir, als wir klein waren, oft in den Wald liefen, um dort auf den Erdölrohren herumzuklettern. Wir hatten ein besonderes Spiel: Wenn die Sonne im Zenit stand, mußte man über das höchste Rohr klettern, das an einem Bach entlanglief. Man mußte auf dem Rohr die Stelle finden, von der aus, wenn man nach unten blickte, der dünne Rinnsal eines Baches zu sehen war, in dem sich die Sonne widerspiegelte. Da kam stets der Eindruck von sehr viel Licht auf. Er faszinierte uns. Ein gelungener Blick rief ein gutes Lebensgefühl hervor. Merkwürdig, daß sich bereits Kinder bemühen, sich eines guten Schicksals zu vergewissern. Mir glückten damals die meisten gelungenen Blicke. Die Ereignisse, die meine Jugend ausgefüllt hatten, konnten als deutliche Bestätigung dieser Theorie aufgefaßt werden. Doch nur ein wenig mehr Licht im Krankenhaus hatte genügt, diese Theorie zu erschüttern. Ich entschloß mich, noch einmal in die Kleinstadt meiner seltsamen Jugendzeit zu fahren, um noch einmal mein Schicksal mit dem Blick zu prüfen.

Ich sagte Archyp, daß ich meine alte Freundin besuchen wollte, der ich längst versprochen hätte, mal zu kommen.

«Laß uns zusammen fahren», schlug er vor.

Doch ich wollte seine Begleitung nicht. «Nein, es lohnt wahrscheinlich nicht. Ihr Mann hat sie vor kurzem verlassen, und es wird sie traurig machen, uns beide zu sehen.»

«Du hast eine seltsame Freundin. Was kann an jemandes Glück traurig sein? Es sei denn Neid. Entschuldige, ich habe wohl kein Recht, so über deine Freunde zu reden, aber ich hätte nicht gedacht, daß du solche Freunde hast. Wirklich, fahr lieber alleine. Und erzähl nicht viel von uns, damit man es nicht beschreit.»

Ich schwieg. Was hätte ich angesichts meiner Lüge auch sagen können?

Am nächsten Tag, nach qualvollen fünf Stunden in elektrischen Vorstadtzügen, befand ich mich in der Nähe des Rohres. Mein Gott, es war viel höher, als ich es in Erinnerung hatte. Wie hatten wir es nur geschafft, ruhig darüberzulaufen? Vielleicht, weil Kinder nie an Gefahr, an den Tod durch Licht dachten?

Vorsichtig, Schritt für Schritt, begann ich über das Rohr zu gehen. Hier irgendwo mußte es sein, seinerzeit hatte es so viele "gelungene Blicke" gegeben, daß ich fast intuitiv spürte, wo ich stehenbleiben mußte. Es bestand zwar die Gefahr, daß die Quelle inzwischen zugewachsen war. Doch nein. Obwohl die Sonne den Scheitelpunkt des Himmels ein wenig überschritten hatte, ließ sie noch einige Chancen zurück. Ich machte noch einige Schritte und blieb stehen. Mein Gott, wie sollte ich nur in die Tiefe blicken? Das Rohr war ungefähr sieben Meter hoch! Allerdings war es so dick, daß ich einigermaßen das Gleichgewicht halten konnte.

Wenn mich Archyp gesehen hätte! Er wäre von meinem Mut keineswegs begeistert gewesen, sondern hätte mir ordentlich bescheidgegeben. Gott, nein. Archyp würde nie die Hand gegen mich erheben, dazu war er viel zu gut. Aber wir würden mindestens zwei Wochen lang kein Wort miteinander sprechen.

Ob ich beim Sturz starb, oder für mein ganzes Leben zum Krüppel wurde? Schwer zu sagen, unten mußte es steinig sein, und alles würde vom Aufprall abhängen. Wenn ich mit dem Kopf auf-schlug, wäre mir der Tod sicher, wenn mit dem Rückrat... mein Gott! Nur das nicht! Schließlich nahm ich meine Kraft zusammen und wagte, in die Tiefe zu schauen. Die Sonne spiegelte sich nicht in der Quelle, weil sie längst ausgetrocknet war. Plötzlich erschrak ich von einem lauten Rufen und hätte beinahe das Gleichgewicht verloren. Es fehlte nicht viel, und ich wäre wirklich kopfüber in die Tiefe gestürzt.

«Mädchen! Du wirst zu Tode stürzen!»

Ich sprang schnell wieder auf festen Boden und sah mich um. Auf dem gegenüberliegenden Ufer stand ein Mann in einem alten abgetragenen Anzug mit einem großen Sack Laub auf dem Rücken. Er sah mich traurig an, als hätte er meine Gedanken erraten. Ich schämte mich plötzlich. Der Mann ging weiter mit seiner Last von toten Blättern.

In der Straßenbahn verkroch ich mich in die entfernteste Ecke und errichtete durch meinen Ausdruck eine Barriere zwischen mir und allen um mich herum. Ich schämte mich immer noch. Ich erinnerte mich daran, wie ich zum ersten Mal versucht hatte, mir das Leben zu nehmen. Das war während meiner Praxis in einem Pionierlager gewesen. Ich war damals 18. Eines Tages, als meine Jugendgruppe Dienst im Eßsaal hatte, hatten sich meine Kinder etwas zuschulden kommen lassen. Ich wollte Näheres erfahren, doch aus irgendeinem Grund rief meine höfliche Frage «Was ist passiert?» keine logische Antwort hervor, sondern eine Flut unflätiger Flüche. Ich spürte, wie ich erstarrte und den Boden unter den Füßen verlor. Nein, es waren nicht die Flüche, die mich erschreckt hatten. Ich war entsetzt von der unermeßlichen Welle von Haß und Aggressivität, die aus dem Inneren jener Person aufgestieg und die Gestalt unflätiger Flüche annahm. Ich zog mich zurück. Schweigend ging ich in mein Zimmer, fühlte mich grenzenlos ohnmächtig und grundlos bespuckt. Das schlimmste war, daß ich nicht wußte, wie ich mich vor dieser Aggression schützen sollte.

In Griffweite lagen irgendwelche Tabletten. Es war mir egal, wem sie gehörten. Ich nahm eine ganze Scheibe und begann sie aus den Aluzellen zu drücken wie Kürbis-kerne. Als ich eine Handvoll beisammen hatte, nahm ich ein Glas und ging zum Waschbecken, um Wasser einzufüllen. Doch aus der Leitung floß kein Wasser. Unerwartet betrat jemand das Zimmer, der sofort begriff, wer ich war und was von mir zu erwarten war. Er nahm mir das Glas weg und sagte nur:«Mach keine Dummheiten. Dein Vater ist herzkrank. Er wird es nicht überleben.»

Dieser Mensch hatte recht. An jenem Tag war mir klargeworden, daß mein Leben nicht nur mir allein gehörte.

Ich kam spät nach Hause. Archyp war noch nicht da. Ich rief im Theater an, doch dort nahm niemand den Hörer ab. Danach rief ich Mutter, meine Schwester und noch einige Freunde an, doch niemand wußte, wo er war. Mein Gott, wenn ihm bloß nichts passiert war! Zum Glück stand der Wagen an der gewohnten Stelle. Ich verkroch mich in eine Ecke und begann die Seiten einer Zeitschrift umzublättern, sah jedoch nichts. Essen wollte ich auch nicht, denn ich war gewöhnt, das Abendbrot mit ihm einzunehmen. Plötzlich kamen mir wieder die Worte in den Sinn: "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum viel zu wenig Licht war." Ich wollte diesem Satz ausweichen und ging in die Küche, um die neuen Seiten von Archyps Roman zu lesen. Darin war die Rede davon, wie die Frau in der Kirche betete und Gott anflehte, ihr die Kraft zu geben, weiterzuleiden und an den geliebten Mann zu glauben. Sie war verzweifelt und hatte es sehr schwer. Sie dachte daran, sich das Leben zu nehmen... Das Türschloß schnappte leise zu, und Archyp betrat die Wohnung. Er war sehr leise, denn er glaubte, daß ich schon schlief, und staunte, daß dem nicht so war.

«Weshalb kommst du so spät?»

Archyp zuckte schuldbewußt mit den Schultern und versuchte zu lächeln. «Entschuldige bitte, aber ich hatte nicht damit gerechnet, daß es so lange dauern würde. Wir haben ein neues Stück gelesen.»

«Ich habe im Theater angerufen, aber niemand hat abgenommen.»

«Schon möglich. Wir saßen alle auf der Bühne.»

Archyp sprach ruhig und einfach. Ich hatte keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln.

«Weshalb hast du nicht angerufen, daß du später kommst? Ich hatte Angst um dich.»

«Es tut mit wirklich leid, aber dieses Stück... Weißt du, ich habe mein ganzes Leben davon geträumt, irgendwann eimal darin zu spielen. Ich hatte keine Ahnung, daß wir es inszenieren würden.»

Ich winkte entschuldigend ab und ging daran, das Abendbrot zu bereiten. Archyp nahm seinen Platz am Tisch ein und begann in den Seiten des neuen Stücks zu blättern. «Was werdet ihr spielen?»

Er antwortete, ohne den Kopf zu heben, denn er war völlig im neuen Bühnentext versunken: «"Auf dem Blutacker", es beruht natürlich auf dem gleichlautenden Drama von Lessja. Lessja Ukrajinka. Ich sollte den Durchreisenden spielen, und Serhij den Judas, aber ich habe mit ihm die Rolle getauscht.»

Ich sah Archyp erstaunt an. «Warum? Hast du dein ganzes Leben lang davon geträumt, den Judas zu spielen?»

Archyp hob zum ersten Mal den Kopf: «Ja. Wieso? Wundert dich das?»

«Irgendwie schon. Ich hätte nie gedacht, daß du dein ganzes Leben davon geträumt hast, einen Verräter zu spielen.»

«Das ist anders, als du glaubst. Ich habe nicht davon geträumt, einen Verräter zu spielen, sondern seinen Verrat als solchen. Judas hat sich nicht erhängt, weil er Christus verraten hat.»

«Sondern?»

«Mir scheint, daß er sich erhängt hat, weil er seinen Glauben, das Licht in ihm, verraten hat. Vor allem hat er sich selbst verraten und sich somit selbst für immer verloren. Das Leben hatte keinen Sinn mehr für ihn.»

«Aber Judas war doch Christus aus ganz praktischen Überlegungen gefolgt, oder nicht? Außerdem hängt er sich im Stück von Lessja nicht auf.»

«Das stimmt, er bleibt bei ihr am Leben, aber wir haben das Stück umgearbeitet. Wir gehen nicht davon aus, daß er ein gewöhnlicher Verräter war.»

«Ihr seid nichts als Idealisten. Ich verstehe bis heute nicht, weshalb ihr so viel Licht wie möglich in jeden Augenblick des Lebens ziehen wollt, selbst wenn keine Spur davon zu sehen ist.»

«Vielleicht, weil uns scheint, daß es rundum zu wenig Licht gibt... Und glaube mir, Menschen wie uns gibt es viele.»

«Und daher auch viele Selbstmörder.»

«Ja. Aber ein Tod durch Gewalt ist kein Weg zum Licht. Ein Selbstmord ist nichts anderes als eine Niederlage auf der Suche nach Licht. Ich glaube nicht, daß die Gewalt, die wir uns teilweise anzutun versuchen, Licht hervorbringen kann. Aber was kann ich dir dazu schon sagen, ich habe noch nie den Tod herbeigesehnt.»

«Aber ich habe es getan.»

«Und?»

«Ich weiß nicht, ich konnte es nie realisieren, aber seit einiger Zeit scheint mir, daß dies keine Lösung ist.»

«Die Frage stellt sich hier doch ganz anders: wo willst du hinaus und wo willst du hin?» fragte er.

«Das weiß ich nicht.»

«Was hat das mit dem Tod zu tun?»

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Mir schwebte ein Satz über die Suche nach Licht vor, doch im Kontext unseres Gesprächs schien er mir falsch in bezug zum wahren Leben. Außerdem war keine Zeit dafür. Archyp war völlig mit dem Schaffen seiner Judasgestalt und dem absurden Roman über die pathologisch liebende Frau beschäftigt. Obgleich ich sie allmählich zu verstehen begann. Das geschah hin und wieder und glich winzigen Bewußtseinseinbrüchen in einen neuen, unerforschten Raum. Diese Frau litt vermutlich an Liebesmangel, genau wie Archyp einen Mangel an Licht spürte. Ihr Mann hatte im Gegenteil zu viel Liebe und konnte sie daher nicht richtig bewerten.

Eines Morgens erwachte ich davon, daß es hinter dem Fenster sehr weiß war. Ganz unerwartet war der erste Schnee gefallen. Archyp freute sich über alle Maßen. Er liebte den Winter. Außerdem hatte mich der Duft von Schokolade geweckt. Seltsam, es war doch erst Freitag. Schokolade sollte es übermorgen geben. Doch Archyp wollte nicht auf mich hören. Wir feierten heute den Winteranfang. Außerdem feierten wir den fast fertigen Abschluß seines Romans. Fast, weil nur noch eine Seite geblieben war, die zu Ende ge-

schrieben werden mußte, doch in seinem Füller war die Tinte ausgegangen. Archyp hatte die merkwürdige Gewohnheit, seine Werke nur mit Füllern zu schreiben. Es war nur noch sehr wenig zu schreiben geblieben. Sein Romanheld hatte endlich verstanden, daß er nur einem einzigen Menschen auf dieser Welt etwas bedeutete und er diesem Menschen zudem sein Leben verdankte. Man mußte nur noch das letzte Gespräch zwischen Mann und Frau niederschreiben, wonach sie für immer zusammenbleiben würden. Doch leider war die Tinte nicht nur im Füller, sondern auch in der Wohnung ausgegangen, ein neues Fläschchen mußte besorgt werden. Archyp war beunruhigt, denn gerade an diesem Tag sollte die Generalprobe stattfinden, er hatte keine Zeit, in den Geschäften nach Tinte zu suchen, und wünschte gleichzeitig, seinen Roman schnell zu beenden. Da schlug ich ihm vor, die Tinte selbst zu besorgen.

Er lachte: «Du willst die Tinte für den Schluß des absurden Romans kaufen?»

Ich bemühte mich, ihm entsprechend zu antworten: «So ist es. Schließlich hat die größte Absurdität stets die größte Chance verwirklicht zu werden.»

Doch Archyp bestritt dies kategorisch: «Es geht nicht um die Absurdität, sondern darum, wie weit wir an sie glauben.»

«Möglich. Möglich, daß alles wirklich vom Übermaß an Licht abhängt.»

Wir lächelten uns verschwörerisch an. Danach machten wir uns noch lange in der Wohnung zu schaffen und verließen sie erst nachmittags. Der erste Schnee war noch nicht getaut, und es war unglaublich schön. Wir fuhren mit dem Wagen los. Ich stieg in der Nähe der Geschäfte mit Büroartikeln aus, winkte Archyp zu und betrat ein Geschäft, um Tinte zu besorgen. Das bedeutete, daß der Roman noch am gleichen Tag fertig sein würde. Auf dem Rückweg nach Hause kaufte ich eine Flasche französischen Wein, eine große Pizza und eine Schachtel Pralinen. Archyp sollte gegen zehn Uhr

abends heimkommen. Ich deckte den Tisch und zündete Kerzen an. Plötzlich kam mir wieder der Satz in den Sinn: "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war." Nein, Schluß mit den Selbstmorden, ab heute Abend wollte ich leben wie ein normaler Mensch. Ich hatte schließlich alles, um glücklich zu sein. Das Telefon klingelte, und ich betete, daß es nicht Archyp war, der mir sagen wollte, daß es ein "wenig" später würde. Ich konnte ihn sowieso kaum erwarten. Es war tatsächlich nicht er. Es war Serhij. Der gleiche Serhij, der in ihrem Bühnenstück den Durchreisenden spielte. Seine Stimme klang merkwürdig. «Ich bin's, Serhij.»

«Ich erkenne deine Stimme. Wo ist Archyp?»

Schweigen. «Reg dich nicht auf, es ist alles in Ordnung. Aber es wäre gut, wenn du herkämst.»

Ich mußte mich hinsetzen. «Wohin?»

«In die Topolna-Straße.»

«Ist er am Leben?»

Schweigen. «Ja, aber er ist auf der Intensivstation.»

Schweigen. «Hörst du mich?»

«Ja. Ich bin gleich da.»

Er log. Ich hatte es gleich bei den ersten Worten verstanden. Als wir sprachen, war Archyp schon tot. Ja, auch damals im Winter 1995 hat sich mein Verstand geweigert, die Realität zu akzeptieren. Ich war sehr schnell im Krankenhaus. Serhij kam mir entgegen und wußte nicht, wie er mir die Wahrheit sagen sollte. Zu seinem Glück brauchte er das nicht zu tun, weil meine Frage alles klargestellt hatte: «Wie ist es passiert?»

«Er ist gefahren. Es war ein wenig glatt. Ein Wagen mit eingeschaltetem Fernlicht kam um die Ecke. Er wurde geblendet, weil zu viel Licht da war...»

Ich hörte weiter nicht zu.

«Er wurde geblendet, weil zu viel Licht da war...» "Er hatte sich die Venen durchgeschnitten, weil rundum zu wenig Licht war"...

Und in beiden Fällen das gleiche Ende. Eigentlich nicht... Archyp starb mit dem Licht, nach dem er sich sehnte. Der andere in der Finsternis, die ihn stets umgeben hatte. Mein Gott! Hatte ich also doch recht, daß das Licht nur durch den Tod erreichbar war? Dann kam mir wieder der Satz in den Sinn: "Der Lichtgott und der Todesgott sind stets beieinander"... Doch noch heute hatte es so viel Licht um uns gegeben, und wir waren am Leben... Ich spürte Serhijs Hand auf meiner Schulter: «Es tut mir schrecklich leid. Es wäre besser, wenn du weinen könntest, mauere das bloß nicht in dich hinein.»

Erst da merkte ich, daß mein Gesicht trocken war und ich nicht weinen konnte.

«Ich bringe dich nach Hause.»

«Ist sonst noch jemand hier?»

«Ja, seine Eltern. Geh lieber. Du willst ihnen doch nicht begegnen.»

«Seine Mutter ist überzeugt, daß ich ihr den Sohn gestohlen habe. Nun sieht es so aus, als wäre es für immer...»

Wir fuhren schweigend. Ich konnte nicht weinen. Ich war innerlich wie versteinert. Serhij sah mich heimlich an und wagte nicht, das Schweigen zu unterbrechen, bis ich es selber tat: «Was wird nun aus der Aufführung?»

«Keine Ahnung. Wir werden sie absetzen müssen.»

«Weißt du, ich könnte statt Archyp den Judas übernehmen. Er hat oft zu Hause geprobt, und wir haben sehr viel darüber gesprochen. Ich bin sicher, daß ich es könnte...»

«Das wäre schon morgen. Könntest du das?»

«Warum nicht? Ich werde noch lange nicht weinen können.»

«Und wenn es dich auf der Bühne überkommt?»

«Dann wird man mich verstehen.»

«Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Laß uns morgen darüber reden.»

«Gut, wenn es ein Morgen gibt.»

Es gab kein Morgen. Meine Wohnung füllten Menschen, die ich kaum erkannte. Sie aßen unsere Pizza und tranken unseren Wein. Ich konnte ohne Archyp nicht essen. Ich wunderte mich, daß ich noch immer nicht weinte. Vielleicht war ich nach Vaters Tod dagegen immun. Serhij kam, um mich zu Archyp zu bringen. Doch ich lehnte ab. Ich wollte ihn nicht tot in Erinnerung behalten, obwohl mir klar war, daß ich es versäumt hatte, ihn mir das letzte Mal gut einzuprägen. Ich wollte ihn glücklich in Erinnerung behalten, als wir im Auto vor den Geschäften mit den Büroartikeln saßen. Erst da fiel mir die letzte, ungeschriebene Romanseite ein. Die würde ich wohl zu Ende schreiben müssen. Gott, weshalb hast du ihn das nicht selbst tun lassen? Er wollte es doch so gerne. Werde ich imstande sein, sie zu schreiben? Dieses Licht hinzuzu, von dem es, wie es sich im letzten Augenblick herausgestellt hat, so wenig gab? Ich weiß doch gar nicht, wie wahres Licht aussieht.

Zum Friedhof ging ich am zweiten Tag nach der Beerdigung, an der ich nicht teilnahm. Das Brett auf der Grabstätte war noch leer. Eigentlich war es gar nicht sichtbar, weil es von den Kränzen der Freunde und Verwandten verdeckt war. Der Freunde und Verwandten. Nur von der Liebsten lag nichts da. Weder im Leben noch danach. Unerwartet bekam ich starke Kopfschmerzen und nahm sehr viel Licht um mich wahr. Ein Verstehen, das viel zu spät kam. Schließlich ging mir die Logik von Archyps Roman auf. Er handelte von uns beiden. Nur waren die Rollen vertauscht. Er handelte vom liebenden Mann, dem die Liebe fehlte, und von der Frau, die zuviel davon hatte. Er hatte mich nie nach meiner Vergangenheit gefragt, weil er verstanden hatte, daß er selbst von dort herkam, ein Ersatz für einen Toten. Nichts mehr. Ich erinnerte mich daran, wie wir eines Tages nach einem Gewitter ins Feld hinausgefahren waren. Ich lief barfuß durch die Pfützen und schnitt mir dabei unerwartet in den Fuß. Archyp erschrak damals sehr. Er brachte mich schnell nach Hause und behandelte meine Wunde. Da sagte ich zu ihm:

«Im Augenblick erinnerst mich an meinen Vater.»

Er biß sich plötztlich auf die Lippe und fragte, ohne den Kopf zu heben: «Und an wen sonst?» Archyp sah mir in die Augen wie immer, wenn er in die geheimsten Winkel meiner Seele eindringen wollte: «Ich dachte, an einen geliebten Mann», und fuhr fort, meine Verletzung zu behandeln.

Die Wunde verheilte, doch die Worte ließen mich nicht in Ruhe. Ich versuchte noch etliche Male vergeblich zu ihnen zurückzukehren. Archyp tat so, als erinnerte er sich an nichts. Vermutlich hatte er damals endgültig verstanden, wer er im Grunde für mich war. Doch weshalb war er dann bei mir geblieben? Und hatte angefangen, den absurden Roman von der liebenden Frau zu schreiben. Ich spürte tiefen Schmerz. Und begann zu weinen. Eigentlich nicht. Ich jaulte plötztlich auf wie ein verletzter Hund. Warum war es so spät gekommen? Ich hatte ein halbes Jahr lang versucht, auf der Suche nach Licht dem Tod ins Gesicht zu sehen. Und es war so nah. Nicht im Tod, sondern im Leben. Das ging mir indes viel zu spät auf, als der Tod mir schon sein Gesicht zugewandt hatte. Und in seinen Augen lag nur Finsternis, hinter der sich das Unbekannte verbarg. Werde ich jemals meine Schuld vor diesem Mann abtragen können? Werde ich jemals der Liebe dieses Mannes würdig sein, der sich kein Licht durch den Tod wünschte, weil er selbst das Licht war?

Ich ging nach Hause, wo niemand auf mich wartete. Aus dem Keller des Nachbarhauses kroch ein Kätzchen, das vor Kälte von einer Pfote auf die andere trat und erbärmlich miaute. Es war offensichtlich auch allein. Ich hob es auf und steckte es in den Mantelausschnitt. Es war seltsam warm. Ich hörte, wie es zu schnurren begann. Drinnen goß ich ihm Milch ein und beobachtete es lange. Mir wurde leichter zumute. Es rollte sich auf meinen Knien zusammen und schlief ein. Ich streichelte sanft seinen Kopf.

«Schlaf, mein Kleines, schlaf. Auf uns wartet sehr viel Arbeit. Wir müssen noch eine ganze Romanseite von einem lebenslangen Licht schreiben. Wir haben keine Zeit für den Tod..»

Die Geschichte einer Liebe

Sie liebte Andrij noch seit der sechsten Klasse, ohne zu wissen warum. Andrij war ein netter Junge, er war stark und keineswegs dumm, was heutzutage ziemlich selten ist. Zumindest sagte das ihre Mutter, und Mütter verstanden etwas von diesen Dingen. Doch Andrij liebte Veronika nicht.

In der sechsten wie auch in der siebten Klasse liebte Andrij nur den Fußball, in der achten Andriana aus der 9A, in der neunten Olja und gleichzeitig Teresa-Danuta, an der außer dem auffallenden Vornamen nichts dran war. In der zehnten Klasse liebte er völlig wahllos.

Da erst fiel ihm Veronika auf: sie war noch ein wenig gewachsen, und wenn sie ihren dicken Wollpullover anzog, sah sie aus wie ein älteres Mädchen. Er lud sie ins Kino ein und danach zu sich nach Hause. Sein jüngerer Bruder war da, und Andrij schickte ihn nach draußen spielen.

Sie saßen auf dem Sofa und hörten Musik, sie klang sehr angenehm mit ihren Negrosynkopen. Veronika kannte sich ein wenig aus in der Musik, besonders in der klassischen, weil ihre Mutter sie bei allen Musikgruppen zum Unterricht anmeldete. Doch Veronika schwieg, weil sie Angst hatte, daß Andrij sie für eine Angeberin halten würde. Sie lernte sehr gut und schämte sich dafür.

Andrij schwieg nicht, er spulte geschickt Tonbänder um und schwatzte von Filmen, die er vor langer Zeit in Polen gesehen hatte, als er dort mit seiner Mutter bei seinem Vater zu Besuch gewesen war. Sein Vater war Berufssoldat gewesen und war vor drei Jahren in der Nähe von Prag ums Leben gekommen. Er hatte verhindern wollen, daß die Tschechoslowaken unter die Knute von Gutsbesitzern und Kapitalisten zurückkehrten, weswegen irgendein Verrückter sich mit einer Bombe unter die Raupen ihres Tanks

geworfen hatte. Andrij hatte sich damals vorgenommen, nach dem Schulabschluß Berufssoldat zu werden und alle Tschechoslowaken abzuschlachten. Doch das war nichts als Angeberei.

Veronika hatte ihren Vater nie gesehen, daher versuchte sie, das Gespräch wieder auf Filme zu bringen. Filme waren überhaupt ungemein verführerisch, weshalb man sie bei uns kaum zeigte. Andrij hatte vor kurzer Zeit sogar einen Porno gesehen. Er handelte von Gruppensex und allerhand Perversem. Andrij erzählte, daß seine Mutter wieder einen Berufssoldten heiraten würde und er hoffte, so wieder ins Ausland zu kommen.

Veronika suchte mit ihren Augen nach der Uhr, weil sie große Angst hatte, daß ihre Mutter ihr nicht aufmachen würde. Liebe war zwar Liebe, aber eine Mutter blieb eben Mutter. Andrij erzählte etwas Fernes und Unverständliches - von einer großartigen Stelle am Ufer des Flusses Swytjas, wo er im Sommer mit Freunden gewesen war. Seine Freunde seien viel älter, manche seien zwanzig, manche sogar schon dreiundzwanzig, einige Freundinnen seien schon geschieden, was doch ganz schrecklich sei.

Andrij hätte sie betrunken im Wald getroffen und sie danach zu ihren Zelten gebracht. Er schlug Veronika vor, ihn nächstes Jahr dorthin zu begleiten.

«Ich muß jetzt gehen», sagte sie schüchtern. «Ich habe meinen Schlüssel vergessen.»

«Bleib», meinte Andrij und begann sie zu küssen.

Veronika erschrak und lief weg.

Seither ließ Andrij sie in Ruhe, er beachtete sie nicht mal. Veronika schloß die Schule mit Auszeichnung ab und immatrikulierte sich am Polytechnischen Institut. Sie teilte in einem Studentenheim das Zimmer mit Lena Morykyschko. Lena war geschieden und schimpfte bei jeder Gelegenheit auf ihren ehemaligen Mann. Diese Gelegenheiten häuften sich, weil Lena sehr attraktiv war und die Männer bei ihr Schlange standen. Lena sagte, daß sie alle nichts taugten, und hatte Recht dabei.

Veronika traf Andrij ganz unverhofft in der Innenstadt, und er begleitete sie zum Studentenheim. Seine Mutter hatte einen Zivilisten geheiratet, und Andrij machte eine Ausbildung als Kellner. Die Tschechoslowaken schnarchten friedlich in ihren kleinbürgerlichen Nestern, nachdem sie ihre Kinder heil aus den Heuschobern geholt hatten. In der Nähe des Studentenheims fragte Andrij Veronika, ob sie nicht Lust hätte, seine Geliebte zu werden. Veronika hatte keine Lust dazu und lief weg, so schnell sie konnte.

«Laß es dir durch den Kopf gehen!» rief Andrij ihr nach.

Er kam seither fast jeden Tag ins Studentenheim und suchte ihr Zimmer auf. Dauernd erzählte er von seinen Abenteuern und fragte Veronika immerzu, ob sie es sich doch nicht anders überlegt hätte.

«Sag mal», fragte Lena eines Tages, «geht er dir nicht auf den Keks?»

«Und wie!» stöhnte Veronika.

Lena warf Andrij aus dem Zimmer, worauf er begann, die Ungeküßte zu besuchen. Sie wohnte im Zimmer nebenan, und Lena hatte sie so getauft, weil sie sie an der Nase herumgeführt hatte: Die Ungeküßte hatte Lena eine ganze Stunde über das *Gewisse* ausgefragt und geschworen, daß sie keine Ahnung habe, wie man sich beim Küssen fühle. Am gleichen Abend knutschte und stöhnte sie in dem kleinen gemeinsamen Wohnungsflur mit jemandem so heftig herum, daß sie mit dem Rücken die Scheibe ihrer Zimmertür eindrückte.

Lena sagte, die Weiber seien manchmal viel schlimmer als die Kerle. Andrij übernachtete ständig bei der Ungeküßten, wenn sie allein in ihrem Zimmer war. Davor vergaß er nie, bei Veronika hereinzuschauen, um ihr die immer gleiche Frage zu stellen.

«Krepier!» rief Lena eines Tages und warf einen Schuh nach ihm, «sich auch noch lustig machen, du Aas!» Am nächsten Tag bat sie die Ungeküßte, einen anderen Ort für ihre Herumtreiberei zu suchen, da aber ein anderer bequemer Ort schwer zu finden war, meinte die Ungeküßte: «Wohl neidisch, was?»

«Nutte!» rief ihr Lena zu, worauf die Ungeküßte einen anonymen Brief über Lena und Veronika schrieb.

Die Heimleiterin lud die Mädchen der Reihe nach vor.

«Unterschreibe ja nichts!» flüsterte Lena Veronika zu, als sie das Zimmer der Heimleiterin verließ. Veronika betrat das Dienstzimmer.

«Ihr veranstaltet wohl Bordellstunden, was?» fragte Hanna Wassyliwna, doch Veronika hatte nichts *dergleichen* veranstaltet.

«Hier steht, *was* du dort stundenweise treibst», sagte die Heimleiterin und zeigte mit dem Finger auf den anonymen Brief.

Veronikas Mutter hätte eine solche Schande nicht überlebt. Ihr reichten die eigenen Fehltritte. Veronika antwortete mit zitternder Stimme: «Ich weiß, wer diese Lügen verbreitet.»

«Du fängst ja früh an», sagte die Heimleiterin.

«Womit?» fragte Veronika, obwohl sie wußte, wovon die Rede war.

«Schlafen mit...» beinahe hätte Hanna Wassyliwna den Namen ausgesprochen, doch sie hielt inne. «Mit Ausländern!» stieß sie hervor.

Veronika fiel Ngwama Otrieno aus Uganda ein, der sie besuchte, um mit ihnen Geometrieaufgaben zu lösen, dann dachte sie an ihre Mutter, die unweigerlich vor Schande sterben würde, nachdem sie zuerst Veronika umgebracht hätte, und ihr wurde ganz schwach.

Die Heimleiterin brachte sie wieder zur Besinnung, indem sie verlangte: «Schreib eine Erklärung!»

« Das nicht!» stöhnte Veronika. «Bloß das nicht!»

«Der Studentenrat wird dich sowieso rausschmeißen», rief die Heimleiterin und warf ihren Füller auf den Tisch.

Veronika ging auf ihr Zimmer.

«Sie werden dich nicht rausschmeißen», beruhigte Lena, «dieses blödeWeibsstück!»

Lena fuhr weg, um ihren so oft verfluchten Mann zu besuchen, der ihr geschrieben hatte, ohne sie nicht leben zu können.

Die Ferien hatten begonnen, und das Studentenheim wurde leer. Veronika hatte es nicht eilig, nach Hause zu fahren, weil es dort

nimanden gab außer ihrer Mutter. Und mit der Mutter war es noch trauriger.

Sie fuhr zusammen, als sie auf dem Flur die bekannten Schritte hörte, und als Andrij auf der Schwelle erschien, schrie sie laut: «Nein!»

Doch sie spürte einen Krampf im Hals, und ihr Schrei verwandelte sich in ein klägliches Piepsen.

Andrij ging ins Nachbarzimmer.

Veronika versuchte zu lesen, doch weder der Roman noch andere Dinge lenkten sie ab. Als hinter der Wand das Bett zu knarren begann, stürzte sie aus dem Zimmer. Im Flur summten die Neonröhren, Schnee fiel auf die Straße. Sie besuchte Ngwama Otrieno, und sie lösten bis in den späten Abend hinein Geometrieaufgaben. In seinem Land hatte es kurz vor den Ferien noch einen Staatsstreich gegeben. Veronika sagte, daß sie über Nacht bleiben wolle. Ngwama Otrieno verstand zunächst nicht und sah sie verwundert an.

«Ich bleibe über Nacht», wiederholte sie.

Ngwama Otrieno streichelte ihre Schultern und küßte sie aufs Haar. Er sagte kein Wort, und sie war ihm sehr dankbar dafür. Dann machte er das Sofa zum Schlafen zurecht.

Sie bat, die Tischlampe auszuknipsen. Morgens schlief Ngwama Otrieno noch, als Veronika rasch in ihr Zimmer ging.

Ihr Kopf und der ganze Körper schmerzten. Hinter der Wand war es still. Veronika setzte sich aufs Bett, schlug die Hände vors Gesicht und begann zu schluchzen.

Andrij war ganz nahe, nebenan. Er war glücklich und befriedigt, und ihm tat nichts weh.

Die schwarzen Täublinge

Es roch nach Desinfektionsmitteln, nach Leder, nach verbranntem Laub und nach Bahnhof. Der schläfrige Ruf des Stationsvorstehers verlor sich im Gedränge und löste sich im schrillen Pfiff der Diesellok auf. Angerempelt von Taschen, Paketen, fahrbaren Gestellen wurde Wadym zum Bahnsteig geschoben. Er entdeckte Irka erst, als der Lautsprecher bereits die Abfahrt des Zuges ankündigte. Sie winkte ihm zu, schob ihr graues Hütchen zurecht, rief ihm etwas zu und hob einen kleinen geflochtenen Korb hoch. Vom Gedränge auseinandergerissen, konnten sie nicht zueinanderfinden, doch er sprang an einigen großen Koffern vorbei und packte ihre Hand. «Schneller!» rief er und zog sie zur Wagentür.

Vor ihm bewegten sich Beine, Taschen, Körbe, er blieb an kleinen Rädern hängen, schob jedoch Irka vor sich her in eine Richtung, wo es nicht so voll war. Als er sie zwischen zwei kräftige Frauen geschoben hatte, merkte er, daß er in einen Menschenstrom geraten war, der sie in den Wagenvorraum und danach ins Waggoninnnere drängte. Sie kletterten über Koffer und Taschen, schoben sich zwischen zwei vollgepackten Marktweibern hindurch, die den Durchgang verbarrikadiert hatten, und fanden unerwartet ein ruhiges Plätzchen. Wadym verstaute Eimer und Korb neben den Sitzplätzen, drückte die Knie dagegen, öffnete seine Jacke und legte seinen Arm um die warme Taille der Frau.

«Heute ist der vierzehnte», flüsterte sie ihm zu.

«Welcher vierzehnte?»

Sie kniff ihn. «Heute, vor genau drei Monaten, hat es zwischen uns angefangen.»

Er murmelte etwas Unverständliches und bemerkte eine zottige Katze, die zornig aus einer Samttasche auf den runden Knien einer dunkelhaarigen Frau blickte; die Frau las in einem Krimi, hielt die

Katze am Hals fest, sah immer wieder auf eine winzige, goldene Armbanduhr und schnitt sich mit einer Nagelschere ein Häutchen am kleinen Finger ab. Im Waggon ging es laut zu. Ein Bettler und ein Zeitungsverkäufer riefen einander etwas zu, alte Frauen beschimpften einander, und ein Hund bellte.

«Soll ich dir ausrechnen, wie lange deine Seele noch lebt?» fragte Irka und legte den Kopf auf seine Schulter. Sie holte eine Zeitung und einen Kugelschreiber aus einem Päckchen.

«Du bist 59 geboren?» fragte sie und entfaltete die Zeitung. Wadym beobachtete, wie sie Zahlen suchte, sie auf dem Zeitungsrand aufschrieb und kommentierte und zu ihren Witzen lachte.

Bei Kilometer 82 stiegen sie aus. Es war ein warmer Septembermorgen. Sie verließen die feste Straße, die zu den Datschen führte, und bogen in einen Feldweg. Vor ihnen stand der dunkle Wald wie eine dichte Mauer. Am Wegrand wuchsen Heidekraut und Wegwarten. Der Feldweg verlor sich im Dickicht, in dem Elstern kreischten und das herabgefallene Laub raschelte. Sie versanken im dichten Nesselgesträuch, das von runden, blasenähnlichen Spinnnetzen überzogen war. Wadym schnitt zwei Stöckchen aus Hasel- und Wolfseberholz.

«Damit werden wir das welke Laub beiseiteschieben», erklärte er Irka, «damit uns keine Schlange beißt.»

«Ich habe Angst vor Schlangen», flüsterte sie.

Dann holte er einen bunten Kompaß heraus, der an einem Band befestigt war, und hängte ihn Irka um den Hals. «Wir werden in Richtung Norden gehen.»

Der Kompaß begann im Takt der Schritte zwischen Irkas Brüsten zu baumeln.

«Bim-Bam, Bim-Bam, auf daß ich den Männern ins Auge fall!» sagte sie und lachte dabei.

«Schau zu Boden», meinte er, «und bleib nicht zurück.»

Nachdem sie den Weißbuchenwald durchquert hatten, gelangten sie in einen Tann. Aus der Ferne hörte man Stimmen. Eine Frau mit

einem Korb voll weißer Stein-und Milchpilze kam ihnen entgegen. Dann trafen sie einen Mann, der einen Eimer Hallimasch trug. Sie selbst fanden indes keinen einzigen Pilz.

Sie gingen durch den toten Wald, kämpften sich durch das Brombeergestrüpp voll Dunkelheit und wilder Tiere. Er stellte fest, daß sie bereits seit geraumer Zeit keine Menschenstimmen gehört hatten; Dickicht, zorniges Elsterngekreisch, Teppiche fleischiger Fliegenpilze und klagende Rufe winziger Vögel in den Fängen eines Bussards war alles, was den Wald und ihre Seelen ausfüllte.

Sie kamen zu einem sumpfigen Waldstreifen und versanken bis über die Köpfe in dichtem Schilfrohr. Immer öfter sahen sie von Wildschweinen aufgewühlten Waldboden und deren frische gespaltene Hufspuren. Etwas rauschte auf, Irka schrie und suchte Schutz an Wadyms Brust.

«Es ist nur der Wind», beruhigte er sie.

Kurz danach begann eine Kiefernschonung. Auf dem mit Nadeln übersäten Boden lagen Wurzelstümmel abgeschnittener Steinpilze und umgekippte Fliegenpilze.

«Wenn man Pilze im Kopf hat, sieht man sie auch vor den Augen, und hat man eine Frau im Sinn, dann sieht man nichts als nur die Frau.»

Sie lachte, schwenkte ihren Korb mit einem zerkrümelten Milchpilz darin, ihr Lachen verlor sich in den Baumwipfeln. Wadym sah in seinen Plastikeimer mit hereingefallenen Birkenblättern und zwei rostfleckigen Täublingen.

«Wenn wir so weitermachen, werden wir viel sammeln», sagte er näselnd und blickte zu Boden.

Ab und an wuchsen zwischen den jungen Kiefern schlanke Birken und Heidekraut, um schließlich einem Mischwald zu weichen. Neben einer jungen Eiche betrachtete Irka eine ganze Weile die vom Wind glattpolierte Rinde.

«Komm her», lud sie ihn ein und ließ sich nieder, nachdem sie mit ihrer Haselrute das Laub beiseitegeschoben hatte.

Er trat näher und sah erstaunt zwei dunkelbraune kräftige Täublinge, die aufeinandersaßen.

«Schau nur, was sie tun», sagte Irka und kicherte.

Wadym umfaßte ihre Schultern, beugte sich zu ihrem warmen Ohrläppchen, spürte den zarten Atemzug, während seine Hand bereits ihre Bluse hochschob, bis seine heiße Hand ihre festen Brüste erreichte.

«Nicht hier, nicht hier», flüsterte sie, «jemand könnte uns sehen.»

Er zog sie zur jungen Schonung, deren Boden mit schwachem Moos und Nadeln bedeckt war, und spürte, wie seine Jacke nach unten glitt, die Knie weich wurden, er warf sie zu Boden, seine Hand suchte lange in den Falten ihres Kleides, bis die Finger die zarte Feuchte fanden, worauf er ihre und sie seine Kleider abzustreifen begann. Ein scharfer Kiefernzweig stach ihre nackten Beine. Sie sprang rittlings auf ihn und knirschte mit den Zähnen, um ihren Schrei zu beherrschen. Von Schwäche überwältigt, gelang es ihr nicht, ihren Slip von einem stacheligen Holzbirnenzweig zu befreien, der sich darin verfangen hatte.

«Laß mich los», sagte sie zu ihm oder zum Birnenzweig. «Du hast mich ja ganz schön durchgewalkt», meinte sie, richtete sich auf und begann zu lachen. «Jetzt werden wir endlich anfangen, Pilze zu sammeln.»

Er sah Irka an, hinter deren Rücken das rote Laub einer Espe zitterte, und sein Blick ließ sie erröten.

«Ich möchte etwas essen», sagte sie schließlich.

Er trug Reisig zusammen, machte Feuer, während sie Speckscheiben auf Birkenstöckchen spießte und sie briet, danach aßen sie den Speck mit scharfem Knoblauch, tranken dazu Kaffee aus der Thermosflasche und sahen zu, wie das Feuer zu Ende brannte.

«Du hast Wimpern wie ein Tierchen, sie wachsen aus deinen Augenwinkeln», sagte er, während er mit einer kleinen Wurzel die Glut auseinanderschob.

«Hast du das erst heute festgestellt?» fragte sie errötend.

«Du machst immer die Augen zu, wenn du liebst.»

«Siehst du mir nur dabei in die Augen?»

«Laß die Worte sein.»

«Und du meine Wimpern.»

Wadym zog lange die Glut auseinander, trat sie mit den Schuhsohlen aus, während der stechende graue Rauch weiter qualmte, als qualmte er hier bereits tausend Jahre.

«Laß uns endlich weitergehen», bat sie.

Im tiefen Wald sahen sie einen buckligen Pilzsammler. Er kniete vor einer Kolonie von Täublingen und entfernte behutsam, wie ein mißgestalteter Garderobier inmitten von Frauen in kostbaren Pelzen, die Laubblätter von ihren Hüten.

«Hier gibt es viele Täublinge», sagte Wadym.

«Täublinge sind keine Steinpilze», erwiderte sie.

«Na und?»

«Die sind minderwertig.»

«Man kann sie aber einsalzen», rechtfertigte er sich. «Weißt du, wie man diese Pilze noch nennt? Schweinspilze.»

«Weil sie schmutzig sind?»

«Weil sie an solchen Orten wachsen.»

«Woran erinnert dich dieser Pilz?» fragte Irka, die einen abgeschnittenen Täubling aufgehoben hatte.

«Das weißt du selbst», brummte er.

«Unverschämter Kerl», rief sie und verbarg das Gesicht hinter der Hand. «Geh weiter und sieh dich nicht um. Ich werde mich hier unter dem Strauch verstecken.»

Wadym ging zu einer umgestürzten Birke und begann Täublinge abzuschneiden. Sie sahen aus wie grünbraune Erdohren, die kleinen waren pastellfarben.

«Da bin ich wieder», sagte Irka und umarmte ihn.

Er schob das Laub mit dem Messer beiseite und fragte: «Sag mir, was du in mir suchst.»

«Ich fühle mich wohl mit dir», sagte sie und setzte sich neben ihn.

Er sah, wie sich unter ihrem Slip der Venusberg abhob und sagte: «Und ich fliehe zu dir aus Angst vor der Einsamkeit und dem Tod.»

«Du redest so seltsam daher», flüsterte sie, und Wadym spürte ihr heißes Flüstern an der Ohrmuschel. «Dein Zuhause und deine Familie, schützen sie dich nicht vor der Einsamkeit?»

«Ich habe Schuldgefühle, und meine Pflichten bedrücken mich, wenn ich etwas nicht rechtzeitig erledige oder nach Hause komme.»

«Fühlst du dich mir gegenüber irgendwie verpflichtet?»

«Wenn ich Lust habe, rufe ich dich an, wenn nicht, laß ich es sein.»

Sie machte einen Schmollmund und seufzte.

«Ich meinte damit», versuchte er sich zu rechtfertigen, «daß es zwischen uns keinen Zwang gibt.»

«Du brauchst mir nichts zu erklären», seufzte sie, «ich warte immer auf deinen Anruf.»

«Möchtest du eine Birne?» fragte er und reichte ihr eine große, gelbe Frucht.

Irka nahm sie, ihre Zähne drangen in das weiche Fruchtfleisch, die Lippen waren voller Birnensaft. Sie aß genüßlich die gelbe Birne, ihre vorstehenden Augen ähnelten denen einer ausgelassenen Jüdin.

«Sag mal, hat deine Mutter mit einem Juden gesündigt?»

«Was fällt dir ein? Ich bin das erste Kind meiner Eltern. Sie waren sehr jung und liebten einander, mein Vater hat uns dann später verlassen.»

Sie schnitten Täublinge ab, sahen zu, wie die Milch an den Schnittflächen austrat und wunderten sich darüber, daß sie immer mehr fanden, doch keinen Platz mehr für sie hatten. Danach überquerten sie einen schmalen, kleinen Fluß, in dessen plätscherndem Wasser sich Fische und Nutriaratten tummelten, und durchquerten Biberdämme; er hielt sie an der Hand und tastete mit den Schuhsohlen die nachgebenden Biberdämme unter den Erlen ab; sie blieben an hohem, scharfem Riedgras hängen, unter ihren Füßen quatschte das Wasser, aufgeschreckte Mäuse huschten

davon. Der karge Boden stellte ihnen trockene Klettenzweige und rauhe Rohrgestänge entgegen, die von Flechten überzogen waren und an ungepflegte Kuhseiten erinnerten. Sie strauchelten, hielten Eimer und Korb mit den Pilzen über den Köpfen und gingen immer weiter. Unter seinem Fuß kroch eine zischende Schlange davon. Er holte mit einem Eichenknüppel nach ihr aus.

«Schlag sie nicht», bat Irka, «hast du nicht bemerkt, daß die Schlange einer Frau ähnlich sieht? Sie hat einen schönen Kopf, einen schlanken Hals und einen kräftigen Leib.»

«Wer eine Schlange tötet, dem werden vierzig Sünden vergeben», sagte er.

«Laß sie leben», bat Irka wieder, «sollen unsere Sünden doch mit uns bleiben.»

Zecken fielen ihnen auf den Kopf und in den Nacken, Spinngewebe blieb an ihnen hängen, Eidechsen raschelten unter ihren Füßen.

Es dämmerte. Wadym fand drei Steinpilze, gab einen Irka, und sie gingen weiter in Richtung Bahnhof, wo auf dem Bahnsteig die Pilzsammler zusammentrafen und die Räder der müden Züge ratterten. Wie ein einsamer Leuchtkäfer blinkte in der Dämmerung die Kompaßnadel zwischen Irkas Brüsten, man hörte die wilden Tiere im Dickicht, Zweige knistern und das Küssen versteckter Liebespaare.

Am Abend säuberte Irka in der Küche die Täublinge und erzählte ihrem Mann, daß sie mit einer Bekannten Pilze gesammelt habe und zusammen mit ihr durchs Dickicht heimgekehrt sei. Zur gleichen Zeit entfernte Wadym das Laub von den Pilzhüten, übergoß sie mit Wasser und erzählte seiner Frau, wie er mit zwei Pilzsammlern im Wald herumgeirrt sei und sie beinahe den letzten Zug verpaßt hätten.

Im Bett nahm er seine Frau in den Arm und schloß die Augen. Vor seinen Augen standen dunkle Täublinge, die einen herben Friedhofsgeruch verbreiteten. Sie schlief auf seiner Schulter. Ihr

aufgelöstes Haar kitzelte seine Wange und fiel auf die weißen Brüste, die klebrig waren von der bitteren Milch. Ganz nah bewegte sich irgend jemandes Körper, er hatte das Gefühl, mit dem Fuß wabbelige Haut berührt zu haben, an der weder Rippen noch Gelenke zu spüren waren, als wäre es ein großer Wurm.

«Wer bist du?» fragte er und schirmte seine schlafende Frau ab.

«Was geht dich das an?» fragte jemand, der sich bewegte, und er spürte, wie sich kräftige Fänge an ihm festkrallten. «Nehmen wir an, ich bin der Geist eines schwarzen Täublings.»

Der Mann legte schützend seine Hand über die Brust seiner Frau und duckte sich, als wollte ihn jemand schlagen.

«Hab keine Angst, hier gibt es viele von deiner Sorte.»

«Was heißt hier viele?» fragte der Mann und hob den Kopf.

«Ungefähr die Hälfte.»

Seine Frau schlief und bewegte im Schlaf die vom Küssen geschwollenen Lippen. Wadym ließ behutsam ihren Kopf aus seiner Hand gleiten. Neben ihnen lagen nackte Männer und Frauen. Über eine fremde Schulter hinweg sah Wadym eine grauäugige Frau, die sich verzückt im Rhythmus des Liebesaktes mit ihrem Mann schüttelte. In ihren Augen erlosch allmählich die Leidenschaft, frauliche Neugierde flackerte auf, die Wadym in Unruhe versetzte. Mit bebenden Nasenflügeln fing er den Geruch des säuerlichen Schweißes auf, der ihren Achseln entströmte, er spürte, wie ihm von der Glut ihrer Augen heiß wurde.

«So geht es immer», hörte er jemanden neben sich sagen, «schläft mit der einen, liebt eine andere, während seine Augen eine dritte suchen.»

Wadym seufzte und wandte endlich den Blick von der fremden Frau ab.

«Hier, bei mir», meldete sich die schmatzende Stimme wieder, «legen sie sich ins Bett, kehren in ihre von Familienstreit und Liebesschweiß durchdrungenen Steinschalen zurück, in denen die Liebe vermodert und unschuldige Kinder zur Welt kommen,

trennen sich, fliehen erneut zu mir um sich zu paaren, und wenn sie weggehen, fängt alles von vorne an.»

«Wäre es vielleicht besser, wenn es dich nicht gäbe?» fragte Wadym unwillig.

«Es wäre schlimmer. So gibt es zumindest einen Ort, wohin man fliehen kann. Aber wohin soll man vor sich selbst fliehen?»

Wadym streichelte das aufgelöste Haar und küßte seine Frau auf die schlafenden Brüste.

«Wie schmecken sie?»

«Bitter», erwiderte Wadym und spürte die stechenden schwarzen Augen im Nacken. «Sag mir», fragte er, ohne den Kopf zu wenden, «wird mich diese Frau von den anderen Frauen befreien?»

«Das weißt du selbst», sagte die höhnische Stimme schmatzend. «Es wird Zeit. Ihr seid hier nicht allein. Trag sie zu ihrem Mann ins Bett, aber vorsichtig, denn auf deiner Schulter schläft deine Frau.»

Er nahm sie auf und trug sie über die verschlungenen Leiber, die sich wie Würmer in den schneeweißen Laken des dunklen Täublings bewegten, in die Welt der Rübensuppen und Sorgen. Irgendwo in der Ferne dröhnte ein Zug vorbei. Es war dunkel, und nur im Westen lag über dem abendlichen Waldrand der rote Streifen eines Düsenflugzeugs wie eine durchgeschnittene Kehle.

Julka aus der Bierbar

Julka arbeitet als Putzfrau in der Bierbar. Sie ist zufrieden mit ihrer Stelle. Auch mit dem Verdienst. Die Buchhaltung zahlt ihr monatlich 70 Rubel aus, außerdem kommt noch einiges hinzu: wenn jemand außer der Reihe nach Bier verlangt, gibt er Julka eine Kleinigkeit "für Tee". Zehn Kopeken für eine Halbe. An der Theke ist sogar ein besonderer Platz für Gäste "außer der Reihe" vorgesehen. Im Laufe des Tages tropft dort fast ein Zehner zusammen. Es stimmt zwar, daß fast alles in die Hand der Leiterin Hryhoriwna fällt. Sie hat sogar ein Rechenbrett hingestellt, damit sich Julka nichts nimmt. Sobald Julka ein Glas füllt, schiebt Hryhoriwna ein Kügelchen zur Seite.

«Hryhoriwna, bist du aber gierig!» sagt Julka, weil sie ihr abends noch das Bier berechnet, das sie getrunken hat. «Hast du zuwenig von dem, was die Gäste geben?»

«Quatsch nicht rum», antwortet Hryhoriwna und lächelt bösartig. «Wozu brauchst du Geld? Du wirst es eh versaufen. Ich habe Witassyk eine Jawa zum Namenstag versprochen.»

Julka wird finster. In ihrem berauschten, von roten Pünktchen übersäten Gesicht steht Kränkung. Doch sie wagt es nicht, sich mit Hryhoriwna zu streiten. Wo würde sie eine andere Arbeit finden?

Julka holt einen Eimer Wasser, Putzlappen und Schrubber und begibt sich in den Hauptraum der Gaststätte. Der schwarze, schmutzige Fußboden ist voller Speichel und Zigarettenkippen - ein zu Ende gehender Arbeitstag.

Während sie murmelnd Hryhoriwna verflucht («Ersticken sollst du, Hündin !»), aber auch die Gäste («Dreckiges Gesindel, der reinste Schweinestall!»), wischt Julka mit dem Schrubber zwischen den Tischen auf. Da hat jemand einen nicht zu Ende genagten Fisch zurückgelassen - die Reste wandern in eine Stofftasche, die Julka an

einer Schnur befestigt, die sie um ihren fleckigen Kittel bindet. Dem Fischrest fliegen Käsestücke, eine angebissene Pastete, zwei leere Weinflaschen hinterher in die Tasche.

Da, ein wahrer Erfolg! Unter dem letzten Tisch erblickt Julka ein Kopftuch, es ist neu, mit einem glitzernden Saum.

Julka hebt das Tuch vom Boden, sieht sich um, ob Hryhoriwna nicht zuschaut, weil sie es ihr sonst wegnimmt, das weiß Julka genau, und versteckt es in ihrem Brustausschnitt...

Zu Hause zieht sie das Tuch über die Strähnen ihres glänzenden, ungewaschenen Haars und sieht lange in die Spiegelscherbe.

Das Kopftuch gefällt ihr. Sie stellt sich vor, wie sie am nächsten Tag zur Arbeit kommen und wie Hryhoriwna staunen würde: «Wo hast du das her?»

Julka würde antworten: «Hab's auf dem Basar gekauft. Hab dreißig Rubel dafür bezahlt.»

«Drei Zehner?» Hryhoriwna würde ungläubig staunen. «So billig?» Ihr Blick würde dabei neidisch flackern. «Zeig mal her...»

Dann erlischt Julkas Freude: sie überlegt, daß sie mit diesem Kopftuch nicht zur Arbeit gehen kann. Denn was, wenn der Trottel kam, der es liegengelassen hat?

Julka seufzt enttäuscht, ihre schwachen Beine tragen sie in die winzige Küche.

Dort steht ein Haufen ungewaschenen Geschirrs, ohne Sorgfalt auf einem winzigen Tisch gestapelt. Julka legt ihre Tasche auf eine kleine freie Stelle, macht eine unvorsichtige Bewegung, das Tischchen wankt, ein Bein knickt um, und alles fliegt zu Boden. Julka flucht.

Gerade in dem Augenblick klopft jemand an die Tür. «Mach auf!»

Julka bemüht sich, die Stimme zu erkennen. Sie kommt ihr bekannt vor, doch wem gehört sie nur? «Wer ist da?»

«Stepan!»

Wieso habe ich ihn nicht erkannt? fragt sich Julka erstaunt und zieht den Haken aus der Öse.

Vor ihr erscheint ein unrasiertes Gesicht mit einer deformierten Nase. «Alte, hast du mich nicht erkannt?» brummt Stepan.

Julka ist keineswegs beleidigt. Sie ist daran gewöhnt, sie hat schon Schlimmeres gehört. Das ist eben Stepans Art zu scherzen...

«Hier, ich habe eine Pulle», sagt er, als er über die Schwelle tritt. «Die Pulle habe ich geholt, aber ich habe nichts und niemanden, mit dem ich sie trinken könnte. Meine Freunde, Tolik und Borik vom Podil, du kennst sie ja, sind für zwei Jahre im Straflager. Da habe ich mich an dich erinnert. Besuch sie mal in alter Freundschaft, hab ich mir gedacht.»

Julka läßt Stepan schweigend eintreten.

«Sag mal, hast du etwas zum Beißen?» fragt er. «Und überhaupt, was machst du so? Bist du allein?»

«Ja, ich bin allein...»

Stepan schließt die Tür und läßt seine trüben Augen (hat sich schon irgendwo vollaufen lassen, denkt Julka) durch die Wohnung gleiten. «Bei dir hat sich hier nichts geändert», sagt er. «Lebst du hier immer noch allein?»

«So ist es.»

«Darauf müssen wir trinken!» ruft Stepan laut und holt eine Halbliterflasche aus seiner zerknitterten Jacke. «Selbstgebrannter! Eine Extrasorte!»

Er stellt die Flasche auf den Tisch und läßt sich mit Wucht auf einen Schemel fallen, der am Fenster steht.

Julka holt von einem fliegenvedreckten Wandbord zwei Gläser, eine Zwiebel, ein Stück gelben Speck.

«Genau das, worauf man Lust hat», sagt Stepan und entkorkt die Flasche mit den Zähnen.

«Ich habe noch...» Julka holt den Fischrest, die angebissene Pastete und andere Schätze aus ihrer Tasche.

«Julka, du bist ein Klasseweib», lobt Stepan und gießt ihr randvoll ein.

«Alles Gute!» Julka hebt ihr Glas.

«Warte, ich weiß einen Klassetoast», unterbricht sie Stepan. Er zwinkert kratzt sich mit der Hand hinter dem Ohr. «Im Namen unserer Liebe und einer Herde Wildschweine!» keucht er.

Julka hat es nicht eilig zu trinken. Sie sitzt da, die Ellbogen auf den Tisch gestemmt, die Handflächen pressen das Glas vor den Augen zusammen.

«Wie, gefällt dir mein Trinkspruch nicht?» fragt Stepan, der in die Zwiebel gebissen hat.

Doch Julka reagiert nicht, sie starrt immer noch den Selbstgebrannten an.

«Was hast du?» fragt Stepan. «Hast du eine Fliege drin? Um so besser, dann ist der Imbiß gleich dabei!»

Julka achtet nicht auf ihn.

In der letzten Zeit wird sie immer wieder von freudlosen Gedanken heimgesucht, die sie nicht loswerden kann. Früher war so etwas nicht vorgekommen...

Ob das daher kam, daß sie seit langer Zeit niemand mehr besucht hat? Auch Stepan ist ein halbes Jahr nicht dagewesen... Und was würde es schon ändern, wenn er öfter käme? Er bleibt eine Weile sitzen, trinkt und geht dann wieder. Julka bleibt weiter allein, da ist kein Mensch, mit dem man ein Wort wechseln könnte. Wenn sie nicht betrunken ist, fühlt sie sich, allein in der Wohnung, ganz miserabel, Ängste überfallen sie. Knarrt ein Balken oder hört sie eine Maus nagen, verkriecht sie sich in einer Bettecke, schützt sich mit dem Kissen und rührt sich nicht; knurrt der Nachbarhund draußen, ist sie der Ohnmacht nahe.

«Warum sagst du nichts?»

«Ach nichts... nur so... Komm, laß uns trinken!»

«Hab ich doch schon!»

«Was, schaffst du nicht noch ein Glas? Oder magst du nicht mehr?»

Stepan sieht irgendwie befremdet drein, in seinen Augen steht einen kurzen Augeblick lang ein unverständlicher Glanz, dann

streckt er Julka den zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckten Daumen entgegen, was soviel heißen soll wie "du kannst mich mal": «Hast du gesehen? In der Pulle ist noch mehr als die Hälfte drin, und du willst, daß ich nicht mehr trinke? Mich wirst du nicht für blöd verkaufen.»

Julka erschauert. «Erstick an deinem Selbstgebrannten!»

Stepan starrt sie überrascht an.

«Was glotzt du so?» fährt sie ihn an. «Dir wurde gesagt, abzuhauen, also hau ab!»

«Julka, was hast du nur?» Stepan schnauft erschrocken, als er sieht, daß sie ein Messer in der Hand hält. «Was hast du bloß?»

In Julkas Augen flackern böse Feuerzungen.

«Tu's nicht!» lallt Stepan und zieht sich zur Tür zurück. «Tu's nicht, Julzja, tu's nicht!»

Julka erstarrt und läßt sich kraftlos auf den Schemel fallen. «Wie hast du mich gennant?» Ihre Stimme klingt seltsam.

Stepan steht da, die Handflächen vor sich gestreckt und zittert.

«Hast du Julzja gesagt?»

Stepan beobachtet sie wie benommen. Julka beginnt plötzlich zu weinen. «Stjopa, komm her», fordert sie ihn schluchzend auf, «setz dich...»

Stepan nähert sich unsicher und setzt sich.

«Sei nicht böse, Stjopa... vergiß es...»

«Macht nichts! Kommt vor. Aber du scheinst deinen Stolz zu haben, das muß ich zugeben. Was ist nur in dich gefahren? Hast du noch nie einen vorgestreckten Daumen gesehen oder was?!»

«Stjopa, vergib mir!»

«Schon vergessen!»

«Wollen wir trinken?»

«Los!»

«Stjopa, laß uns auf die Liebe trinken...»

Stepan gießt sich ein und trinkt aus. Julka indes redet und redet, doch Stepan hört nicht zu: «... er hat Julzja gesagt... so lange Jahre

schon höre ich nur Julka und Julka... aber er hat mich...» Und Julka beginnt ihn zu küssen.

«Bist du nervenkrank oder was?» fragt Stepan und versucht sich loszureißen. «Gib mir wenigstens etwas zu Essen!»

Stepan reißt sich los, beißt in die Zwiebel, beginnt laut zu kauen, doch auch das hilft nicht, Julkas Lippen saugen sich fest, und Stepan hätte sich beinahe verschluckt. «Hast du's wirklich an den Nerven?»

«Genau!» sagt Julka. «Ich hab's heute an den Nerven! Stjopa, ich möchte, ich möchte...» Julka schüttelt den Kopf. «Stjopa, laß uns noch mal trinken, dann sag ich's dir!»

«Warum nicht...klar...»

Der Fusel hat Stepans Gedanken durcheinandergebracht. Er versucht seinen Kopf mit der Hand zu stützen. Doch er trifft daneben: die Hand streicht am Kinn vorbei, und der Kopf fliegt gegen den Tisch. Die Flasche springt hoch, macht eine Drehung und kippt um.

Aus dem Flaschenhals fließt der Schnaps als dünner Rinnsal zwischen den Essensresten davon. Stepan kommt zur Besinnung neigt seine Lippen zum Tisch und versucht, ihn aufzuschlürfen.

Julka sieht das nicht. Sie hört nur, daß in der Küche etwas hingefallen ist, kehrt jedoch nicht zurück.

«Bin ich wirklich schon so alt?» Sie knipst das Licht an; die kleine Lampe voller Fliegendreck spendet ein fahles Licht, Julka wirft einen Blick in die Spiegelscherbe; sie sieht ein runzliges Gesicht mit blau unterlaufenen Augen, ungekämmtes Haar, eine dicke Nase...

Ich muß mir einen Spiegel besorgen, denkt sie und knipst das Licht aus.

In aller Eile machte sie das Bett, zieht ihre Kleider aus und wirft sie in eine Ecke.

«Stjopa!» ruft Julka, sobald sie unter die Decke gekrochen ist. «Stjopa!»

Doch aus der Küche ist kein Laut zu hören.

«Stjopa!»

Wieder Stille. Ob er dort eingeschlafen ist? «Stjopa!»

Doch es kommt keine Antwort.

Da wirft Julka die Steppdecke beiseite und läßt die Beine hinunter, dann geht sie barfuß über den Fußboden.

Sie schaut in die Küche. Stepan ist nicht zu sehen. Von der halbgeöffneten Tür her dringt Kälte herein.

Ist er weg?

Sie schleppt sich zur Tür. Dann tritt sie nackt auf den winzigen Gang hinaus. Der Nachbarshund beginnt bei ihrem Anblick zu knurren.

«Hör auf!» schreit sie ihn an.

Sie schließt die Tür, wirft den Haken in die Öse und trippelt ins Zimmer zurück.

Vielleicht zum ersten Mal seit vielen Jahren empfindet sie eine tiefe Kränkung und beginnt zum zweiten Mal an diesem Abend zu schluchzen.

Sie fällt aufs Bett und vergräbt den Kopf unter das Kopfkissen...

Noch nie hat sie so lange und unaufhörlich geweint... Julka hat keine Tränen mehr, doch sie schluchzt immer noch und schlägt den Körper gegen das harte Bett...

«Niemand! Niemand braucht mich!»

Julka, hat dich überhaupt jemals irgendwer gebraucht?

Der Mutter bist du immer nur lästig gewesen, denn dein Erscheinen in dieser Welt war für sie ein unangenehmer Zufall. Sie gab allein dir die Schuld daran, daß ihr Leben mißraten war: «Hätte ich abgetrieben, wäre es nicht so langweilig!» Wie oft mußte sich Julka diesen Satz anhören!

Die Mutter log, ihr war nie langweilig: fast jeden Abend kamen Männer zu ihr. Dann sperrte sie Julka in den Schrank. «Bleib da sitzen und gib keinen Pieps von dir!» befahl sie.

Und du hast dagesessen. Du hast Gesprächsfetzen gehört, Gekicher, und wenn du, unter den Kleidern zusammengekrümmt, lange nicht einschlafen konntest, hast du lange scharrende Geräusche gehört, das Knarren des Divans, abgerissenes Keuchen...

Als du größer wurdest, hast du allmählich verstanden...

Du bist sehr früh zur Frau geworden, du warst noch nicht einmal fünfzehn. Eines Tages ist einer der Verehrer deiner Mutter gekommen, Konstantyn Petrowytsch. Die Mutter war nicht zu Hause, sie war irgendwohin ausgegangen. Konstantyn Petrowytsch hatte lange gewartet, es war bereits Nacht geworden, und sie war immer noch nicht zurück. Er holte eine Flasche aus einer dicken Aktentasche, wies Julka an, die Wurst aufzuschneiden, die er mitgebracht hatte, und forderte sie auf, mit ihm zu Abend zu essen.

Die Mutter gab Julka zuweilen Schnaps zu kosten: «Trink einen Schluck, Tochter!» und goß einige Tropfen auf den Grund des Glases. Wenn Julka das Glas leerte, schickte sie sie weg: «Nun geh, Tochter. Du siehst ja, ich habe einen Gast. In drei Stunden kannst du zurückkommen, nicht eher! Verstanden?»

Konstantyn Petrowytsch goß ihr nicht einige Tropfen ein wie die Mutter, sondern ein volles Glas. «Trink, sag nicht nein!» Dann noch eins. In Julkas Kopf rauschte es, sie konnte nicht verstehen, was Mutters Kavalier ihr zuflüsterte, sie lächelte nur - schließlich gefiel es ihr, neben einem seriösen,erwachsenen Mann zu sitzen...

Sie wußte nicht mehr, wie sie auf dem Divan gelandet war.

Sie wehrte sich auch nicht lange: sie war neugierig, was da weiter kam...

«Mamascha, gieß mir ein Glas ein!» Ein hochgewachsener junger Mann schüttete Münzen in Julkas Hand.

Das Gesicht kam Julka bekannt vor, obwohl er nicht zu denen gehörte, die oft bei ihnen einkehrten. Doch was ging es sie schon an? Sie ließ rasch ein Glas Bier einlaufen und brachte es ihm in den Gastraum.

«Okay, Mamascha!»

«Und für den Tee?» Julka zupfte ihn am Ärmel.

Er lachte sie frech an. «Mamascha, ist bei dir da oben alles in Ordnung?» fragte er und ließ den Finger an der Schläfe kreisen. «Ich habe dir gesagt, hau ab!»

«Gib zehn Kopeken her!» schrie Julka.

«Halt's Maul, blöde Kuh!»

«Ich rufe gleich...»

«Wen? Hündin, wen willst du rufen?» schrie er mit wutverzerrtem Gesicht. «Du willst etwas für einen Tee? Da, hier hast du's!»

Ein schweres Gewicht schien Julka auf den Kopf gefallen zu sein. Ihr wurde dunkel vor den Augen.

Als sie zu sich kam, war alles um sie herum weiß und sauber.

Und genauso weiß war sie gebettet.

War es Schnee?

Doch weshalb war er so warm?

Sie drehte den Kopf, und der Schnee knarrte eisern.

Sie bewegte sich, und er knarrte noch lauter.

Nicht weit von ihr stand ein seltsamer Baum. Doch er schien umgekehrt zu wachsen: die Wurzeln hingen über rötlicher Erde, während der Stamm sich mit kurzen, glatten und laublosen kleinen Ästen auf die rote Erde stemmte.

Doch war das überhaupt ein Baum? Vielleicht war es ein gehörntes Pferdchen mit langer blauer Mähne?

Julka staunte, denn sie hatte noch nie Pferde mit blauen Mähnen gesehen.

Wer nähert sich da bloß dem Pferdchen, faßt an dessen Mähne, zieht daran und will sie abreißen? Und reißt sie tatsächlich ab!

«Lassen Sie das Pferdchen in Ruhe!» schreit Julka und versucht sich aufzurichten.

Julka tut das Pferdchen leid, so leid, daß sie einen brennenden Schmerz in der Brust spürt. Sie kriecht ganz tief in den heißen

Schnee, weint kraftlos und murmelt unaufhörlich: «Laßt das Pferchen in Ruhe... laßt es in Ruhe...»

Julka braucht lange Zeit, um gesund zu werden, doch sie wird nicht ganz gesund. Zuweilen schiebt sich ein weißer Nebel zwischen sie und die Welt, oder alles um sie herum beginnt zu schaukeln, sich zu drehen oder umzukippen. Und sehr oft hat sie das Gefühl, daß irgend jemand hinter ihr her ist, dann schreit sie, läuft in der Station herum oder versteckt sich unter das Bett...

Sie wird entlassen, als der Winter schon angebrochen ist.

Vor Weihnachten wird Julka aufgefordert, vor Gericht zu erscheinen. Julka steht ganz allein in einem kleinen, viel zu engen Raum mit langen Bänken, die nur einen schmalen Gang übriglassen. Sie sitzt dort eine gute Stunde ganz allein, bis schließlich die Tür aufgeht und eine dürre, kleine Frau erscheint.

«Sind Sie die Geschädigte?» fragt sie Julka.

Julka steht auf.

«Bleiben Sie sitzen!» sagt die kleine Frau, und ohne Julka weiter zu beachten, beginnt sie, auf dem Tisch irgendwelche Unterlagen auszubreiten.

Julka bekommt Kopfschmerzen. Sie lehnt sich zurück und schließt die Augen. Es wird etwas besser. Dabei merkt sie nicht, wie sie eingenickt ist...

«Aufstehen! Das hohe Gericht naht!»

Julka springt auf, ihre Lider beginnen erst nach einer Weile zu klimpern, und sie besinnt sich, wo sie ist. Linkerhand auf einer Bank, von einer hohen Barriere abgegrenzt, sitzt ein junger Mann mit finsterem Gesicht. Sie sieht ihn an und kann sich nicht erinnern. Wo hat sie ihn früher schon mal gesehen?

Eine lange Adlernase, scharfes Kinn, volle Lippen...

Der Mann spürt ihren langen Blick und sieht sie finster an, Julka erschrickt vor der Bosheit, die in seinem Blick steht, er dreht sich um und fährt mit ausgestreckten Fingern durch seine dichte Mähne.

Diese Geste.... Warum ist sie ihr so vertraut? Warum nur?

«Angeklagter, stehen Sie auf! Vorname, Vatersname, Familienname?»

«Jurij Olexandrowytsch Krawez.»

«Wann und wo geboren?»

Julka hört nicht mehr zu: sie starrt den jungen Mann an und versucht die ganze Zeit, sich daran zu erinnern, wo sie ihn schon gesehen hat...

Eine lange Adlernase... das scharfe Kinn... Volle Lippen... Und diese Geste...

Zu Hause kann Julka keine Ruhe finden. Wohin sie sich auch wendet, überall sieht sie den Kerl vor sich. Da sitzt er hinter dem Schrank und sieht sie von dort aus finster an, die gespreizte Hand in der dichten Mähne, dann wendet er den Blick ab...

«Fünf Jahre Strafkolonie allgemeinen Regimes...» hallt in Julkas winziger Küche die Stimme des Richters wider...

Eine lange Adlernase, scharfes Kinn, volle Lippen...

Draußen wird es Nacht. Finsternis hüllt Julkas Wohnung ein. Julka sieht nichts. Sie irrt durch das Zimmer und berührt mal dies, mal jenes. Sie hockt sich kniend auf den Boden und sitzt so da. Dann springt sie auf, macht blindlings einige Schritte, stolpert gegen irgend etwas und fällt hin.

«Aufstehen...stehen...stehen!»

In ihrem Kopf hämmert irgend etwas unaufhörlich und spaltet ihr ein Stück Schädel ab. Julka packt den Kopf mit den Armen, preßt ihn, damit die Stücke nicht auseinanderfliegen.

Es vergeht ziemlich viel Zeit, bis sich das Hämmern im Kopf beruhigt. Doch die Stille danach ist tödlich, und Julka hat das Gefühl, von ihr erdrückt zu werden...

Julka liegt da und wagt nicht, sich zu rühren. Doch die Stille zerreißt.

«Krawez, stehen Sie auf!»

Da meldet sich der kleine Hammer wieder: «Ju-rrr-ra! Ju-rrr-ra!»

Eine lange Adlernase...

«Ju-rrr-ra! Ju-rrr-ra!»

Ein scharfes Kinn...

Volle Lippen...

Gott im Himmel, das ist doch... das ist doch... das ist doch das Abbild von Konstantyn Petrowytsch! Wie ist es nur möglich, daß sie ihn nicht gleich erkannt hat! Und diese Augen... die Augen, es sind ihre, Julkas Augen... die gleichen Brauen...

Julka bricht in ein haßerfülltes lautes Lachen aus: «Da hat er was Schönes aufgezogen! Er selbst ein Dummkopf, der Sohn ein Bandit!»

Sie hält inne und erinnert sich.

Auf den Knien ist er herumgerutscht... «Ich liebe dich...» Trottel... Was für ein Idiot! Er hat ihr geglaubt, daß sie ein Siebenmonatskind zu Welt gebracht hätte!

Nach Konstantyn Petrowytsch war Lonja, ihr Nachbar, gekommen. Nach Lonja ein Student. Dann ein Fähnrich, dann Roman... Und noch andere... War es möglich, sich an alle zu erinnern?

Sie hatte den Eindruck gehabt, daß sich nie etwas ändern würde. Alles schien erstarrt, leblos... Aber dann war Sascha gekommen. Er war nicht hübsch, hatte aber ein anziehendes Wesen. Und er hatte Julka maßlos geliebt. Doch er war für sie nur einer von vielen! Aber sie spürte, daß sie ihn nicht von sich weisen durfte, er sollte ihr ruhig den Hof machen - eines Tages konnte seine seltsame Liebe für etwas gut sein. Es war, als würde sie ins Wasser schauen... Sie wurde schwanger, wußte jedoch nicht von wem. Sie ließ sich von Sascha scheiden, einen Monat später hatte sie eine Fehlgeburt. Sascha wurde für drei Monate weit weg in den Außendienst abkommandiert, als unerwartet Konstantyn Petrowytsch wieder auftauchte. Er war damals Direktor, versprach ihr eine gute Stelle.

Ein halbes Jahr später, als Sascha wieder zurückgekehrt war, brachte sie einen Jungen zur Welt. Sascha hatte ihr geglaubt, daß es sein Junge war... Was hatte sie noch gewollt? Man hatte sie geliebt, geschont, sie hatte nie auch nur ein böses Wort von den Männern gehört... Doch das alte Leben lockte. Sie kam einmal nachts nicht nach Hause, ein zweites, ein drittes Mal. Am vierten Abend, als sie endlich heimkehrte, fand sie weder Sascha noch den kleinen Sohn vor.

Seitdem hatte sie die beiden nicht wiedergesehen. Man erzählte, sie hätten die Stadt verlassen, doch keiner wußte wohin. Julka kümmerte es wenig.

Julka erschauerte.

Bumm-bumm-bumm!

Wer klopft da gegen die Tür?

«Wollen Sie Bier?» schreit Julka. «Wie wär's mit Blausäure?»

«Krawez, stehen Sie auf!»

«Gib das Geld her!» schreit Hryhoriwna.

«Ju-rrr-ra! Ju-rrr-ra!» hämmert es im Kopf.

Eine nackte Frau mit Jungengesicht, deren riesige Brüste hin und her schwenken und wie Steine aussehen, kommt drohend auf Julka zu.

«Mamascha, ein Bier!» Julka wird von irgendwelchen Männern bedrängt, und sie erkennt unter ihnen Konstantyn Petrowytsch.

Julka fällt auf den Boden und versucht, sich mit Armen und Beinen zu wehren.

«Schlagt die Hure!» kreischt Konstantyn Petrowytsch.

«Flieh!» unerwartet ist Sascha erschienen, «Julzja, flieh, sie schlagen dich sonst tot!»

«Laßt das Pferdchen in Ruhe!» schreit Julka.

Bamm-bamm -bamm! Ju-rrr-ra!...Ju-rrra!...Ju-rrr...

Nadija Morykwas

Im Weichselgarten

Es war Sonntag, die Mauern des weißen Hauses wetteiferten mit dem Weiß der hübschen Gardinen an den kristallklaren Scheiben. Auf der Mauerbank vor dem Haus saß ein alter Mann und fütterte Hühner. Er hatte breite, ein wenig gebeugte Schultern, einen dichten grauen Haarschopf und helle Augen, die mich nur einmal aufmerksam unter dichten Brauen hervor angeblickt hatten. Er setzte seine Beschäftigung fort und schüttete aus der Hand Korn auf die Erde. Um die Hühner nicht aufzuscheuchen, blieb ich am Tor stehen. Ich grüßte ihn. Der alte Mann rückte ein wenig beiseite und rief mir zu: «Setz dich, Mädchen, schon deine Füße.»

Er stand auf, nahm einen Lappen vom Zaun, wischte sich damit die Hände ab, während sich die Hühner zerstreuten. «Du bist bestimmt vom Ferienheim gekommen, woher wohl sonst», sagte er mit kräftiger, aber sanfter Stimme. «Auch ich bin eigentlich von dort gekommen... Städter finden nur selten her. Das Dorf liegt dort drüben», er zeigte mit der Hand in Richtung des Walddickichts, «und von der Seite beschützt uns der Dnistro.»

Der Flußname "Dnistro" rief meine Neugierde hervor, und ich suchte im Alten bereits Merkmale eines hierher verschlagenen Fremden, konnte aber keine entdecken.

«Die Frau ist zur Kirche gegangen, während ich mit den Hühnern hiergeblieben bin. Ich sehe mir gern den Dnistro an.»

Wir blickten beide in die Richtung, wo der stille Fluß schimmerte, und ich spürte plötzlich die ersehnte Ruhe, wegen der ich in das Waldferienheim gekommen war.

Er führte mich in eine Stube mit niedriger Decke. Hier war es so sauber, daß ich meine Schuhe an der Schwelle stehenließ, bevor ich über den angenehmen kühlen Lehmboden zum Tisch ging. Er stellte eine Schüssel mit gekochten Kartoffeln und ein Glas Dick-

milch auf den Tisch. Zum erstenmal seit Tagen aß ich mit Appetit und sah mich dabei in der Stube um. Die Truhe, auf der wir saßen, war mit einem sauberen Wachstuch bedeckt, die Bänke und das Bett an den Wänden mit hausgewebten Decken. Die Wände schimmerten blau und hatten ein kleines Stuckmuster. Über dem Bett hing ein Familienfoto: ein junges Mädchen mit glatt nach hinten gekämmtem Haar und einem etwas befangenen Blick aus dunklen Augen, an ihrer Seite stand ein braver Soldat in einer mir unbekannten Uniform, der ebenfalls geradeaus sah, wie mir schien, sah er mich an, er strahlte eine mir unverständliche große Kraft aus. Sie war so wenig mit der sanften Stimme des Hausherrn vereinbar, daß ich ihn fragte: «Sind das Sie in jungen Jahren?»

«Nein, das ist der Mann meiner Frau», sagte er. Er mußte ihren ersten Mann gemeint haben. Tatsächlich, sie sahen sich ähnlich. Der junge Mann auf dem Bild hatte die gleichen länglichen Augen, dieselbe hohe Stirn, allerdings trug er keinen Schnurrbart. Man ahnte, daß er genau so groß und kräftig gewesen sein mußte...

«Das war so, mein Sohn», sprach er mich auf podolische Art an, wo man junge Leute beiderlei Geschlechts so anzureden pflegte, was mich sehr bewegte, «ich bin selbst nicht von hier, sondern aus der Gegend von Tscherkassy. Vor ungefähr zehn Jahren besorgte mir meine Schwiegertochter eine Einweisung in dieses Ferienheim. Sie war stets bemüht, mich im Sommer irgendwo unterzubringen. Damit ich ihre Teppiche nicht allzu sehr strapazierte! Ich selbst war froh, ihnen zu entkommen, denn mein Männerherz verträgt keine Haus-pantoffeln. Der Schwiegertochter hingegen gefiel es nicht, wenn einer barfuß in der Wohnung herumlief. Während ich noch auf dem Heimweg war, trug sie schon meine Pantinen in den Flur und stellte auch noch ein Putztuch daneben, damit ich meine Schuhe säuberte, um ja keinen Schmutz in die Wohnung zu bringen. In der Wohnung war ständig Musik und Feststimmung. Alles, was sie besaßen, war eingeschaltet: der Fernseher, das Radio, das Ton-bandgerät. Gäste tagaus tagein. Denn mein Sohn ist

Offizier, er ist eine Weile im Ausland gewesen und hat von dort allerhand Sachen mitgebracht, die Frau gab damit gern vor den Leuten an. Sie war zwar gut zu mir, es wäre eine Sünde zu lügen, doch sie war so gut, wie es ihrem Wesen entsprach, denn am meisten interessierte sie sich für ihre Teppiche, ihre Möbel und ihre modische Kleidung. Auch die Enkelin ist nach ihr geraten. Der Sohn hingegen, er interessierte sich nur für seinen Dienst... Manchmal habe ich ihn ganze Tage lang nicht gesehen. Aber ich war selbst daran schuld, daß ich mich von ihm hatte überreden lassen, vom Land in die Stadt zu ziehen. Als er nämlich eine Wohnung in Ternopil bekommen hatte, ließ er mich nicht mehr in Ruhe: 'Aber Vater, wie wollt Ihr dort allein im Dorf leben? Zieht hierher. Unbedingt!' Meine Frau war nämlich gestorben. Vor lauter Einsamkeit ließ ich mich also überreden...

Und so kam ich mit einer der nächsten Einweisungen ins Ferienheim nach Salischtschyky», unterbrach die Stimme des alten Mannes meinen eigenen Gedankengang. «Ich muß dir dazu sagen, daß ich in jener Zeit bereits die Nase voll hatte von all den Sanatorien und Erholungsheimen. Man findet nirgends Ruhe, sie kriechen einem bis in die Seele mit ihren vielen Fragen. Jedem muß man seine Geschichte erzählen... Ich rede so viel daher, mein Mädchen, weil seit zehn Jahren kaum einer auf diesen Hof kommt. Außer meinem Sohn, und der ist nicht sehr redselig. Und diese Frau da», er wies mit dem Kopf in Richtung des Bildes, «das ist eine wahre einsame Seele... Doch hör nur weiter zu...

Eines Tages verließ ich das Ferienheim und ging in Richtung des Flusses. Weißt du, wo ich ankam? Genau auf der gegenüberliegenden Seite unseres Hauses! Ich sah zum anderen Ufer, und mein Herz begann zu jubeln: da stand ein kleines weißes Häuschen und lächelte mich an wie die Sonne selbst! Ich konnte meinen Blick nicht von ihm wenden. Wer dort wohl lebte, überlegte ich. Ich muß hingehen. Und ich ging hin. Chrystyna» , fuhr er fort und nickte wieder zum Bild hinüber, «sprach ein wenig mit mir, es klang so

ruhig, so menschlich. Obwohl wir das erste Mal nur wenig miteinander gesprochen hatten. Ich erzählte ihr nur, ich sei aus Ternopil zur Erholung ins Ferienheim gekommen, hätte in der Stadt Sohn, Schwiegertochter und Enkelin. Dann bat sie mich ins Haus. Da kam eine solche Ruhe über mich...

Da saß ich nun und freute mich über die klaren Scheiben und die blütenweißen Gardinen. Ich hatte den Eindruck, daß sogar ihr Muster dem ähnelte, das meine verstorbene Frau gemacht hatte, die ihre Fenster ebenfalls sehr in Ordnung hielt. Und als Chrystyna mich mit Kartoffeln und Dickmilch bewirtete, da hatte ich das Gefühl, nie im Leben etwas Besseres gegessen zu haben, obwohl es eigentlich meine Hauptnahrung war. Ich blieb eine Weile, verabschiedete mich und versprach wiederzukommen.

Nach einer Woche kam ich nach reiflicher Überlegung zu Chrystyna, mit einem festen Plan. 'So und so', sagte ich zu ihr, 'könnte ich vielleicht bei Ihnen wohnen? Zur Miete, gegen Bezahlung.' Dabei war ich längst entschlossen: ich gehe keinesfalls nach Ternopil in dieses Möbelgeschäft zurück. 'Sie können hierbleiben, wenn es Ihnen gefällt', antwortete Chrystyna. 'Sie brauchen keine Miete zu zahlen, dafür können Sie mir etwas in der Hauwirtschaft helfen. Aber wir werden getrennt schlafen.'

Erst da fiel mir auf, daß ich eine schöne, noch junge Frau vor mir hatte. Da konnte es fast so aussehen, als würde ich ihr einen Heiratsantrag machen! Doch das schreckte mich nicht zurück. Selbst wenn es danach aussah. Weil ich das Häuschen und die Frau überhaupt nicht voneinander trennte.

Chrystyna zeigte auf das Bild und sagte: 'Das hier ist mein erster und letzter Mann. Auch wenn ich es nicht mehr geschafft habe, mich mit ihm trauen zu lassen. Der Pfarrer hatte schon das Aufgebot in der Kirche verlesen, das ganze Dorf wußte, daß wir heiraten wollten, als Mychajlo getötet wurde. Er war in den Hof gegangen, um Holz zu hacken, denn es wurde für die Hochzeit gekocht und gebacken, als vom anderen Ufer ein Geschoß einschlug. Es traf ihn.

Was von ihm zurückgeblieben war, ist schwer zu sagen, ich sah nur sein Gesicht... Ich fiel in Ohnmacht, während Mychajlo von den Sanitätern des Armeebatallions wegtransportiert wurde, denn er gehörte zu einer Einheit. Er war aus der Ostukraine. Hätte er überlebt, wäre er bestimmt zurückgekommen...'

Das ist unsere längste Unterhaltung gewesen», sagte der Alte.

Da ich verstanden hatte, daß es um den letzten Krieg gehen mußte, überlegte ich, wie alt wohl der Mann und seine Frau sein mochten. Auf dem Bild schien sie 17 zu sein. Der Soldat sah älter aus. Dieses Bild hatte sie vermutlich selbst montiert! Sie muß ein kleines Foto besessen haben, und ein Dorffotograf hatte es ihr vergrößert und diese Fantasieuniform dazugemalt. Deshalb standen sie jeder für sich da. Obwohl die Frau ihren Verlobten dicht an sich gerückt und in einem gemeinsamen Rahmen aufgehängt hatte. Wäre Mychajlo am Leben geblieben...

Ich sah den Hausherrn genauer an und verstand plötzlich, warum die einsame Chrystyna diesen fremden Mann in ihr Haus aufgenommen hatte. Er und ihr Mann ähnelten sich wie zwei Wassertropfen! Während er hustete, hatte er für einen Augenblick den Schnurrbart mit der Hand bedeckt, und ich zweifelte nun nicht mehr daran. «Entschuldigen Sie, aber wie ist Ihr Name?» fragte ich etwas ängstlich.

Wir hatten uns nicht einmal bekannt gemacht.

«Mychajlo!» sagte er und begann plötzlich zu lachen. «Genau wie er, Mychajlo. Ich sage auch zu meiner Chrystyna, sie möge keine Gewissensbisse haben, denn ich sei ihr Mychajlo!»

Machte er Spaß? Ich wußte nicht mehr, was ich denken sollte. Der alte Mychajlo meinte, ich solle auf Chrystyna warten, denn sie würde bald aus der Kirche kommen. Ich hatte selbst große Lust, sie mir näher anzusehen.

Unter den Weiden war mein Boot angebunden, und ich wollte den Alten bitten, mich zum anderen Ufer zu rudern. Denn ich fühlte mich völlig kraftlos. Auch ich wollte dieses Haus nicht verlassen.

Denn es ließ mich nicht los. Wie hatte die Frau gesagt? «Wenn es Ihrem Herzen hier gefällt, dann bleiben Sie.» Der alte Mychajlo hatte mich bereits über den Flur in die gute Stube geführt, wo ich eine andere Welt betrat. Sie war nahezu städtisch eingerichtet: ein Fernseher, Bücher, irgendwelche Kästen.

«Mädchen, vielleicht möchtest du dich hinlegen und ausruhen», meinte er und zeigte auf eine Liege und dann auf die ganze Einrichtung. «Das alles hat der Sohn hergebracht. Ich habe ihm damals geschrieben, was passiert war, damit er Bescheid wußte. Er schickt mir Geld und bringt Lebensmittel, als hätten Chrystyna und ich gar nichts auf dem Hof.»

Der Alte sah mich wie das erste Mal mit einem aufmerksamen, klugen Blick an, und ich mußte daran denken, daß er der junge Soldat vom Bild war. Er schob mir ein besticktes Kopfkissen unter den Kopf und deckte meine Füße mit einer Wolldecke zu, dann setzte er sich in meiner Nähe auf einen Stuhl. Wir schwiegen, und ich muß eingeschlafen sein, denn ich hörte nicht, daß die Tür aufging und eine Frau die Stube betrat. Nun sahen wir uns neugierig an. Sie hielt ein weißes Bündel in der Hand, in dem ein Laib Brot lag. Chrystyna muß nach dem Kirchgang in den Laden eingekehrt sein. Sie verriet mit keiner Geste, daß sie über mein Erscheinen verwundert war, sondern grüßte nur:

«Einen guten Tag wünsche ich euch», und an Mychajlo gewandt: «Hast du dem Mädchen auch etwas zu essen gegeben?» Ihre würdevolle Stimme paßte so gut zu ihrer nicht sehr großen, stattlichen Gestalt, dem dunkelblonden, wie auf dem Bild, glatt nach hinten gekämmten Haar, zum dunkelroten Kopftuch, das auf ihre Schultern gerutscht war.

«Ja, ich habe ihr zu essen gegeben», antwortete Mychajlo. «Chrystyna, weißt du, woher dieser Vogel geflogen kommt? Aus dem Ferienheim.»

Ich hatte den Eindruck, daß die Frau den Mann erschrocken ansah, doch sie beruhigte sich sogleich.

«Dann werden Sie mit uns zu Abend essen und auch bei uns übernachten», sagte sie schlicht und einfach.

Ich bedankte mich zum Zeichen meiner Einwilligung, denn draußen begann es langsam zu dämmern...

Während des Abendessens herrschte am Tisch ein gutes Schweigen. Der alte Mychajlo hatte schon genug geredet, während Chrystyna zum Essen aufforderte. Allem Anschein nach war sie von Natur aus schweigsam.

Immerhin, als wir zu zweit zusammenblieben, fragte ich, von Neugierde geplagt, in der Hoffnung, daß die Frau mir die Wahrheit sagen würde: «Frau Chrystyna, Ihr Mann, ist er dieser Mychajlo?» und ich hob meinen Blick zum Bild an der Wand.

Chrystyna erstarrte, mit einem Wasserkrug und einem Handtuch in der Hand, die sie für mich gebracht hatte. Dann sagte sie sehr langsam: «Ja, es ist Mychajlo...»

Doch sie spürte, daß diese Worte für mich zuwenig waren, denn sie fügte hinzu: «Mein Kind, man kann seinem Schicksal nicht entrinnen ... »

Etwas gebückt, wegen des niedrigen Türrahmens, betrat der alte Mychajlo die Stube, und die Frau verstummte. Sie redeten also nicht darüber! Gott, wie barmherzig waren diese Menschen zueinander, dafür verstanden sie zu schweigen und dem abendlichen Rauschen des großen Flusses und dem Summen der Maikäfer im Weichselgarten zuzuhören.

Begleitet von diesen Geräuschen glitt ich langsam in den Schlaf hinüber, mit dem Gedanken, wie gut es war, daß dieses kleine weiße Haus mich für eine Nacht aufgenommen hatte.

Autostop

Was wird morgen sein? Man wird mit dem
Schicksal hadern, sollten wir uns näherkommen
und nicht zusamenleben können.
Denn ich brauche Sie, um zu leben...
Jedoch nicht in einer gestohlenen, nur auf
Zeit bestehenden Beziehung.
Dafür ließe sich leichter eine Frau finden.
Es gibt viele davon. Doch Sie sind einzigartig..
Olexander Schowna
"Ihr Körper duftete nach Winteräpfeln..."

Ein Hase! Ein seltsamer, sympathischer Hase... Mein kleines Mädchen, Phantomgestalt, phantastische Außerirdische, ich habe nichts von dem getan, was ich dir versprochen hatte, damit alles nicht noch schwerer, noch schlimmer würde.

Nicht der Hase hat mein Leben verändert, ich selbst habe die Laufbahn geändert. Bis zu einem gewissen Zeitpunkt rauschen romantische Winde im Glockenturm des Kopfes; dann ertönt schrill die Glocke, sie zwingt uns zu verstehen, daß die zahlreichen Luftschichten nur aus der Ferne blau erscheinen, daß sie im Grunde nichts als Leere sind. Auge und Hand suchen eine spürbare Seinsstütze. Das Herz bleibt dabei ganz töricht... der eine entwickelt sich wie Tschitschikow und lernt noch in der Kindheit, mit dem Leben fertigzuwerden, ein anderer erst im reifen Alter, und wieder ein anderer (vielleicht) erst nach dem Tod...

Mir scheint, daß ich mich nicht allzusehr verspätet habe, als ich kurz nach meinem dreißigjährigen Geburtstag bewußt die Spreu der Illusionen aus dem Kopf geschüttelt habe. Kaum hatte meine Frau die Scherben und zertretenen Zigarettenkippen unter dem

Tisch zusammengefegt, die sogenannte Freunde, so echt wie auf dem Markt bei Zigeunern gekauftes Gold, dort zurückgelassen hatten, als ich bereits ein neuer Mensch geworden war. Genauer gesagt, ich bin allmählich einer geworden. Zuerst, vor einigen Jahren schon, habe ich mit dem Schreiben aufgehört, dann mit allem anderen, außer mit dem Zeitunglesen (später auch damit), dann bin ich gegen Alkohol und Tabak immun geworden. Ich habe angefangen, Morgengymnastik zu machen, alles Fette und Gebratene zu meiden, Petersilie und morgens dieses widerliche Müsli, genauer gesagt „Herkules" zu essen, von dem mir jedesmal übel wird. Ich bin ein ordentlicher, sportlicher, gesunder Mensch geworden. Ich habe endlich begonnen zu arbeiten und aufgehört, mich mit Unsinn zu befassen. Ich habe die Wohnung ausgebaut und ein Auto gekauft.

Die Literatur... Jemand hat geschrieben, es sei die einzige ordentliche Beschäftigung, der man sein Leben widmen könne. Das stimmt, allerdings mit der Einschränkung: ein Leben bis zu dem Zeitpunkt, wenn die Glocke im Kopf ertönt. Dann beginnst du, die Relativität aller literarischen Werte zu begreifen. Vom Geschreibsel der patentierten Stümper abgesehen, gibt es keine guten oder schlechten, genialen oder untauglichen Werke. Es gibt, wie in allen Bereichen, Geld, Aufschwung, bezahlte Umfragen, politische, geopolitische, apolitische Interessen, und keine absoluten Werte. Der von dir im Restaurant mit reichlich Alkohol bewirtete Kritiker Chaljawtschenko wird dich in der patriotischen Zeitung „Die aufrichtige Wahrheit" mit Marquez und Stefanyk vergleichen. Außerdem hat er Verbindungen zu den „Nichtukrainischen Neuheiten", wo man dich auf den zweiten Platz der Bestsellerliste setzen wird, weil du für den ersten nicht mehr jung genug bist. Die unverheiratete, gefürchtete Kritikerin Zybertjuk, die kein Mann je unter Alkohol setzen könnte, würde schreiben, du seiest ein Versager, ein Provinzler und aus irgendeinem Grund ein „immanenter Kastrat", weil du noch nie etwas von Pound gehört und keine

Ahnung hast, daß Klimax und Antiklimax künstlerische Ausdrucksmittel sind.

Wie sollte man nach all dem noch Literatur schaffen?

Es ist zweifellos besser, sich etwas Ordentlichem zu widmen. Zum Glück bin ich kein Romantiker mehr, und während ich mit meinem Mercedes über die rötliche Trasse nach Boryspil jage, freue ich mich über diesen sonnigen Tag. Ich freue mich über die glatte, schnurgerade Straße (Eingeweihte behaupten, daß ein Meter Beton unter ihr liegt und diese strategische Trasse während eines möglichen Krieges als Landungsstreifen genutzt werden könnte.)

Ich freue mich über meine Lebensfreiheit, obwohl ich keine Petersilie mag und innerlich schon beim Anblick des gesunden Müsli zu quaken beginne.

Wie angenehm es sich fährt, wenn man die wachsweiche Nachgiebigkeit des Steuers spürt, das ich mit den Händen beherrsche. Weder Aufregung noch Seufzer... Hinter Kalyniwka schaffe ich 130 pro Stunde.

Was habe ich nicht alles gemacht, bevor ich auf diesem schnurgeraden Weg angekommen bin!

Ich habe an einer Fachhochschule studiert, Kuhställe im Krasnojarsker Gebiet gebaut, auf Märkten Fleisch zerhackt, Kerzen in der Kirche verkauft, als Korrektor gearbeitet. Ich habe eine Dissertation verfaßt, in unbekannten Laboratorien nach Unbekanntem geforscht, Studenten die rätselhafte Wissenschaft der Semasiologie gelehrt - nur drei von ihnen verstanden, was das überhaupt war. Der Rest, mich einbegriffen, hatte nur eine Ahnung davon...

Und seit ich schreiben kann, habe ich geschrieben. Das hat nichts eingebracht. Ich besaß zwei Paar Hosen, eine traurige Ehefrau und freute mich wie ein Schneekönig über jede rundliche Sardelle, die aussah wie ein Rottweiler.

Sollte ich das Jeanspüppchen da mitnehmen? Setz dich, Täubchen, die Fahrt wird lustiger sein. Die Bremsen quietschen. Wie ist es angenehm, etwas Angenehmes zu tun!

Die Seitenscheibe gleitet hinab, und Mädchenaugen sehen mich an, nein, nicht dunkel wie die Nacht und hell wie der Tag, entschuldigen Sie diese Banalität, Augen blauer als der heutige Tag. Einen anderen Vergleich habe ich nicht gefunden. Ich habe es schließlich verlernt.

«Nehmen Sie mich nach Boryspil mit?»

«Ja, steigen Sie ein.»

Angenehm, kaum hörbar fällt die Wagentür ins Schloß. Das Mädchen setzt sich und legt ihren kleinen Rucksack auf die Knie. Der Donner treffe mich, wenn ich irgendwo einen ähnlichen Rucksack gesehen habe: es ist eigentlich ein brauner Bär, unter dessen Tatzen die Tragegurte befestigt sind, von der vorderen zu hinteren linken und dann rechten Pfote. Ich stelle mir vor, wie dieser Koalabär mit den ausgebreiteten Tatzen hinter ihrem Rücken sitzt - zum Lachen. Das Mädchen scheint Humor zu haben.

Eine zeitlang fahren wir schweigend. Das Mädchen kaut unbeweglich ihren Kaugummi und schaut vor sich hin. Knappe Jeans und ein Jeansjäckchen. Weiße Laufschuhe. Ich schiele zu ihnen hinüber und staune noch mehr: der eine Schnürsenkel ist grün, der andere rot. Auf dem Knie ist ein Lederfleck.

Ich versuche, das Schweigen zu unterbrechen: «Sie sind ein Original!»

«Nein. Die da sind es», sie zeigt mit der Hand nach draußen, «die sehen alle unnatürlich gleich aus.»

«Und philosophieren noch dazu», ergänze ich.

Das Mädchen wird finster und schnaubt. Dann legt es ein Bein übers andere. Bei den meisten liegt das rechte über dem linken. Bei ihr ist es umgekehrt... Ich habe den Eindruck, ihr schon irgendwo begegnet zu sein.

Dann hört sie plötzlich auf zu schnauben und wendet sich mir zu: «Mögen Sie Gedichte?»

Sie scheint weit auszuholen, um allmählich zu etwas zwar von vornherein Bekanntem, doch noch Ungewissem zu kommen.

«Früher habe ich Gedichte gemocht und mag sie auch jetzt noch», versichere ich eifrig. Meine Begleiterin öffnet den Bauch des kleinen Bären und holt einen dünnen dunkelblauen Band heraus. «Ich lese diese Gedichte immer wieder», sagt sie, während sie das Buch öffnet und einige Seiten umblättert:

Hier heulen in der schwachen Dämmerung die Hunde,
in den düsteren Seelen gieriges Geheul.
Komm nicht daher wie Regen über die Pfützen...

«Verkünde nicht Erlösung, falsch und voller Hohn. Geh Gott ähnlich mit sauberem Chiton», setze ich unbewegt fort.

Das Mädchen sieht mich ungläubig an: «Haben Sie dieses Gedicht genau gelesen?»

«Sehr genau, meine Liebe, aus dem einfachen Grund, weil ich es selbst geschrieben habe.»

Sie ist keineswegs erstaunt, sieht nicht einmal nach dem Foto im Buch. Vermutlich hat sie es vermutet und nur ihre Vermutung bestätigt gesehen.

«Sehr angenehm, Herr Fahrer. Angenehm, daß Sie dieser Mychajlo Step sind, dessen Werke ich so mag.»

Ich spüre ein unangenehmes Gefühl der Müdigkeit und packe das Steuer fester: «Ich bin nicht Mychajlo Step. Ich bin Mychajlo Petrowytsch Stezenko und schreibe im Augenlick nichts mehr.»

«Und was machen Sie jetzt?» fragt sie mich offenherzig.

«Das, was man heute Business nennt. Heute ist alles bei uns Business - Kaugummi verkaufen und sich selbst auf der Bühne.... Ich arbeite und verdiene Geld. Ich habe eine Familie. Es gibt genug zu schaffen und zu tun...»

Weshalb entschuldige ich mich vor ihr? unterbreche ich mich selbst gereizt.

«Alles umsonst», seufzt das Jeansjäckchen und streichelt unwillkürlich den kleinen Bären auf den Knien. «Sie haben nicht die Seele eines Geschäftemachers. Sie sollten sich lieber mit Ihren Dingen beschäftigen. Schöne Werke schreiben...»

Auf ähnliche Vorwürfe habe ich stets eine überzeugende Antwort. Eisern, unwiderlegbar. Innerlich lächelnd, bringe ich sie vor: «Und wie war's mit Arthur Rimbaud? Ein genialer Dichter und Händler zugleich. Ein Geschäftemacher. Ein Sklavenhalter.»

«Sie vergessen, daß er Pleite ging. Und ein trauriges Ende gehabt hat. Nein, Rimbaud war keine Händlerseele.»

«Ist das wahr?» presse ich mühsam heraus, unfähig, etwas anderes zu sagen.

«Ja, es ist wahr. Es ist wahr. Und Sie werden auch Pleite machen!» Das Mädchen lacht freudig auf. «Und werden schließlich doch noch schreiben, also tun, wozu Sie fähig sind.» Dann fügt sie streng hinzu: «Sie hätten da nie einsteigen dürfen!»

«Was soll dieser Schulmeisterton?» protestiere ich verdattert.

«Erraten. Ich bin Lehrerin. Übrigens habe ich Ihre Werke als Lesestoff aufgenommen.»

«Sie sind Lehrerin?» Ich muß so laut lachen, daß ich mich schüttele und mit den Zähnen gegen das Steuer schlage. «Kind, du solltest selbst noch mit Puppen spielen. Auf dem Ofen unterrichten...»

«Herr Mychajlo, ich bin 23 Jahre alt. Ich überhöre Ihren unzweideutigen Übergang zum Du, den Sie bestimmt schon öfters trainiert haben. Und wenn Sie glauben, daß neben Ihnen, lebenserfahren wie ein Hemmingway, ein dummes kleines Jeansmädchen sitzt, das noch nichts vom Leben gesehen hat, dann irren Sie sich. Als Studentin habe ich anderthalb Monate lang Reportagen aus Tschetschenien geschrieben. Glauben Sie mir, da habe ich einiges mitbekommen!»

Mein Herz beginnt zu schmerzen. Ich habe keine Kraft, meine Nachbarin anzusehen, die fortfährt: «Seit drei Jahren lebe ich allein, ich habe nur noch eine Tante in Kiew, ich komme gerade von ihr und fahre zurück nach Hause. Meine Eltern sind bei einem Autounfall ums Leben gekommen.»

«Entschuldigen Sie, entschuldigen Sie», lallt meine Zunge.

«Seitdem hasse ich Autos und habe Angst vor ihnen, das hier ist das erste Auto seit drei Jahren, in das ich gestiegen bin... in das ich steigen konnte. Vielleicht war es Schicksal.»

«Die gerechten Armeen haben stets ein wunderbares Schicksal», zitiere ich, gar nicht zur Sache. Wir fahren bereits in Boryspil ein.

«Gut», seufzt das kleine Mädchen, «ich will nicht, daß wir in diesem Ton weiterreden. Ich habe nichts dagegen, daß wir uns duzen. Ich heiße Snischana.»

«So kalt?» versuche ich zu scherzen. Weder für sie noch für mich, sondern fürs Herz.

«Nein, ich bin nur während eines schneereichen Winters geboren. Und ich bin doch so weiß. Sieh dir meine Haut an. Und auch mein Haar, das ist keine Farbe.»

Ich sehe auf das weiße Gold ihres Haars. Könnte man diese Farbe herstellen, ließen sich Millionen damit verdienen.

«Ich will dich nicht vom Steuer ablenken«, sagt sie und legt ihre Hand auf die meine. «Kalte Hand, heißes Herz, kennst du den Spruch?» fragt sie und sieht mich mit ihrem blauen Himmel an.

Wir schweigen einige Minuten. Genauer fünf Minuten und dreißig bis vierzig Sekunden, ich habe ein absolutes Zeitgefühl, doch keiner will es mir glauben... Trotz des friedliebenden Tons meiner Reisebegleiterin fühle ich mich schuldbewußt und wage nicht, etwas zu sagen.

Da haben wir's! Wie lange schon bin ich sicher gewesen, daß mich nichts mehr in Erstaunen versetzen könnte! Nicht etwa, weil ich alles gesehen oder vorausgesehen hätte, sondern aufgrund einer gewissen inneren Einstellung: Sei auf alles gefaßt, denn es gibt nichts außergewöhnlich Wunderbares auf Erden, was den Menschen unbekannt geblieben wäre. Die Menschen selbst sind berechenbare Wesen. Du weißt von vornherein, was jeder sagen, was er tun wird...

Nun diese Snischana. (Doch wieso Snischana? Für mich ist sie ein Hase, ein hübscher Hase...) Dieses unbegreifliche kleine Mädchen,

so jemandem bin ich nie zuvor begegnet. Für sie scheinen die geltenden Regeln nicht zu existieren, für sie gibt es nur Ausnahmen... Das Mädchen, ich mir selbst (zumal jetzt), dieser ganze Weg - alles erscheint mir unbegreiflich... Dabei habe ich immerhin mehr als dreißig ruhige Jahre hinter mir...

«Mychajlo... Bin ich erotisch?»

Zum Kuckuck! Ich kann mit Mühe bremsen, beinahe wäre ich unter den Anhänger eines klapperigen Traktors geraten. «Erotisch», hauche ich mit Mühe. «Vorsicht, bitte, in Boryspil stehen die schlechtesten Ampeln. Die sind hinter den Zweigen nie zu sehen...»

«Ich mag Spaß», seufzt der Hase traurig. «Übrigens erinnere ich mich jetzt, wo ich Ihnen, vielmehr dir, zum erstenmal begegnet bin. Vor fünf Jahren...»

«Ich weiß», winke ich ab. In der Bar 'Nevermore'. Ein Jammer. Herr Mokryzja ist zurück nach Canada geflogen, bye-bye, und an der Stelle steht längst ein Geschäft namens 'Fudji'...»

«Du warst mit einem Freund da, und ihr wart stockbesoffen...»

«Bah! Ein Freund... Es war ein Korrespondent, wir hatten uns nur dieses eine Mal getroffen. Doch ich werde mich noch lange daran erinnern. Ein ziemlicher Exzentriker. Ich glaube, du hast Tomatensaft getrunken und ein Brötchen dazu gegessen...»

«Einen Kringel», berichtigt sie. «Ich besuchte deine Abende, las deine Bücher, deine Artikel... Mich interessierte alles, du erschienst mir so stolz, so unerreichbar! Ich fragte mich: wie lebt dieser Mensch? Wie schreibt er, wie schläft er, trinkt und ißt er...»

«Wie denn sonst, mit dem Mund. Da ist nichts Originelles... Und was das Trinken anbetrifft... Weißt du, ein Künstler braucht das, aber ich bin heute kein Künstler mehr, man braucht eine Legende, damit das Leben das schöpferische Werk ergänzt. Die Menschen wollen, daß er nicht alltäglich ist, er soll entweder pervers, drogenabhängig oder Alkoholiker sein. Wenn du wieder normal wirst, bist du für niemanden mehr interessant. Und die jungen Autoren, wie sie eben sind, die brauchen eine Legende, um sie nachzuahmen.

Saufen drei Tage, bis sie so aufgedunsen sind, daß man ihre Fratze nicht mehr erkennt, und bis sie schließlich ihre Notdurft an Ort und Stelle erledigen, und man hört drei Tage nichts als die gleichen Dialoge: 'Weißt du, was für ein Alkoholiker Jessenin war?' - 'Oh, der war ein extremer Alkoholiker!'- 'Auch Taras Hryhorowytsch war nicht abgeneigt...'- 'Und erst Jack London, ja, Jack London, der war ganz schlimm!'... Und es klingt, als würden sie sich rechtfertigen oder ein Vorbild suchen... 'Jessenin nahm ein Pferd in Schutz, wenn es vom Kutscher geschlagen wurde...' Die jungen Autoren streiten darum, wer mehr getrunken hat, sie oder Edgar Poe. Mich widert das alles an. Ich lebe zur Zeit ruhig, ich wünsche mir weder Legenden noch Lebensgeschichten. Ich will meine Ruhe haben, schließlich habe ich sie verdient, fast wie die Heldin Bulgakows...»

«Nein», sagt der gute Himmel streng. «Du hast sie nicht verdient. Du bist zu früh gealtert, Alter... Du hast sie noch nicht verdient. Übrigens, wo willst du überhaupt hin?»

Sie wird doch nicht meinen Weg beschreien, denke ich abergläubisch und sagte: «Ich fahre nach Jahotyn zu einer Begegnung mit Partnern von der Bahn. Um über den Transport einer Partie von Fensterrahmen zu verhandeln... Weshalb fragst du?»

«Eigentlich sind wir fast bei mir angekommen. Dort hinter dem Gebäude ist meine Wohnung.» Sie wendet sich jäh um: «Willst du reinkommen?»

Zum Nachdenken bleiben mir 12 Meter Straße. Mein Augenmaß ist übrigens auch nicht übel... Lieber nicht nachdenken, denke ich und sage: «Ja.»

Das Quietschen der Bremsen klingt diesmal sehr unangenehm. Sehr viel angenehmer ist mir hingegen etwas anderes: daß das Jeansjäckchen meinen Ellbogen unterhalb des Polohemdes berührt hat...

Wir steigen in den dritten Stock. Die üblichen Katzendüfte sind nicht zu spüren.

«Gleich siehst du meinen Mars. Er hat die Katzen hier vertrieben.»

Ob sie Gedanken lesen kann? Es gibt einige Indizien dafür...

Die Wohnung trägt die Nummer dreizehn. Banal, übrigens. Zudem ist mir diese Dreizehn niemals als Unglückszahl vorgekommen.

«Komm rein... Mars, mein lieber Hund! Bist du ohne mich traurig gewesen? Schlimmer Kerl...»

Mars ist ein Rottweiler mittlerer Größe mit einer gutmütigen Schnauze (sie scheint fast zu lächeln, oder ist es eine Sinnestäuschung?) Er riecht geschäftig an meinen Socken und reibt sich an meiner Wade.

«Snischana, er sieht aus wie eine Sardelle. Vor allem vom Schwanzende her.»

«Eine aus Darnyzja?» fragt das Mädchen keineswegs erstaunt.

«Nein, eher eine Pikante», sage ich und betrachte den runden Rottweiler genauer. Das Spiel beginnt mir zu gefallen.

Wir setzen uns in die Küche. Der Teekessel summt.

«Es gibt Kaffee, Portwein, Horilka. Möchtest du einen Schnaps?»

«Vielen Dank. Ich trinke und rauche seit langem nicht mehr.»

«Aus Prinzip?»

«Nein Ich habe schon lange keine Prinzipien mehr. Hab's beschlossen und basta.» Ich will nicht in Einzelheiten gehen.

Der Hase gießt sich und mir Kaffee ein. Dann schlürft er daran. Plötzlich gießt er sich einen Schuß starken Tee aus der Kanne dazu. «Kaffee mit Tee. Noch nie probiert?»

Mein Gott, wann wird diese Außerirdische aufhören, mich mit ihren unirdischen Gewohnheiten zu erstaunen?

«Mychajlo, du machst den Eindruck, als hättest du alles gesehen, alles erlebt, als wünschtest du dir nichts mehr und als hättest du keine Träume mehr...»

«Ich fürchte, daß dem wirklich so ist.»

«Willst du denn nichts Außergewöhnliches mehr ? Willst du kein Geheimnis haben? Übrigens, deine Augen sind wie ein Ozean...»

«Snischanka», sage ich, «das alles klingt nach billigen Romanen...»

«Weshalb billig? Weshalb Romane? Du willst nichts anderes als nur einfach sein, noch einfacher als andere... Doch es will dir nicht richtig gelingen. Sag mal, möchtest du, daß wir einander Briefe schreiben? Das wäre dann unser Geheimnis.»

«Gern... sehr gern sogar...»

«Ha! Und was würde deine Frau dazu sagen?»

«Sie wäre keine Bedrohung unseres Geheimnisses, sie ist daran gewöhnt. Ich war doch früher mal ein bekannter junger Autor.», sage ich und denke mir: vielleicht war damals die beste Zeit? Ungekämmte orthodoxe Herrchen besuchten mich, Schauspieler eines Avangardetheaters kamen zu mir; alle zwei Wochen übernachtete der angesäuselte intuitive Dichter Fedja bei mir, in der Nacht riefen Künstler einer zweideutigen sexuellen Orientierung an. Ein Leben voller Bohème-Flair, kurzum...

«Du machst dich doch selbst zum Krüppel! Leg deine Zwangsjacke ab. Wenn man dich liest, findet man Stoff für achtzig Jahre, du hast etwas zu sagen... Und du willst die Reihen grauer Trottel auffüllen... Hast du keine Angst, selbst wie ein Trottel auszusehen? Du mußt aus dem idiotischen Alltagstrott heraus... Du hast ja Angst vor dir selbst! Sieh her, ich sag's dir, komm näher, lieb mich, nimm mich...» Sie zerrt an ihrer Bluse, die Knöpfe springen über den Boden, «aber du hast Angst. Weil du sein willst wie alle... Lügen und heucheln wie alle...»

Das fängt ja gut an, sage ich mir, und mir wird heiß. Ich wische mir den Schweiß von der Stirn. Das hat mir noch gefehlt... Bald wird dieses verrückte Mädchen mir mitteilen, daß es Prostituierte ist oder in Pornofilmen gespielt hat. Das wäre schrecklicher als TschetSchenien... Stärker als Goethes "Faust"...

«Weshalb schwitzt du so?» murmelt der Hase und zieht die Bluse zurecht. «Gott, was machst du nur für einen Eindruck... Ich hatte dich mir ganz anders vorgestellt.»

Sie geht ins Zimmer und schaltet den Fernseher ein. Ich halte die Tasse mit dem nicht zu Ende getrunkenen Kaffee in meiner

zitternden Hand. Was mache ich hier? Wie soll ich das alles verstehen? Bin ich etwa geisteskrank? Ich muß fahren... unbedingt weiterfahren...

Im Zimmer flimmert der Fernseher. Unter dem Tisch fletscht der noch eben gutmütige Hund, der aussieht wie eine Sardelle, die Zähne gegen mich. Und auf dem roten Teppich sitzt sie, die feingliedrigen weißen Hände im phantastischen Haar vergraben.

Sie sieht mich traurig oder auch gleichgültig an. Da rollt eine Träne hinunter... Ihre Augen gleichen einem Ozean, meine hingegen glotzen wie die eines reichen Degeneraten...

Die körperlose Luft, habe ich in Physik gelernt, hat Gewicht. Sie wiegt schwer. Plötzlich spüre ich den Druck...

Ich schleppe mich in die Küche, gieße mir ein halbes Glas Branntwein ein. Denke nach.

Die Ärzte haben gewarnt: bei Nichteinhaltung der Abstinenz sind Lähmung, Blindheit, Impotenz möglich... Hol euch der Teufel, denke ich, vielleicht wird es keine Lähmung geben.

Ich trinke den Branntwein in zwei Zügen aus, alles scheint normal zu bleiben. Wenn das alles normal ist....

«Wirst du mir schreiben?» fragt sie.

«Ja», lüge ich. « Ich werde dir schreiben...»

Vor fünf Jahren die verrauchte Bar und jene Begegnung. Geliebtes Kind, du hast dich um fünf Jahre verspätet. Was willst du, arme kleine Birke, von einem glattgehobelten Telegrafenmast?

Eine Woche später krakele ich ein Gedicht zusammen. Ein schlechtes Liebesgedicht. Ein Geiger, der drei Tage nicht übt... das versteht sich von selbst. Ich wollte ihr so gerne schreiben.

("Vergebt das freie Denken, doch ich bin Romantiker".)

Wie ich feststellen muß, staunen Trinker nur selten. Die Nichttrinker scheint es, wundern sich über gar nichts.

Und im Prinzip ist das auch richtig so.

Stalin auf dem Schwarzmarkt

Es ist der 8. November. Wiktor und ich besuchen meine Großmutter. Sie hat schon Besuch: Kolja und Ljuba. Sie haben früher gemeinsam in einer Komunalwohnung auf der Pokrowska-Straße gelebt. Zur Zeit teilen sich die Großmutter und Tante Tata ein Einzelzimmer auf der Straße der Helden des Untergrunds. In der Nähe liegt ein großer Obstgarten, die Großmutter sammelt dort Fallobst und macht daraus Fusel, heute hat sie sogar einen selbstgebrannten Schnaps aufgetischt.

Kolja arbeitet als Zooführer. Er klaut Jakmist und verkauft im Frühjahr im Frühbeet gezogene Gemüsepflanzen. Ljuba arbeitet in einer Bahnhofsgaststäte.

Als sie noch zusammenwohnten, haben sie sich viel gestritten. Tata und Ljuba haben sich sogar geprügelt. Nun kommen sie an jedem Festtag zur Großmutter, unterhalten sich und sehen gemeinsam fern. Zuweilen erwidern Großmutter und Tata den Besuch.

Tata arbeitet als technische Zeichnerin. Sie ist unverheiratet und wird in diesem Jahr 52.

Meine Großmutter ist hager und abgehärmt. Ihre Rente besteht aus 30 Rubeln. Sie sammelt Flaschen und näht Hausschuhe zum Verkauf; ihr Mann, mein Großvater, wurde ein Jahr vor dem Zweiten Weltkrieg festgenommen, von den drei Kindern, die sie gemeinam hatten, ist eines gestorben, es hieß Lorotschka. Vor der Revolution hat die Großmutter noch vier Gymnasialklassen abschließen können, sie hat den Bruder des Zaren gesehen, im Hungerjahr 1933 hat sie Brotmarken gefunden, während der deutschen Besatzung hat sie Wäsche gewaschen und sich wegen einer Bagatelle mit ihrer zweiten Tochter, meiner Mutter, zerstritten, die sie seither nicht mehr gesehen hat. Seit einiger Zeit macht ihr ein alter Mann den Hof und will sie heiraten, während Tata keine Verehrer hat. Die Großmutter

spart Geld und behauptet, nicht eher zu sterben, als bis sie das Ende der Welt erleben würde. Vor einem Jahr hat sie mir einen Tausender geschenkt. Meine Frau hat sich dafür einen Pelzmantel gekauft und ich einen Rekorder.

Kolja und Ljuba gießen sich, mir und Wiktor Sebstgebrannten ein. Die Großmutter schlürft ihren Fusel. Tata trinkt nichts. Sie hat schon seit dem Vorabend Kopfschmerzen, ihr Blutdruck ist stark gestiegen. Kolja war neulich wegen irgendwelcher Geschäfte in Moskau und hat dort meinen Vater getroffen. Nach der Scheidung von meiner Mutter ist er nach Moskau gezogen, wo er einen wichtigen Posten bekommen und wieder geheiratet hat. Vater hat Kolja mit polnischem Wodka bewirtet und ihn als geschäftstüchtigen gebeten, ihm Stalins gesammelte Werke zu besorgen. Als er nämlich nach Moskau gezogen war, hatte er seinen eigenen Stalin mitgenommen, dabei allerdings übersehen, daß es eine ukrainischsprachige Ausgabe war. Kolja hat Vater versprochen, ihm eine Werkausgabe zu besorgen und nach Moskau zu schicken. Tata meint, man könne in Georgien für eine Werkausgabe Stalins 1.500 Rubel bekommen, was Ljuba bestätigt, auch sie hat davon gehört.

Ich bin ganz aufgeregt. Am Samstag hat ein Mann auf dem Flohmarkt eine vollständige Werkausgabe Stalins für drei Rubel pro Band angeboten, während noch vor einem Monat eine Frau alle Bände für nur 35 Rubel verkauft hat. Selbst wenn man die Werke für drei Rubel pro Band kaufte, machte das 39, plus den Biographieband, 42, plus die Reisekosten hin und zurück, ungefähr 70 Rubel, plus Reiseproviant und Wein, insgesamt höchstens 150 Rubel. 1.500 Rubelchen oder auch 1.200 weniger 150, das sind immerhin 1.050, sagen wir ein Tausender! Und wenn man zwei oder drei Komplette mitnahm?

Wenn ich Stalins Werkausgabe nicht auf dem Markt bekomme, überlege ich, werde ich sie bei Bekannten klauen.

Wir verabschieden uns und verlassen die Wohnung. Wiktor behauptet, er habe endlich verstanden, warum ich anormal sei. Ich

bin keineswegs gekränkt, schließlich ist Wiktor mein Freund. Wir bringen es fertig, stundenlang zu schweigen oder zu quatschen, und keiner versteht, daß wir lediglich nach dem Weg tasten, obwohl wir noch gar nicht wissen, wohin er uns führen wird. Dabei will keiner den anderen übers Ohr hauen, denn dann ginge unsere Freundschaft zu Bruch.

Wiktor ist Theoretiker und tadelt mich für meine Sünden, insbesondere, wenn es um Frauen geht, weil er selbst vor ihnen Angst hat. Ich dagegen überhaupt nicht. Gestern zum Beispiel sind wir losgezogen, unsere Katze zum Paaren zu bringen. Meine Frau hatte deswegen schon einige telefonische Verabreuungen getroffen, aber ich hatte nie Zeit dafür. Ich komme mit der Katze, sehe mich um, und es stellt sich heraus, daß die Besitzerin des Katers ein Mannequin ist. Ich muß es ihr gleich in der Küche besorgen.

Als wir Großmutter verlassen, schlage ich Wiktor vor, je eine komplette Werkausgabe Stalins zu besorgen und gemeinsam nach Georgien zu fahren. Wiktor hat keine Lust, behauptet, daß Geld schmutzig sei, obwohl er sich stets darüber beklagt, daß er keines habe. Ein unbekanntes Land im Osten, Anderthalbtausend für irgendwelche Bücher und eine abenteuerliche Reise. Er zögert und willigt schließlich ein.

Zweimal ziehen wir los und kaufen Stalin unter der Brücke, wo sich Typen treffen, die mit Büchern handeln. Wir bezahlen im Durchschnitt jeweils vier Rubel pro Band. Meine Frau spart seit längerer Zeit für einen Teppich, doch ich habe sie davon überzeugt, etwas vom Sparbuch abzuheben. Wiktor trägt seinen Teil bei und kauft noch zwei Biographiebände dazu.

Wir besorgen uns Flugtickets, ich lasse eine Notärztin kommen, die mich anzischt und mir ein Thermometer gibt, das ich unter die Achsel schiebe, wobei ich mit der Hand fest die Stuhllehne presse, worauf das Thermometer 37,4 anzeigt und die Ärztin mich für drei Tage krankschreibt, unsere Tickets werden überprüft, die Tür geht zu, und das Flugzeug startet. Die Passagiere trinken "Citro".

Wiktor behauptet, er bedauere bereits, auf mich gehört zu haben, Stalin sei ein Dämon und wir Spekulanten, daher erwarte uns nichts Gutes. Er verspricht mir noch im Flugzeug, wenn alles gut ausginge und wir nicht erwischt würden, für fünf Rubel eine gemeinsame Dankeskerze anzustecken. Obwohl wir zusammen studiert haben, ist Wiktor Philosoph und abergläubisch, während ich Soziologe und eher dionysisch veranlagt bin. Ich beginne ihn aufzuziehen. Er schnappt sofort ein. Er meint, wir seien hochmütig und skeptisch, und unser Weg führe bergab. Wir verabscheuten jegliche staatliche Ordnung, seien unfähig uns unterzuordnen oder aufzubegehren. Die Georgier stünden deshalb so fest da, weil sie alle Stalin verehrten. Wir hingegen seien von Nihilismus durchdrungen. Sie liebten ihren Stalin, und das sei es, was wir gerade brauchten. Jeder habe dort unter einem Felsen eine Blase mit Millionen verbuddelt. Anderthalbtausend für Wissarion Stalin sei ein Klecks für sie! Die kaukasische Gastfreundschaft sei dagegen um so mehr wert.

In Georgien sind die Nächte warm. Der Bus bringt uns ins Zentrum. Wir gehen über leere Straßen, wundern uns über die georgischen Beschriftungen und die grünen Bäume, weil bei uns alles längst vergilbt, rostbraun und abgefallen ist.

Plötzlich hören wir von irgendwoher Musik. Wir kommen auf einen Platz. Dort tanzen junge Männer und Mädchen, drei Männer spielen Trommel, Flöte und Akkordeon. Alle sind schlicht gekleidet, sitzen auf einer Treppe und unterhalten sich georgisch. Die Tänzer bilden einen Kreis, gehen auseinander und wechseln die Plätze. Es ist ein einfacher Volkstanz, er erfordert jedoch ein gewisses Zusammenspiel. Niemand ist betrunken, manche nicken im Takt der Musik oder singen dazu, alle machen begeistert mit. Es ist kein Tonbandgerät zu hören, niemand singt Lieder zur Gitarre, niemand flucht unflätig, kein Milizionär ist zu sehen, hinter der Ecke wartet kein Polizeikastenwagen, niemand sitzt auf der Bank vor dem Dichterdenkmal. Es ist offensichtlich, daß sie irgendwo gefeiert haben und dann auf den Platz gekommen sind und zu tanzen

begonnen haben, da ist nichts besonderes dabei, sie pflegen so etwas zu tun, und keiner verbietet es ihnen.

Ich will plötzlich Georgier sein und mich ihnen anschließen. Auch Wiktor beneidet sie. Er verspricht, einmal wieder zu Hause, zum Tanzen zu gehen, wenn nicht auf einem Platz, dann zumindst in einer Unterführung. Doch wer würde uns den Tanz beibringen und uns so etwas erlauben?

Es wird hell. Am Horizont wird ohne Qualen ein neuer Tag geboren. Menschen beginnen auf die Straße zu strömen. Wir müssen an die Arbeit. Zunächst gehen wir schnell zu den Schaltern der Luftlinien, um Rückfahrtickets zu besorgen, solange wir noch Geld haben.

An einem Steilhang wachsen Bäume. Wenn man einen Kiefernzapfen aufäße, sagt Wiktor, könne man eine ganze Woche glücklich sein. Doch wir haben es eilig.

Anderthalb Stunden müssen wir anstehen, danach bleiben uns nur noch fünf Rubel und zwei komplette Werkausgaben plus die Stalinbiographien, alles im Wert von dreitausend. Wir müssen überlegen, wo wir übernachten werden. Wir suchen ein Hotel nach dem anderen auf. Auf den zentralen Straßen gibt es Cafés. Die Menschen trinken Tee und essen Gebäck, ohne es eilig zu haben. In den Hotels ist kein Zimmer frei. Und es ist schon Mittag. Nachmittags machen wir uns zur einzigen antiquarischen Buchhandlung am Ort auf, um uns über die Preise zu orientieren. Die Buchhandlung ist klein und unansehnlich. Auf den Regalen stehen georgische agronomische Bücher aus den fünfziger Jahren, kleine Stöße der Zeitschrift "Wympel" und das unsterbliche Werk von Schota Rustavelli in estnischer Sprache. Vor den Regalen stehen etwa sechs Käufer herum, an der Kasse sitzt eine dicke Frau mit Brille. Ich gehe leise auf den letzten Buchliebhaber zu und begrüsse ihn: «Wissen Sie vielleicht, wo man hier eine Werkausgbe von Stalin bekommen könnte?» Er antwortet kurz, er wisse es nicht. In der Nähe des Fensters stellt Wiktor die gleiche Frage. Ich ent-

schuldige mich, wende mich an einen anderen, der mit seinem Freund dasteht. Sie wissen nichts. Ich höre, wie jemand Wiktor laut fragt: «Wozu brauchen Sie das?»

In der Buchhandlung wird es still. Die Kassiererin hebt den Blick von der Zeitung. Alle drehen sich nach uns um. Ich gehe zur Kasse und frage: «Können Sie uns vielleicht einen Tip geben, wo wir eine Werkausgabe von Stalin kaufen können? Haben Sie manchmal eine Werkausgabe in Ihrer Buchhandlung?»

«Ab und zu. Wir haben gerade eine verkauft. Sind Sie Durchreisende?»

«Ja, wir sind nicht von hier.»

«Dann kommen Sie morgen früh.»

«Läßt sich die Ausgabe denn von heute auf morgen besorgen?»

«Ja, sie werden uns oft hereingebracht. Wir legen Ihnen ein Komplett zurück.»

«Herzlichen Dank. Wieviel kostet denn ein Band?»

«Neunzig Kopeken.»

Wir essen für zwei Rubel zu Mittag, die übrigen drei hätten gerade gereicht, vom Flugplatz nach Hause zu kommen. Von einem Hotel und Wein kann keine Rede sein. Wir beraten uns und gehen zum Bahnhof. Ein alter Zeitungsverkäufer betreibt in seinem Kiosk Schwarzhandel mit Moskauer Zigaretten. Er will keinen Stalin kaufen. Ein junger Reisender lehnt ebenfalls ab, er fragt nicht einmal nach dem Preis. Dabei hätten wir ihn billig verkauft.

«Was soll ich damit?» fragt uns eine junge Frau.

«Nein, mein Lieber, kein Bedarf», antwortet der Schuster. Er hält ungefähr 40 Nägel im Mund. Wiktor kann es kaum fassen: Bei uns hängt bei jedem Schuster ein Stalinporträt.

In der Nähe der Bahnhofskasse werden Mandarinen verkauft. Es gibt keinen Streit, kein Mensch drängt sich vor. Wir fragen, ob jemand Stalin kaufen möchte. Doch es gibt keine Interessenten.

«Und wo bleibt der Patriotismus?» fragt Wiktor wütend.

«Was willst du?» fragt ihn der Verkäufer.

Ich ziehe Wiktor rasch beiseite. Schließlich fragt ein nicht sehr sauber aussehender Georgier in der Nähe der Gepäckaufbewahrung, ob er die Werkausgabe mal ansehen dürfe. Er handelt lange herum, betastet jeden Band und kauft uns danach ein Komplett mit Biographie für 40 Rubel ab. Er will wissen, ob wir Fotos von Jungen und Welpen hätten.

Da wir nun etwas Geld haben, wird das Leben interessanter. Wir stürmen in die Geschäfte, kaufen für je zehn Rubel Kracher, Kaviar und vier Flaschen Weißwein für den Abend. Um elf Uhr gelingt es uns, ein prächtiges Hotelzimmer im 12. Stock zu erhalten. Sobald wir drinnen sind, fallen wir von der vielen Lauferei auf die Betten. Hinter dem Fenster flackert die Stadt mit schwachen Lichtern, der schwarze Fluß scheint sie in zwei Teile zu spalten. Wir waschen uns die Hände, stellen Wein, Käse, Brot, Zwiebeln, Kaviar, Äpfel auf den Tisch, öffnen die Balkontür, entkorken die Flaschen, lassen uns, nachdem wir die Schuhe ausgezogen haben, in die Sessel fallen und legen die Füße auf die freien Stühle.

Ich zünde mir eine Zigarette an. Wiktor raucht nicht, aber er hat es gern, wenn das Streichholz über die Zündfläche fährt und die Qualmwolke des ersten Zugs an ihm vorbei durch die Luft schlängelt, vermengt mit dem Geruch des erloschenen Streichholzes. Das hat vor allem dann einen besonderen Reiz, wenn man in einer LKW-Kabine sitzt, sich per Anhalter zum Meer durschlägt, oder irgendwo in einem Landhotel, einem Studentenheim oder einer Schule, die während der Ferien an Touristen vermietet werden. Die Touristen lehnen sich gewöhnlich schutzsuchend an den Fahrer, um nicht verlorenzugehen, wir hingegen sitzen zu zweit, und ich singe etwas zur Gitarre. Bevor wir uns hingesetzt haben, haben wir jeweils ein Glas Wein getrunken. Ich habe schon immer eine lyrische Ader gehabt. Ich bin noch immer Lyriker, aber ich schreibe keine Liedtexte mehr. Wiktor spielt besser Gitarre als ich, aber er hat kein Gehör, das Notenlesen hat er sich als Autodidakt beigebracht, er hat sogar ein Stück von Bach einstudiert. Oder ist es

Paganini? Wiktor nimmt die Gitarre und spielt einige schwierige Akkorde. Dabei spreizt er die Finger und umfaßt das halbe Griffbrett. Die Akkorde hat er sich selbst ausgedacht. Dann kommt Paganini an die Reihe oder vielmehr Bach. Als er das halbe Stück gespielt hat, hält Wiktor inne, summt noch etwas vor sich hin, nimmt wieder zwei, drei schwierige Akkorde, legt die Gitarre beiseite, wirde rot und verstummt. Nach dem dritten Akkord singt er gewöhnlich mit schriller Jungenstimme, wobei er die Worte verstellt. Er zeichnet auch, ist dabei, seine Dissertation zu beenden, hat in Moskauer Zeitschriften etliche Artikel veröffentlicht und plant, seinen Roman einem Neger anzuvertrauen, der ihn in den Westen bringen soll.

Wir haben zwei Flaschen geleert. Der Wein fließt durch Röhren und hinterläßt für lange Zeit eine schöne Erinnerung. Wir trinken auf leeren Magen, um seinen fraulichen Duft zu bewahren. Das Leben ist wieder voller Sinn. Ein freundschaftliches, friedfertiges Gefühl bemächtigt sich unser, der Käse schmilzt im Mund, die Auberginenpaste schmeckt ein wenig nach Honig. Ich habe Lust, einen Roman zu schreiben. Ich bin eigentlich Lyriker, schreibe aber lange nicht mehr, weil ich keinen Schreibtisch habe, ich wohne in einem Irrenhaus mit Schwiegermutter, Schwiegervater, Schwager, Frau, Tochter und Katze, je drei Personen in einem Zimmer; der Schwager säuft, die Schwiegermutter zetert herum, die Tochter nörgelt, die Katze sucht den Sand auf, der Sand stinkt, die Zimmer haben jeweils vier Quadratmeter pro Person, von einer eigenen Wohnung ist nicht zu träumen, doch heute vergebe ich ihnen allen.

Der Wein hat Wiktor rührselig gemacht. Er rülpst, während ich laut einen fahren lasse. Die dritte Flasche wird angebrochen.

«Ich hatte mal eine Französin», beginne ich.

«Ich hatte mal eine deutsche Freundin», unterbricht mich Wiktor, und es ist nicht mal gelogen. Er hat tatsächlich im Studentenheim auf der Straße des 9. Mai eine Freundin aus der DDR gehabt, die im fünften Jahr studierte.

«Ich hatte mal eine Georgierin», sage ich.

Ich habe tatsächlich eine Georgierin zur Freundin gehabt. Sie hieß Weriko. Wir haben uns am Meer in Gantiadi kennengelernt. Ich war damals Student und saß mit zwei Bekannten am Strand. Es war glühend heiß. Wir hatten reichlich gebadet und hatten weder Lust zu lesen noch Karten zu spielen. Nicht weit von uns setzte sich ein Mädchen mit einer Luftmatratze auf den Sand. Sie war dunkel, schlank und anziehend. Wir näherten uns ihr und machten witzige Bemerkungen. Sie gähnte gelangweilt und schlug ein Buch auf. Einer der Jungs machte einen Yogi-Kopfstand, der andere schlug ein Rad, und ich zeigte, wie Bora Aptekar in der ersten Klasse im Turnunterricht einen Purzelbaum schlug. Sie lachte. Danach begleitete ich sie nach Hause.

Sie stammte aus diesem Städtchen und war in den Ferien zu Besuch bei ihren Eltern.

Danach trafen wir uns jeden Tag. Einmal, als ihre Eltern verreist waren, übernachtete ich bei ihr.

Wiktor öffnet die vierte Flasche.

Im September darauf besuchte sie mich, und wir verbrachten zu zweit eine Woche in der Datscha. Danach schrieben wir uns jeden Tag. Doch im Oktober lernte ich ganz in der Nähe ein Mädchen kennen, das sich später als Schlampe herausstellte, na ja, sie war nicht ganz so schlimm, aber ich wollte keine Heimlichkeiten und schrieb Weriko davon. Sie schickte ein Telegramm, wollte kommen, ich lehnte ab. Sie rief an und fragte: «Liebst du mich nicht mehr?»

Da meine Eltern dabei waren, wollte ich nicht darüber reden. «Später», sagte ich, «ich schreibe dir.»

«Soll ich kommen?»

«Nein, bitte nicht.»

Ich schrieb ihr nicht mehr und bekam auch keine Briefe mehr. Seither sind sechs Jahre vergangen.

Wiktor schweigt verdrossen. Es gibt nichts mehr zu trinken. Ich nehme einen Apfel.

«Diese Hündin!» sage ich. «Wäre ich anders vorgegangen, wäre alles ganz anders gekommen. Ich bin ein bekannter Lyriker, das weißt du doch, wenn ich auch nichts schreibe.»

Wiktor nickt.

«Ich schreibe nicht, weil ich mich beschissen habe!»

«Jawohl«, stimmt er zu, «du hast dich beschissen!»

«Ich habe niemanden so geliebt wie Weriko! Auch sie hat mich geliebt. Niemand sonst hat mich geliebt, und niemand liebt mich.»

«Versuch sie zu finden», sagt Wiktor.

Ich sehe ihn erstaunt an. Er hat mich immer für meine Liebesabenteuer gerügt. Er selbst läuft den Frauen nicht nach, obwohl er unverheiratet ist. Ich dagegen träume unentwegt. Mal liege ich in einem Graben, dann verführt mich eine auf der Arbeit, dann wieder stehe ich splitternackt inmitten meiner Klasse, während der Physiklehrer mich an die Tafel ruft, um eine Aufgabe zu lösen. Manchmal träume ich: ich gehe eine Straße entlang, und neben mir geht Weriko, sie lächelt mich an, ich küsse sie, keinerlei Erektion, mir ist freudig zumute, der Himmel hängt tief, die Wolken sehen aus wie Kreidestriche. Plötzlich geht sie schneller, dreht sich nicht um und entfernt sich. «Weriko, bleib stehen, warte auf mich!» Doch sie geht immer weiter. Ich versuche sie einzuholen, doch meine Füße scheinen am Boden zu kleben, das Herz will vor Schmerz zerreißen. Sie ist schon hinter einer Biegung verschwunden. Ich erwache, neben mir liegt meine schlafende Frau, und ich möchte aufheulen. Dummkopf, du hast es einfach versäumt!

«Los, fahren wir zu ihr!» sagt Wiktor.

«Wohin? Sie ist längst verheiratet.»

«Das macht nichts.»

«Und die Familie, die Kinder?»

«Weiß nicht.»

Es ist tiefe Nacht. Wir sprechen noch über Gott, die Chinesen und legen uns schlafen. Ich erwache in der Nacht, fülle zwei Flaschen, gegen Morgen erwache ich wieder, doch auch neben Wiktors Bett

stehen zwei volle Flaschen. Also muß ich zur Toilette gehen, gut, daß sie zum Zimmer gehört.

Wir schlafen nicht lange und machen uns in der Frühe auf, die Flugtickets gegen Eisenbahnkarten nach Gantiadi einzutauschen.

Ich bereite mich innerlich darauf vor, Weriko zu treffen. Alles erscheint mir unsicher, beunruhigend und freudig zugleich, wie nach der zu Dreiviertel geschafften zehnten Schulklasse, wenn die Schneeschmelze einsetzt und du, kurz bevor du deine Schulfreundin anrufst, im Spiegel deinen ersten Pickel entdeckst.

Bis zum Zug sind noch acht Stunden Zeit, während in unserem Gepäck noch ein ganzer Stalin plus Biographie liegt. Wir wagen es nicht, in der Nähe von Buchhandlungen nach Käufern zu suchen, und so tragen wir die Werkausgabe auf den Bauernmarkt. Dort essen wir uns an Suluguni, Tschurtschela und Maronen satt, begießen das Ganze mit Rotwein, doch kein Mensch, nicht einmal die Fleischer wollen etwas von der Werkausgabe wissen. Auf dem Markt steht eine Mischung aus Imbißstube und Gaststätte. Dort sitzt eine fröhliche Männergruppe. Wir begrüßen die ehrenwerte Gesellschaft.

«Haben Sie Bedarf?» fragen wir.

«Zeigt her, was ist es?»

Sie sehen es sich an.

«Nein«, sagen sie, «wir brauchen sowas nicht.»

«Wieso nicht? Das kann doch nicht möglich sein!»

«Brauchst du etwa Geld?»

«Genau. Hab kein Geld für die Heimreise.»

«Wieviel willst du dafür?»

«Je fünf Rubel pro Band.»

«Geh lieber spazieren!»

«Und je drei pro Band? Einfach um sie loszuwerden!»

«Auch für drei nicht.»

«Wie sollen wir bloß heimfahren?»

«Gut, gib her, für zwei Rubel pro Band. Ich nehm's! Aber... aber,

das ist doch auf russisch! Wenn es georgisch wäre! Nein, aus dem Geschäft wird nichts.»

«Dann nehmt alles plus Biographie für 25 Rubel!»

«Gib her, der Kuckuck soll dich holen!»

Gegen Abend sind wir unterwegs zum Meer. Zusammen mit uns fährt der Georgier Leri. Er holt drei Liter hausgemachten Wein hervor und bietet uns Tschatscha an. Nach dem zweiten Liter beginnen wir über Politik zu reden. Wiktor fragt ihn, wie es bei ihnen mit der nationalen Frage stehe. Leri sagt, sie würden die Ukraine sehr respektieren. Einmal habe der Fußballklub Dynamo aus Tiflis genau so viele Punkte erzielt wie Spartak, obwohl er mehr Tore geschossen habe, doch Spartak stand noch eine Begegnung mit dem Kiewer Dynamo bevor. Den Kiewern war inzwischen alles egal, doch sie spielten verbissen, Rudakow schoß sogar ein Elfmetertor. Dynamo Kiew gewann das Spiel, Dynamo Tiflis wurde Meister, und die Georgier schickten Rudakow eine Unmenge Geschenke. Auch Leri habe ihm etwas geschickt.

In der Frühe verabschieden wir uns, tauschen unsere Adresse aus und steigen in Gantiadi aus. Es ist sonnig und warm. Ich erkenne mir vertraute Stellen und werde traurig.

Weriko, da lächelst du wieder, hast dich in die Steppdecke gewickelt und lugst hervor, rufst mich zu dir und gluckst.

Wiktor beginnt plötzlich zu singen. Er geht fast hüpfend, riecht am Laub, läßt mit den Schuhspitzen Steinchen hochfliegen, zieht die Jacke aus, dann die Schuhe, und so kommen wir zum Meer. Ich setze mich auf eine Liege, während Wiktor seine Kleider auf einen Haufen wirft und nackt ins Wasser steigt.

«Kalt?» frage ich.

«Ungefähr 15 Grad. Genau die Temperatur, die du magst», sagt er.

Weriko, weißt du noch, deine Eltern waren verreist, wir badeten und gingen dann zu dir. Ach, du meine Einzige, obwohl ich ziemlich draufgängerisch war, aber, daß du es weißt, meine Liebe, ich war damals noch unberührt und sehr aufgeregt. Wäre das alles

auf einer Fete oder während eines Picknicks gewesen, wäre mir alles gleichgültig gewesen und alles wäre glatt verlaufen, aber ich liebte dich und liebe dich noch heute, obwohl sechs Jahre vergangen sind. Ich bebe immer noch, selbst wenn es inzwischen viele, eine Unmenge Puppen gewesen sind, aber damals zitterte ich, war voller Begierde und hatte doch große Angst und war unfähig, dir nahezukommen.

Der nackte Wiktor ist weit weg vom Ufer weggeschwommen. Er versinkt in den Wellen, taucht wieder auf, winkt und ruft laut. Ich versuche, seine Worte einzufangen. «O vollwertiges Leben», ruft er. «Man muß lieben. Man muß lieben und sich vor nichts fürchten!»

Erholungssuchende in Mänteln gehen über den Strand.

«Und man braucht nichts anderes», schreit Wiktor, «weder Wein noch Bücher!» Seine Genitalien sind zusammengeschrumpft, er wirft sich jaulend ins kalte Wasser.

Weriko, du stauntest damals nicht wenig, wo war nur meine Begierde geblieben, ich hatte versagt, dich vollgesabbert, während du flüstertest: «Was ist los? Na, komm schon! Was hast du?» Sanft, so sanft. Mir war so peinlich, daß ich sterben wollte. Du schwiegst, ich sprang vom Bett und lief hinaus.

Draußen dufteten die Blumen. Ich bat sie, meine Begierde zu wecken, dann ging ich zum Meer, nahm einen langen Anlauf, sprang ins Wasser und bat erneut darum, daß die Lust zu mir zurückkehre. In der Nähe des Gebäudes versteckte ich mich im Schatten eines Baumes, warf mich auf die Erde und bat sie, meine Lust zurückkommen zu lassen.

Auf der Straße war kein Mensch. Ich öffnete leise die Pforte. Am Himmel strahlten die Sterne. Ich bat auch sie um die Rückkehr meiner Begierde und trat ein.

Du schliefst bereits. Ich legte mich hin. Im Schlaf gabst du mir einen Kuß. Im Nu war meine Lust wieder da: «Weriko, schau, ich bin zu dir gekommen.»

«Später», sagtest du, «schlaf, mein Lieber.»

Wiktor steigt aus dem Wasser, sein Körper bedeckt sich im Nu mit Gänsehaut. Seine Augen leuchten. «Komm, laß uns gehen.» Seine Augen strahlen.

Zehn Minuten später stehen wir vor dem Haus. Wir treffen ihre Mutter an. Sie fragt uns, wer wir seien, woher und warum wir kämen. Wir erklären, wir seien auf der Durchreise, wir hätten früher zusammen Urlaub gemacht und wollten nur einen kurzen Besuch abstatten.

An den Wänden hängen Fotos; Vater mit Mutter, Weriko mit ihrem Bruder, Weriko mit irgendeinem Mann, Weriko mit Mann und Kind.

Was soll das alles? Man müßte zum Standesamt, das Hab und Gut, die Wohnung teilen, Alimente zahlen, hierherziehen, guten Tag, Schwiegermutter, da bin ich, grüß dich, mein Kind, ich bin dein neuer Vater. Oder Weriko mitnehmen, guten Abend, Mutter, ich bin zu dir zurückgekommen, das ist meine neue Frau mit ihrem Kind, mach uns bitte Platz.

«Wo ist Weriko?»

«Weriko lebt 300 Kilometer weit weg, sie hat ein Töchterchen, unsere Enkelin, sie ist Lehrerin, der Vater, ein Grieche, ist Dentist, es ist kein Grieche von hier, sondern eine Repatriant, seine Eltern sind noch hier, und sie kehren jetzt nach Griechenland zurück, da es dort, Gott sei gedankt, keine Junta mehr gibt. Weriko wird mitfahren müssen, ob sie nun will oder nicht.»

«Klar. Könnte ich die Adresse haben? Vielleicht kann ich ihr ja zum 8. März oder zum 1.Mai eine Karte schicken?»

«Hier haben Sie die Adresse. Hat mir Weriko seinerzeit nicht von Ihnen erzählt?»

«Leben Sie wohl. Wir müssen zum Zug. Es war sehr angenehm.»

Unterwegs schweigen wir. Damals, auf der Datscha, hatte ich gegen Ende ihres Besuches Langweile verspürt. Sie war sehr anschmiegsam, gab mir verschiedene Namen, doch alles war irgendwie eintönig. Außerdem hatte ich mich wundgerieben, und zwischen uns hatte sich die letzten zwei Tage nichts mehr

abgespielt. Und was könnte ich ihr statt eines Griechen bieten? Griechen sind reich, und sie muß sich inzwischen an ein bequemes Leben gewöhnt haben. Schließlich ist sie Georgierin...

Wir erreichen den Bahnhof.

«Wollen wir zu ihr fahren?» fragt Wiktor.

«Nein», sage ich...

Wiktor wird unruhig, doch er bemüht sich, es nicht zu zeigen.

«Laß uns zum 'Adler' gehen. Wir haben noch Geld, wir wollen nochmal Spaß haben, und dann können wir nach Hause fahren.»

Er antwortet nicht, wahrscheinlich ist er eingeschnappt. Doch was geht mich das an? Er soll mit seinen Komplexen allein fertigwerden.

Im Adler besorgen wir uns Fahrkarten, jeweils zwei Liter Wein, Fisch, Bier, Kaviar und Diabetikerbrot. Im Leben sollte man alles ausprobieren.

Nach dem Sommer sieht die Stadt wie leergefegt aus, auf den Bänken sitzen Nutten. Wir gießen uns ordentlich einen hinter die Binde und gehen zu den Schießbuden. Von unseren Schüssen fallen alle Eichhörnchen herunter, oder sind es Häschen, ich weiß es nicht genau. Dann gehen wir hinter die Buden und ziehen die Hosen herunter. In der Nähe wächst Mais. Das könnte ein schönes Geschenk für die Frau sein, frische Maiskolben im November!

«Komm, Wiktor, wir holen uns zwei Damen.»

Er läßt mich allein gehen, und ich bin keineswegs gekränkt. Dann trinken wir je zwei Glas Schaumwein und merken nicht, daß es dunkel geworden ist. Im Bahnhof ist ein Restaurant. Wir gehen hin.

«Hübsche Frauen, erlaubt uns, einzutreten, ach, Sie verstehen kein Russisch, sind Sie Polin? Ich hatte mal eine Polin. Lassen Sie uns zusammen kurz ins Gebüsch gehen, ach, das ist Ihr Söhnchen, Geiger in einem Symphonieorchester! Auf der Durchreise von Islamabad nach Sotschi, sehr angenehm, ich bin selbst ein bekannter Kontrabassist, lassen Sie mich ins Restaurant, sind Sie die Kellnerin? Nur etwas Käse für 19 Kopeken...» Doch der Portier oder Lakai schiebt uns wieder zur Tür hinaus. «Wiktor, warte, ich komme

gleich», sage ich und versuche, wieder ins Restaurant einzudringen. «Kellnerin», sage ich, «ich halte mich an deiner Hinterbacke fest, laß mich rein...»

Der Zug schnauft bereits, ich renne mit der Tasche, Wiktor hinter mir, wir klettern die Stufen hoch, die Tasche platzt, die Maiskolben rollen davon, knirschen unter den Füßen. Die Waggons ziehen an und nehmen uns nach Hause mit. Mir scheint, daß es Wiktor gewesen ist, der die Tasche zerrissen hat.

Im grauen Ernüchterungszustand des Vergessens träume ich, ich sei gealtert. Ich reiße die Augen auf: hinter dem Fenster breitet sich der Steppenherbst aus, das Barthaar dringt in die Wangenhaut, am rechten Auge zieht es stechend, das linke ist unangenehm gereizt, Ironie bemächtigt sich meiner, irgendwo tiefer macht sich Hoffnung breit, ich bin gealtert, wirklich gealtert.

Wiktor liegt über mir. Ich rufe ihn, aber er antwortet nicht.

Mein Gott! Wie oft wird man noch auf die Welt kommen müssen, sich in der Schule quälen, die Keuschheit verlieren, sich Familienstreit anhören, sich die Weisheit dieser Welt aneignen, einen Lebenspartner suchen, Zahnschmerzen ertragen, irgendeine dumme Sache zu Herzen nehmen, enttäuscht und krank werden, sich vor dem Tod fürchten und sterben...

Einen ganzen Tag und noch eine Nacht döse ich vor mich hin, bis wir in der Frühe ankommen. Nebel liegt über dem Bahnhof. Wir verabschieden uns voneinander. Ich gehe nach Hause. Ich muß mir einen überzeugenden Grund ausdenken, warum ich ohne Geld zurückgekehrt bin.

Unser Lagerführer Fredi Krjuher

Null, eins, zwei, drei
Hab keine Angst, wisch die Tränen ab
Der Schreck ist unvermeidlich
Fredi ist gleich da.

Drei, vier, fünf, sechs
Keine Angst, er tut dir nichts
Er ist an kleine Mädchen gewöhnt
und hat einen stechenden Handschuh.

Mir war er gleich am ersten Tag aufgefallen, als mich Mammi in dieses Lager gebracht hatte. Er saß am Tor im Schatten der Erste-Hilfe Station an der Aufnahme der Pioniere. Elwirka führte uns zu den Schlafsälen. Doch zunächst mußten wir zur Untersuchung, eine alte Ärztin suchte auf meinen Kopf herum, gut, daß es einen Tag zuvor Wasser gegeben und ich meine Haare gewaschen hatte, sie nahm mir die Reisepapiere ab und ließ sie ihm bringen. Er saß in seinem weißen Hemd am Tisch, wo eine dicke blaue Kladde lag, und begann Mammi Fragen zu stellen und ins Heft einzutragen, womit ich mich beschäftigte, in welche Klasse ich ginge, danach schrieb er die Adresse und das Telefon auf, dann kam Elwirka, um mich in die Unterkunft zu führen und er rief ihr hinterher: «Du kommst gleich und löst mich ab, ich geh zum Mittagessen!» Sie willigte unzufrieden ein, führte mich zum entsprechenden Gebäudeflügel, wies mir eine Schlafstelle bei den Mädchen zu und ging demütig zurück, weil in der Kolonie alle, auch Elwirka, vor ihm Angst hatten. Später, gegen Abend, als unsere Gruppe vollzählig war und für die Jungs noch zwei Betten gebracht wurden, rief er uns zusammen, zählte uns ab, führte einen Apell durch und erzählte

lange, was erlaubt sei und was nicht, um uns schließlich anzubellen: «Abgetreten! Ich schalte das Licht aus!» Worauf wir uns unwillig in die Schlafsäle begaben und er uns nachbrüllte: «Schluß! Los! Los!» Zweimal knipste er warnend den Lichtschalter aus und ein, die Dunkelheit erfaßte für eine Sekunde das ganze Stockwerk, jemand, der sich an ein Bett gestoßen hatte, schrie auf. Er brüllte weiter: «Fünf Minuten für die Abendtoilette! Nach fünf Minuten bleibt das Licht bis zum Morgen ausgeschaltet!» Er hielt Wort, ich sah es auf meiner "Elektronik"-Uhr, mein Zifferblatt leuchtete, genau nach fünf Minuten ging das Licht aus, nur im Flur blieben zwei kleine Glühbirnen brennen, die schwach die Toilette beleuchteten; bei diesem spärlichen Licht wuschen wir uns zu Ende, ich ging als letzte hinaus, er saß auf einem Stuhl mitten im Flur und war bei dem schwachen Licht dabei, etwas abzuwischen oder zu reinigen. Aber ich habe nicht darauf geachtet, was er in der Hand hielt...

Am nächsten Tag fand ein festlicher Apell statt, danach gab es ein Lagerfeuer und ähnliches, am Abend war Diskothek. Wir tanzten alle, was die Kräfte hergaben, wollten weitertanzen, doch er kam auf Paschko, den Diskjockey, zu, sagte ihm schnell etwas, Paschko kündete den letzten Tanz an, ließ die "Depêche Mode" aufheulen und begann seine Tonbänder und Kassetten einzupacken. Er versammelte die ganze Schar vor dem Klubgebäude, wir mußten uns paarweise aufstellen, er ließ uns warten, bis alle in Reih und Glied strammstanden, als wären wir kleine Kinder, obwohl keiner Lust dazu hatte, während er schweigend abseits stand und uns nicht einmal ansah, bis plötzlich alle begriffen, daß wir bis zum Morgen dort bleiben würden, wenn wir uns nicht ordentlich aufstellten, und so besannen sich alle, sahen ihn stumm an und warteten paarweise, er tat, als wäre er plötzlich aufgewacht und hätte sich an uns erinnert, dann hörten wir sein Kommando: «Eins, zwei, marsch!» Wir gingen zum Lagergebäude, wo er uns die üblichen fünf Minuten für die Abendtoilette gab, dann schaltete er das Licht aus, und keiner ging den anderen verpetzen, obwohl manche sich das

tagsüber vorgenommen hatten, doch es war Nacht geworden, und alle lagen da, als wären sie gelähmt, während er wieder im Flur saß und irgend etwas reinigte oder mit einen Putzlappen abrieb, wie uns Swjeta Nessenjuk erklärte, weil sie kurz aus dem Schlafsaal gegangen war, da sie an jenem Abend Dienst hatte, doch auch sie konnte nicht feststellen, was er dort eigentlich tat, sie sagte nur: «Er sitzt da und putzt an etwas herum...»

Ich erwachte in der Nacht, alle schliefen bereits, am lautesten schnaufte Swjeta in der Nähe des Fensters, ich hatte starke Bauchweh, stand auf, zog mein Nachthemd stramm und ging zur Toilette, und als ich auf dem Flur stand, blendeten mich die zwei Glühbirnen, die draußen brannten, so stieß ich die Toilettentür gleich gegenüber auf, dabei nahm ich nicht mit den Augen, sondern mit der Haut wahr, ich spürte irgendwie, daß er noch immer am Ende des Flurs auf dem Stuhl saß, die Beine ausgestreckt, den Kopf über die Brust geneigt, er schien zu schlafen oder nur so zu tun, die Schmerzen in meinem Bauch wollten nicht aufhören, es war mir egal, daß er da saß, ich betrat die Toilette, wo ein schwaches, winziges Lämpchen brannte, schloß die Tür mit dem Riegel, zog den Schlüpfer herunter und setzte mich, das weiße Email der brillenlosen Kloschüssel berührte kalt und brennend meine Oberschenkel, dann hörte ich plötzlich Schritte auf dem Flur - oder hatte ich mich getäuscht? -, es waren sehr leise Schritte, die sich der Toiletten näherten... ich riß im Dämmerlicht der kleinen Glühbirne die Augen auf, doch hinter der Tür war es dunkel, nur in der Toilette konnte ich ein wenig sehen, ich zog das Nachthemd über die Knie und saß mit angehaltenem Atem weiter da, obwohl ich vor lauter Schreck gar nicht mehr mußte, plötzlich schob sich unter dem Riegel ein Draht mit einem Häkchen vor, der sich zu drehen begann und den Riegel wegzuschieben versuchte, ich hatte ihn jedoch nicht nur zugeschoben, sondern auch den Haken festgemacht, so daß der Draht nur darüber hinwegstrich, um sich dann genau vor meiner Nase weiter nach vorn zu winden. Ich saß da und starrte wie

gelähmt vor mich hin, unfähig zu schreien oder zu stöhnen, ich weiß nicht warum, bis plötzlich im Flur eine Tür knarrte, worauf der Draht sich plötztlich in die Ritze zurückzog und verschwand, während sich jemandes sichere, schläfrige Schritte der Toilette näherten, ich stand auf, zog den Schlüpfer hoch, schob den Riegel zurück, öffnete die Tür, als mich - bumms! - ein gegen die Tür gelehnter eiserner Kleiderständer an Kopf und Schläfe traf, an meinem Ohr vorbeisauste, an der Schulter hängenblieb, während Elwirka in Pantinen und einem Kittel im hellen Türrahmen stand, mit dem Finger einen Vogel an der Stirn zeigte, als wollte sie mir sagen, was machst du hier für einen Quatsch? Doch ich machte keinen Quatsch, mir stockte der Atem vor Schmerz, der Kleiderständer hatte mich gegen den Türrahmen gedrückt, und als ich ihn von der Schulter schüttelte, fiel er klirrend auf den Kachelboden, sprang noch einmal hoch und traf dabei schmerzhaft meinen Fuß unterhalb des Knöchels, worauf ich an der halbschlafenden Elwirka vorbei ins Zimmer hinkte, mein Bett erreichte, doch als ich die Decke zurückschlug, um mich hinzulegen, stellte ich fest, daß Kissen und Laken voll grünbrauner Kastanienschalen waren (draußen war Juli, woher waren sie bloß gekommen?), ich ließ mich im Halbschlaf auf ihre dreieckigen gebogenen Stacheln fallen, um auf der Stelle schreiend aufzuspringen, die Mädchen dachten, daß es ein Spaß war, machten Licht, blinzelten mich an, schützten die Augen gegen die Helle, sie verstanden nichts, ich fegte schluchzend die stechenden Halbkugeln vom Bett, keiner verstand etwas, aber ich wußte, daß ich hier keine ruhige Minute haben, daß es unerträglich werden würde...

Dann kam das Wecken in der Frühe, er hatte sich gewaschen, trug wieder ein weißes Hemd, trieb uns hinaus zum Frühsport, danach zum Aufstellen, er kam einfach ins Schlafzimmer, und wenn jemand noch im Bett lag, kippte er das Bett einfach um oder zog die Matratze herunter, die Mädchen regten sich auf, schrien, daß sich so etwas nicht gehöre, aber er hörte nicht zu und ging in den nächsten

Schlafsaal. Tagsüber gab es irgendwelche dämlichen Wettkämpfe, die von jüngeren Jahrgängen gewonnen wurden, zur Schlafenszeit schlief ich wie tot und träumte, daß Swjeta Nessenjuk kein Mädchen sondern ein Junge war, daß wir uns im Duschraum auszogen, und ich es dabei festellte, ich wollte es jemandem sagen, doch im Duschraum war außer uns beiden niemand anwesend, ich stürzte in den Flur, dort war auch alles leer, alle waren irgendwohin gegangen, da erwachte ich, es war Zeit aufzustehen, alle waren schon unterwegs zum Frühsport. Ich sagte niemandem ein Wort von meinem Traum, sie hätten mich für verrückt erklärt, danach vergaß ich ihn völlig, weil abends wieder Diskothek war, doch wieder nur bis halb zehn, danach schickte er uns schlafen, obwohl es bereits der dritte Tag war und alle Gruppen machten, was sie wollten, nur wir mußten uns schlafen legen; erst später, als Wachwechsel war, kam große Unruhe in der Gruppe auf, was allerdings geschah, als ich schon weg war; wir hatten uns nämlich alle gewaschen und hingelegt, es wurden auch keine Schauergeschichten erzählt, nur Swjeta Nessenjuk tobte, daß jemand ihren Schwimmanzug benutzt hätte, sie entfaltete und betrachtete ihn, behauptete, daß ich es gewesen sei, ging auf mich los, ich begann mich zu wehren, erinnerte mich jedoch, daß sie zur ersten Schwimmgruppe gehörte und kräftig war und zwischen ihren Brüsten schwarze Haare wuchsen, was wir beim Duschen gesehen hatten, ich sagte ihr nur, sie sei eine dumme Kuh, daß ich ihren Schwimmanzug nicht genommen hätte, sie solle mich in Ruhe lassen, weil ich schlafen wollte. Doch jemand hatte Farnkraut unter mein Bettlaken gelegt, ich zog die Knie an und lag zusammengerollt da, hatte Angst, auf die Toilette zu gehen, weil ich mich an die Nacht von vorgestern erinnerte, schlief wieder ein, spürte jedoch im Schlaf, daß ich unbedingt zur Toilette mußte, wälzte mich eine Weile herum, zog die Beine an, es half nichts, ich mußte aufstehen, hinter dem Fenster hatte es leicht zu tagen begonnen, man konnte die Kiefern und den bewölkten Himmel erkennen; ich ging in den

Flur hinaus, dort brannten dieselben schwachen Glühbirnen, ich hatte Angst, in die Tiefe des Flurs zu blicken, weil ich wußte, daß er dort saß, sprang rasch in die Toilette, setzte mich auf die Kloschüssel, erschrak, daß es so laut rauschte, auf dem Flur näherten sich bereits Schritte, jetzt waren sie selbstsicher und schwer, nicht wie das letzte Mal, als sie sich herangeschlichen hatten, dann sah ich Licht durch die Türritze, dabei hatte ich den Schalter in der Toilette nicht betätigt, daher konnte ich es sehen, es war ungleichmäßig, kein elektrisches Licht, sondern es kam von einem richtigen Feuer, was ich nicht gleich verstand, sondern erst viel später, von draußen klang ein dumpfer Schlag gegen die Tür, war es wieder der Kleiderständer, oder was? Danach kam noch ein Schlag, und erst da verstand ich, daß jemand versuchte, die Tür hochzustemmen. Inzwischen roch ich schon Rauch, der durch den Spalt unter der Tür in meine Toilettenzelle drang, obwohl sich der Spalt wegen des Drucks gegen die Tür verengt hatte, drang der Rauch herein, ich sprang von der Kloschüssel auf, versuchte die Tür aufzumachen, ganz leise, weil ich nicht wußte, was mich dort erwartete, doch es war vergeblich, die Tür gab nicht nach, schreien konnte ich nicht, also kletterte ich auf den Rand der Kloschüssel und trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, vor Entsetzen entfuhren mir Heultöne, ich sah mich in der Zelle um, obwohl dort nichts zu sehen war, doch ich bemerkte hinter mir über dem Spülbecken ein kleines Fenster, durch das der Qualm entwich, das Fenster war mit einer mir unbekannten Vorrichtung verschlossen, die ich in meiner Angst herausriß, dabei rutschte ich mit einem Fuß von der Kloschüssel ab, er wurde kalt und naß und glitschig, hinter mir knisterte das Feuer an der Toilettentür, die brennende Farbe fing schon an zu stinken, als ich meinen nassen Fuß mit dem Pantoffel herauszog und versuchte, mich zum Fenster hochzuziehen. Meine Schultern, die Brust waren schon draußen, aber unter mir war es tief, mindestens zwei Meter, und es gab nichts, woran man sich festhalten konnte, doch hinter mir war es noch schrecklicher, ich machte eine

Kraftanstrengung und versuchte auf die Hände zu fallen, was mir schließlich gelang, obwohl ich dabei meine Pantoffeln verlor, den trockenen und den nassen, der in die Kloschüssel gefallen war, ich stürzte mit ausgestreckten Händen und Ellbogen hinter dem Fenster auf Split, auch meine Stirn war aufgeschlagen, ich hatte sie bestimmt aufgerissen, spürte es jedoch nicht, und merkte, daß jemand mir aus dem großen Fenster nebenan nachsprang, wobei mir im gleichen Augenblick bewußt wurde, daß er es war.

Ich stand auf, stolperte und fiel mit dem Knie in den Split, da erst packte mich das nackte Entsetzen. Er flog langsam aus dem Fenster, mit gespreizten Beinen, wobei er sich mit der linken Hand an der Fensterbank festhielt, die rechte hielt er über dem Kopf, wobei fünf scharfe Messer, Feilen oder Bohrer oder alles zusammen an seinen Fingern aufblitzten, die in einem schwarzen Handschuh steckten, und mir ging, ich weiß nicht wie, plötzlich ein Licht auf: das war es, was er im Flur die ganzen Abende und Nächte über gereinigt und geputzt hatte; ich schrie aus aller Kraft und stürzte durch die Sträucher die Böschung hinab in Richtung des Flusses, ich lief, was ich konnte, schloß die Augen vor den Zweigen, hörte hinter mir das Knistern und Brechen von Ästen, hörte, daß hinter mir noch jemand unterhalb des Steilhangs laut schrie, dann waren keine Büsche mehr da, ich stolperte und machte, ohne genau hinzusehen, einen Schritt vom hohen Lehmufer in den lehmigen Fluß, mein Nachthemd bauschte sich über dem schmutzigen, die Haut verbrennenden Wasser, die Strömung trug mich schräg auf die andere Flußseite zur Eisenbahnbrücke, ich begann wie ein Hund das Wasser unter mich zu schaufeln, erreichte das andere Ufer, meine Hände packten nach glitschigen Weidenzweigen, meine Füße spürten einen schlammigen Grund, ich ging auf die Knie und sah erst da voller Schreck zum gegenüberliegenden Ufer, sah, wie die zerzauste Swjeta Nessenjuk in ihrem offenen, kurzen Kittel aus dem Gebüsch sprang, auf dem Lehm nach unten glitt, wie ihre Füße das Wasser erreichten und sie sich setzte, doch links von ihr sprang er aus dem

Gebüsch, auch er rutschte auf dem nassen Lehm und Gras aus, er brüllte wie ein Tier, packte mit der linken Hand ihre Haare, denn sie wäre beinahe von der Strömung mitgerissen worden, zog sie wieder aufs Ufer, sie schrie und japste nicht mehr, während er auf ein Knie sank und ihr mit dem Bohrer des Mittelfingers in die linke Brust stach, irgendwie von unten nach oben, so daß ihr Körper sich aufbäumte wie ein Steg, doch er drückte ihr den Kopf gegen die Erde und begann plötzlich mit all seinen Stahlfingern auf ihr Gesicht, die Augen, die Wangen, den Mund einzuschlagen. Ich konnte nicht weiter zusehen, mir wurde übel, meine Zähne klapperten, ich zog mich an den hängenden Weidezweigen hoch, kroch aus dem Wasser und schleppte mich durch das Ufergebüsch zur Brücke...

Ich erreichte das Lagergebäude noch vor dem Wecken, doch die Mädels schliefen nicht mehr, als ich den Schlafsaal betrat, völlig zerfetzt und lehmverschmiert, sie starrten mich alle an. Swjeta Nessenjuk saß ruhig auf ihrem Bett und kämmte ihr Haar, wie es nicht anders zu erwarten war...

In der Frühe, gleich nach dem Frühstück, rief ich zu Hause an, meine Mutter holte mich noch am gleichen Tag aus dem Lager ab, ohne mir Fragen zu stellen.

Versuchungen

Es lebte einmal ein Asket, soweit man sein Dasein als Leben bezeichnen konnte. Er lebte und übte sich in der Vervollkommnung, indem er gegen die Versuchungen ankämpfte, an denen unser Dasein so reich ist. Alle anderen, die keine Asketen sind, tun gerade das Gegenteil, sie tun alles, um sich ihnen zu ergeben.

Die erste Versuchung: eine eigene Wohnung.

Als Mykola Semenowytsch endlich eine Wohung angeboten wurde, anstelle des Gemeinschaftsquartiers, in dem er wohnte, wurde nur eine Bedingung gestellt: eine Terrasse zu überdachen. Für das Restaurant von Fedir Serhijowytsch. Der Antrag von Mykola Semenowytsch auf eine eigene Wohnung lief schon 18 Jahre, im Lauf dieser Zeit war die Warteschlange nicht kürzer geworden, im Gegenteil, sie entfernte ihn immer weiter von seinem Wunschziel. Ein anderer hätte Fedir Serhijowytsch sein Leben lang in Restaurants bewirtet, nicht so Mykola Semenowytsch. Womit er sich zu einem ewigen Leben im Kommunalquartier verurteilte. So überwand er die Versuchung, eine eigene Wohnung zu haben. Dazu muß gesagt werden, daß ein gemeinsames Wohnen mit Nachbarn viel mehr Vesuchungen in sich birgt als ein Leben in den eigenen vier Wänden. Besonders wenn alle Fenster einsehbar sind.

Die zweite Versuchung: ein Fernseher.

Der Nachbar linkerhand hatte sich ein Videogerät angeschafft. Ganz zufällig hatte er den Apparat genau in der Ecke aufgestellt, die vom Fenster Mykola Semenowytschs aus einsehbar war.

Mykola Semenowytsch fastete gerade, als beim Nachbarn allabendlich üppige kulinarische Filme über den Bildschirm flimmerten, reich an verlockenden Delikatessen des ausländischen Lebens. Dieser Nachbar verstand das Dasein als Informationsfluß, daher wurde sein Videogerät praktisch nie ausgeschaltet.

Mykola Semenowytsch beschloß zunächst, eine Gardine vor sein Fenster zu hängen, doch er entschied, daß es dann für einen Asketen keine wahre Versuchung mehr gäbe, worauf er sich freiwillig den farbigen Videovisionen unterwarf.

Die dritte Versuchung: Drogen.

Der Nachbar rechterhand war ein Fixer.

Gleich, nachdem er eingezogen war, begann er Mykola Semenowytsch zu hassen, weil der ein Ziel im Leben hatte. In der Gemeinschaftsküche schüttete er heimlich verschiedene Drogen in Myklola Semenowytschs Topf, um seinen Widersacher an Leckerbissen des Bösen zu gewöhnen. Mykola Semenowytsch verstand nicht, was mit ihm nach den Mahlzeiten geschah. Er bekämpfte diese Erscheinungen mit einer Reihe neuer Fastenkuren. Wieviel Haschisch hatte der Nachbar sinnlos vergeudet! Ohne das Geringste zu erreichen, es sei denn das Gegenteil, wie es Versuchern oft geht, wenn sie auf einen echten Asketen stoßen.

Die vierte Versuchung: Das Bekennen.

Diese Versuchung hatte die Besonderheit, daß es um das Allgemeinwohl ging. Da Mykola Semenowytsch gewisse Fähigkeiten zugesprochen wurden, hatte man ihm vorgeschlagen, sich einer großen, besonders einflußreichen gesellschaftlichen Gruppierung anzuschließen. Das wichtigste Argument der Umwerbung lautete: «Mykola Semenowytsch, dann werden Sie Ihre Menschenliebe viel wirksamer einsetzen und der Allgemeinheit einen weit größeren Dienst erweisen können, als dies mit ihrer asketischen Haltung möglich wäre.»

Vielleicht hätte er sogar mitgemacht, doch man sagte ihm ganz offen, daß eine Teilnahme an gesellschaftlichen Aktivitäten mit einem Asketendasein unvereinbar sei. Also weigerte er sich, sogar in Anbetracht dessen, daß die Versuchung der Nächstenliebe keine geringe gewesen war.

Mehr noch: als der Fixer von anderen Fixern wegen eines kleinen Koffers Haschisch überfallen wurde, hoffte er, sich aus der Affäre zu

ziehen, und warf Mykola Semenowytsch irrtümlicherweise einen Beutel mit jakutischen Diamanten durchs Fenster. Dieser unerwartete Reichtum brachte den Asketen jedoch nicht ins Wanken. Er trug den Beutel umgehend zur Miliz, lieferte ihn ab und bat nicht einmal um eine Quittung oder einen Protokolleintrag. Das war gerade an dem Tag, als seine Mutter bei ihm zu Besuch war und ihm klagend berichtete, das Dach sei beschädigt, der Keller voll Wasser und sie habe kein Material, um die Hauswand abzustützen.

Die fünfte Versuchung: Mutterliebe.

Als die Mutter den Sohn in einem erbärmlichen Zustand vorfand - er fastete gerade -, vergaß sie ihren Keller völlig. Sie blieb bei ihm und belehrte ihn jeden Augenblick, wobei sie ihre Weisheit aus den Vorstellungen des Volkes von einem wahrhaftigen Leben schöpfte. Ein Jahr später war er soweit, daß er die Mutter ausquartieren mußte, wobei er ihr all seine Ersparnisse für die Hausreparatur gab.

Die sechste Versuchung: Die Versuchung selbst.

Bei einem alten Mütterchen der Gemeinschaftswohnung quartierte sich eine junge Mieterin ein. Die Studentin des Medizinischen Instituts begriff sehr schnell, daß es für sie weitaus billiger wäre, zu Mykola Semenowytsch zu wechseln, der seit zwanzig Jahren allein lebte. Jede Nacht irrte sich die begabte Studentin, nur in Unterwäsche gekleidet, mehrmals in der Tür. Danach, als sie nur mit Schaum bedeckt aus der Badewanne stieg, forderte sie ihn jedesmal auf, ihr den Rücken einzuseifen. Mykola Semenowytsch wich zunächst entsetzt zurück, doch er kam zur Überzeugung, daß sein Sieg von nicht geringer Bedeutung sein würde. Er rief seine Askese zu Hilfe und wusch ihr gründlich den Rücken.

Nach einer Tauschaktion erhielt ein ehemaliger Assistent des Asieninstituts das Zimmer, das früher dem Fixer gehört hatte. Er hatte Sanskrit gelernt und das Kamasutra übersetzt, worauf er aus dem Institut gefeuert worden war. Als er es danach zu einer Glaubenslehre erhob, erhielt er, im Vergleich zum Kamasutra, eine kleine Freiheitsstrafe.

Mykola Semenowytsch traute seinen Augen nicht, als er im Winter auf dem Balkon gegenüber einen nackten Mann erblickte, der auf einem Nagelbrett lag. Der Asket entschloß sich umgehend, auf Hülsenfrüchte zu verzichten.

Doch am nächsten Tag sah er, daß der Mann sich mit zusammengebissenen Zähnen mit einer dreifach geflochtenen Knute auspeitschte. Mykola Semenowytsch dachte nach und verzichtete von nun an auf Honig. Danach fügte er dem noch drei Stunden süßesten Morgenschlafs hinzu.

Sein Gegenüber lebte nur von den erbärmlichem Unterrichtsgaben seiner Schüler, denen er aus dem Sanskrit vorlas, ohne den Text zu übersetzen. Das Pech wollte, daß Mykola Semenowytsch und der Ex-Assistent gemeinsame Bekannte im Milieu des Zenbuddhismus sowie auch der Lehre Christi hatte. Sie erzählten Mykola Semenowytsch begeistert, daß sein Nachbar fähig sei, lediglich vom qualmenden Weihrauch satt zu werden, weil er eine telepathische Brücke zum Weltall besitze, aus dem er seine Lebensenergie schöpfe.

Mykola Semenowytsch, der in der Vorwoche gerade auf Eisen eingeschlafen war, verzichtete aufs Wassertrinken und hatte sich völlig auf autotrophe Nahrung umgestellt, das heißt, er ernährte sich nur noch von seinem eigenem Speichel, und das nur, um seinen Nachbarn zu übertreffen. Wäre nicht seine Bindehautentzündung gewesen, die er von den eisigen Wassergüssen bekommen hatte, hätte er besser sehen können, und es wäre ihm aufgefallen, daß die nachbarliche Balkontür eine Öffnung hatte, aus der zwei kräftige Heizungsrohre den Kamasutra-Anhänger während dessen Übungen mit heißer Luft umwehten. Daß seine Knute eine Attrappe war, die er sich bei befreundeten Tingeltangelartisten ausgeliehen hatte. Woher sollte der ärmste Asket auch wissen, daß der Nachbar einen zwei Meter hohen Kühlschrank im Zwischenstock besaß, der mit Cervelatwürsten vollgestopft war? Daß seine beiden ergebenen Dienerinnen eigentlich Aktmodelle aus dem Kunstinstitut waren, für

die er sich eine Lehre namens Zen-Schaktismus ausgedacht hatte, damit sie sich zu ihm legten und er mit ihnen die schamlosesten Stellungen aus dem Kamasutra ausprobieren konnte? Stellungen, auf die nicht einmal die Studentinnen des Medizinischen Instituts kommen würden?

Daß sein Gewissen mit einigen im Arbeitslager unterzeichneten Bescheinigungen befleckt war, die bezeugten, daß er es nur mit Schnaps eigener Herstellung beruhigen konnte, und der Weihrauch nur deshalb qualmte, weil er den Gestank des aufgesetzten Biers überdecken wollte?

Mykola Semenowytsch erfuhr nicht mehr, daß das Sanskrit seines Nachbarn kein Sanskrit sondern Burjatisch war, das er während seiner Lagerzeit beim Baumfällen gelernt hatte, und daß der Nachbar wegen mangelnder Kenntnisse aus dem Institut entlassen worden war. Das Gebetbüchlein schließlich war nichts anderes als ein Bändchen ins Burjatische übersetzter Majakowski-Gedichte mit abgerissenem Titelblatt...

Doch gerade dank dieses Schelms, der angesichts der Qualen von Mykola Semenowytsch diese zynisch als "Asketball-Turnier" bezeichnete, während er gepfeffertes ungarisches Wellfleisch in sich hineinstopfte, gerade dank ihm hat unser Held das Ideal aller irdischen Asketen erreichen können - er starb an völliger Auszehrung. Er, der die Meinung vertrat, die höchste Stufen der Selbstaufopferung erreicht und allen Versuchungen widerstanden zu haben, ging zugrunde, weil er die siebte Versuchung nicht besiegt hatte.

Die Versuchung der Askese.

Die Klingel

Ganz unerwartet wurden sie von Lärm auf der Straße geweckt. Neben ihrem Haus war ein Streit ausgebrochen, Männer- und Frauenstimmen nahmen an Lautstärke zu, man konnte unwillkürlich vereinzelte Worte verstehen, zumeist Schimpfworte. Es war ihr peinlich, sie in Anwesenheit des Mannes zu hören, daher tat sie so, als schliefe sie, doch auch er begann wachzuwerden, rührte sich, krächzte, dann berührte er ihre Schulter mit der Hand:

«Ist das bei uns unter dem Fenster?»

«Mhmm.»

«Na, wartet nur», rief er, während das Bett knarrte.

Gähnend tastete er mit den Füßen nach den Hausschuhen, brummte verärgert, ging zum Fnster, blieb jedoch mitten im Zimmer stehen, als sie ihm zischend zurief:

«Was fällt dir ein? Bist du verrückt? Leg dich wieder hin, hast du das nötig?»

Der Lärm war bereits so laut, daß nicht nur vereinzelte Worte, sondern ganze Sätze zu ihnen hereindrangen, die sich als Schlangen umeinanderwanden, zu ihren Fenstern krochen, sich durch die Scheiben in ihr Wohnzimmer preßten und hier herumtobten, Möbel und Spiegel umwarfen, siedeten, brodelten und die Ohren mit höllischer Brühe verbrannten. Jemand war mit einem fremden Mädchen erwischt worden, und der, dem sie vorher gehört hatte, bestätigte sein Besitzrecht («Ich habe euch erwischt!»), eine Mädchenstimme versuchte, etwas zu erklären, ein anderer bemühte sich, sie zu beruhigen, und bat, sich nicht einzumischen, während sie von der Stimme eines dritten Mannes überschrien wurden («macht Schluß, ihr Verrückten, laßt uns die Sache vergessen, komm, gib deine Pranke»), all das überschlug sich, als fürchteten alle, daß sie nicht zu Ende kämen, weil die Welt untergehen könnte.

Schließlich hielt er es im Bett nicht mehr aus, schlich sich vorsichtig ans Fenster, als könnten die draußen auf der Straße seine Schritte in den Pantoffeln hören, und lüftete ein wenig die Gardine. An ihrer Pforte standen drei Männer und zwei Mädchen zu einem Knäuel zusammengedrängt.

«Leg dich hin», rief die Frau. «Die werden eine Weile herumschreien und wieder weggehen.»

«Hier kündigt sich eine Schlägerei an.»

«So?» Die Frage war überflüssig, denn sie hörte einen dumpfen Schlag - einen Aufschrei, Gejammer, dann noch einen Schlag und noch einen...

«Sieh nur, was sich da tut!»

«Was denn?» Sie glitt unter der Steppdecke hervor und war im Nu ebenfalls am Fenster.

Zwei Männer prügelten sich, ein Dritter versuchte sie zu trennen, die Mädchen schrien und versuchten sich dazwischenzuwerfen. Die Pforte krachte, und der Zaun begann zu wanken.

«Ich hab's gewußt, die werden den Zaun kaputtmachen.»

«Sollen wir sie anbrüllen?»

«I wo, die schlagen uns sonst noch das Fenster ein. Ein Kunststück für die, sie brauchen nur einen Stein zu nehmen.»

«Hören Martschuks denn gar nichts?» Sie wies mit dem Kopf in Richtung des Hauses gegenüber.

«Vielleicht schon. Aber was kümmert es die, es ist ja nicht unter ihren Fenstern...»

Plötzlich wurde es still, man hörte nichts mehr, alles schien erstarrt, und das war so unerwartet, daß beide Beobachter erschauerten - das Madchen, das der Grund für die Schlägerei war, hatte laut etwas gesagt.

«Was hat sie gesagt?»

«Ich hab's nicht mitbekommen...»

Das, was sie gesagt hatte, mußte die Lage geklärt haben, weil die Männer aufhörten aufeinander einzuschlagen und ihre mitge-

nommenen Gesichter dem Mädchen zuwandten. Ihre Hände mit den geballten Fäusten hingen an ihren Körpern. Sie sahen sie schweigend und wütend an, im Licht der Laterne waren die unheilverkündenden Blicke deutlich zu erkennen, so daß die Hausfrau erschreckt zusammenfuhr, sie glaubte, daß ihre Zähne klapperten, deshalb biß sie sie fest zusammen, weil sie spürte, wie ihr das Blut in den Kopf schoß.

«Was wird es nun geben?» flüsterte sie und warf ihrem Mann einen ängstlichen Blick zu. Er war ebenfalls erschrocken, hielt mit den Fingern der linken Hand seinen Mund zu, als fürchtete er, daß er aufschreien könnte.

«Stimmt das?» zischte einer der Männer, und seine Stimme war voller Angst.

«Es stimmt! Damit du es weißt!» sagte das Mädchen, und ihre Stimme war voller Angst.

«Du Aas, ich hab kapiert», zischte der zweite Mann. «Und ich habe ihr zuliebe... ich hab kapiert... du Hündin...», und seine Stimme war voller Angst.

«Was fällt euch ein... so etwas...», ihre Freundin fuchtelte mit den Armen. «Sie hat bloß Spaß gemacht...», und ihre Stimme war voller Angst.

«Hast du Spaß gemacht, ja?»

«Klar...»

«Hast du Spaß gemacht, ja?»

«Ich habe verstanden, daß wegen ihr...»

«Jungs, Frieden... Versteht ihr denn keinen Spaß?»

«Hast du Spaß gemacht? Ich frage dich, hast du Spaß gemacht?»

«Nein, kapiert?»

«Kumpel, Schluß mit dem Hickhack!»

«Weißt du, was solche Stückchen verdienen?»

«He, hast du's kapiert?»

«Ja... mein Gott...»

«Jungs, was fällt euch ein?»

«Ich hab kapiert, solche Dinge vergebe ich nicht. Hände weg! Hände weg, sag ich!»

«Jungs, hört auf, ich schrei sonst!»

«Halt's Maul!»

Die Hausfrau stöhnte auf, leise wie eine Maus, die Hände griffen krampfartig nach der Gardine, die oben einen hörbaren Riß bekam, der Mann fauchte sie an: «Willst du sie zerreißen?» Die Hände ließen los. Ich werde gleich laut aufschreien, dachte sie und biß sich auf die Unterlippe.

Der Mann packte das Mädchen am Haar, sie flog gegen die ausgestreckte Faust eines anderen Mannes. Sie schlugen sie im Nu zu Boden, sie fiel auf die Knie und zog den Kopf zwischen die Schultern ein. Die weiße Jacke platzte auf dem Rücken, der Pullover darunter leuchtete auf wie ein rotes Auge, wie eine Wunde.

«Seid ihr verrückt?» schrie das andere Mädchen.

«Kumpel!»

«Hände weg! Kapiert? Sonst kriegst du auch was ab!»

Es hagelte Schläge, der Körper zog sich zusammen, fiel auf die Erde, wand sich und quietschte unter den Hieben, und als sie anfingen, ihn mit Fußtritten zu traktieren - mit Anlauf, genüßlich, zielsicher, damit auch jeder saß -, rollte sie über den Boden, die Knie angezogen, den Kopf mit den Händen bedeckt, ihre Schreie prallten gegen die blinden Fenster, flogen wieder zurück, rollten über die Straße, daß es widerhallte, bis sie schließlich zu schreien aufhörte und nur noch stöhnte, während der Tanz um sie herum weiterging, dieser rituelle prähistorische Tanz um das Opfer, dieser Tanz ohne Musik, begleitet nur von dumpfen Schlägen, dem Geklapper der Absätze, ein Tanz, der nicht enden wollte.

Die Frau wimmerte in ihre Handfläche, während der Mann zornig schnaufte. Der alte Zaun ächzte. Die Laterne leuchtete grünlich. Die Nacht bebte.

Schließlich sprangen sie schwer keuchend von dem zusammengerollten Bündel weg, der eine begann sein Hemd zuzuknöpfen,

aber die Knöpfe waren beim Teufel, der zweite wischte sich den Schweiß von der Stirn.

«Los, gehen wir, Jungs», sagte der Dritte zu ihnen. «Das reicht...»

«Wie... sie einfach hier liegenlassen?» fragte das zweite Mädchen.

Die Männer, die geschlagen hatten, sahen sie verständnislos an. «Macht nichts... die wird schon zu sich kommen....»

«Los, gehen wir...»

«Sie wird es sich merken...»

«Hat sich einen Spaß erlaubt...»

«Hier ist ihre Handtasche», sagte das Mädchen.

«Wirf sie ihr hin. Was fällt dir ein? Hör auf zu flennen.»

«Der Wahnsinn mäht unsere Reihen aus..»

«Ha-ha...wieso denn?»

«Los, Kumpel, laß sie... die muß eine Weile liegen...»

Sie zogen die Freundin mit und verschwanden in der Dunkelheit.

«Uff...» atmete der Hausherr schwer auf. «Wollen wir uns wieder hinlegen?»

«Warte... vielleicht haben sie sie totgeschlagen.»

«Auf was du bloß kommst? Totgeschlagen!»

«Aber sicher doch, das arme Mädchen so zusammenzuschlagen...»

«Ja, die Ärmste... Sie muß es wohl verdient haben.»

«Wir brauchen einen neuen Zaun.»

«Klar... ein Maschendrahtzaun muß her.»

«Wlodko wird kommen, er wird es machen.»

«Ich werde auch ohne Wlodko damit fertig.»

«Ja, red nur... Schau - sie bewegt sich.»

Das Mädchen hob sich mit Mühe auf die Ellbogen, wartete ab, bis das Schwindelgefühl im Kopf aufhörte, und streckte langsam die Arme aus. Sie stützte sich auf sie und sah sich um. Sie sahen ihr Gesicht voll blauer Flecken, den zerrissenen Rock, die Restfetzten ihrer Strümpfe, die wie alte Baumrinde an den Beinen klebten. Sie begann zu kriechen, mit größter Mühe den Körper vom Boden hebend, um einige Zentimeter weiterzukommen.

«Wo will sie hin?»

«Siehst du nicht? Die will zu uns.»

«Na, sowas!»

Das Mädchen kroch zur Pforte und stieß sie mit dem Kopf auf. Die Pforte ächzte, das Mädchen stöhnte, die Hausfrau wimmerte.

«Ich habe dir gesagt, die Pforte für die Nacht abzuschließen.»

«Hättest ja selbst abschließen können.»

«Schau, zu den Martschuks ist sie nicht gekrochen.»

«Zu uns war es näher.»

Die Kräfte verließen das Mädchen, sie fiel mit der Brust auf den Kies, mit dem der Weg bedeckt war. Die rechte Hand lag auf dem Blumenbeet.

«Meine Iris! Die sind doch so zart! Weshalb stehst du herum wie ein Trottel ! Tu was!»

«Was soll ich tun?»

«Du siehst doch, sie ist zu uns hereingekrochen.»

«Geh und begrüß sie. Vielleicht lädst du sie ein. Ich könnte gleich Kaffee machen.»

«Was faselst du da? Es ist der rechte Augenblick für blöde Scherze.»

«Schau... bei Martschuks hat sich die Gardine bewegt.»

«Das habe ich mir gedacht... die sehen zu... der Kuckuck soll sie holen», preßte sie durch die Zähne.

«Die schließen immer die Pforte ab.»

«Habe ich dir nicht gesagt: schließ ab?»

Das Mädchen rührte sich, zog die Arme unter den Körper und versuchte wieder, sich auf den Ellbogen zu erheben. Der Kopf fiel von einer Seite zur anderen. Schließlich kam die Welt vor ihren Augen ins Gleichgewicht. Sie leckte die schwarz angelaufenen geschwollenen Lippen.

Eine Weile sah sie vor sich hin, als wollte sie sich die Richtung merken, dann senkte sie den Kopf und kroch weiter.

«Sie kriecht zur Tür.»

«Der Fuß ist dauernd zwischen den Iris... Weshalb kriecht sie nicht über den Weg? Macht sie das absichtlich?»

Das Mädchen war tatsächlich mit der rechten Seite in das Blumenbeet geraten und zog mit dem rechten Fuß abgebrochene Irisblumen hinter sich her.

«Schau, deren Gardine hat sich wieder bewegt», sagte er und streckte den Finger aus.

«Die sollen ruhig gucken, ich werde nicht öffnen.»

«Dann werden sie über uns reden.»

«Das werden sie nicht. Wir werden auch einiges zu erzählen haben.»

«Wenn Wlodko hierwäre, er könnte etwas zum Rauchen anbieten.»

«Den Rowdys?»

«Hmm.»

«Schau, wie hartnäckig sie ist.»

In ihrem Kopf dröhnten Metallglocken, der Schmerz ergoß sich über den ganzen Körper, überflutete immer weitere Teile, so daß sie bald ein Klumpen höllischen Schmerzes sein würde... Ihr war übel, gallenbitterer Saft stieg die Kehle hoch, sie spürte ihn auf der Zunge... sie wollte trinken, viel trinken, hoffentlich schaffte sie es, es war nur noch ein wenig geblieben, man sah schon die Treppe und die Tür darüber, rechts im Türrahmen konnte man die Klingel erkennen, hinkriechen und draufdrücken, dort wird man sie retten, ihr zu trinken geben... trinken...

«Nein, ich mache nicht auf», sagte die Frau entschlossen.

«Laß uns ins Bett gehen. Weshalb stehst du hier herum? Wir haben genug gesehen.»

Er winkte mit der Hand ab und stapfte zum Bad. Die Frau stand noch eine Weile da, hörte das Rauschen des Wassers und ging, nachdem sie das Klappern des Metallhäkchen an der Tür gehört hatte, ebenfalls ins Badezimmer.

«Jetzt einschlafen», sagte der Mann seufzend.

«Nimm eine Schlaftablette», riet sie ihm.

«Dann bring mir ein Glas Wasser... oh», stöhnte er, als er sich hinlegte.

Die Hand hatte die untere Stufe erreicht. Das Mädchen beschloß, hier ein wenig auszuruhen. Sie legte den Kopf auf die Steintreppe und spürte ein angenehmes Gefühl, als Kühle ihre glühende Wange berührte. Erst jetzt bemerkte sie ihre Handtasche am Ellbogen. Sie konnte sich nicht erinnern, was darin sein konnte... Schließlich fiel es ihr ein, und sie holte ein Parfümfläschchen heraus. Sie nahm den Stöpsel zwischen die Zähne und drehte das Fläschchen in den Fingern. Dann spuckte sie den Stöpsel aus und kippte das Parfum über das Gesicht. Vom starken Brennen schrie sie auf, ihr Körper krümmte sich, als hätte ihn ein Stromschlag getroffen. Sie glaubte umzukommen von dem jähen Schmerz. Zum Glück dauerte es nicht lange, der Schmerz ließ langsam nach. Außerdem spürte sie, daß sie langsam zu sich kam. Das Fläschchen fiel aus ihrer Hand und rollte über den Weg.

«Was war das?» fragte die aufgeschreckte Frau.

«Was weiß ich?»

«Was meinst du, ob sie schon die Treppe erreicht hat?»

«Ich glaube nicht.»

«Bis zur Treppe wird sie wohl gekrochen kommen, aber die wird sie nicht hochkommen...», sagte die Frau, die sich allmählich beruhigte und auf die andere Seite legte. «Die Klingel erreichen, das wird ihr nicht gelingen. Nicht wahr?»

«Mhmm...»

«Die wird sie nicht erreichen...»

«Das würde noch fehlen... Schon so viele Stunden ohne Schlaf... Morgen muß ich um neun Uhr in der Kinderwelt sein.»

«Was willst du da?»

«Ich habe mit einer Verkäuferin abgemacht, daß sie mir ein Holzpferdchen zurücklegt. Wlodko kommt doch mit dem Kleinen.»

«Wieso, sind Holzpferdchen auch schon Mangelware geworden?»

«Wußtest du das nicht? Schlaf jetzt...»

«Mhmm...» Im nächsten Augenblick, als sie schon in den Schlaf sank, flüsterte sie wieder: «Sie wird sie nicht erreichen...»

An der Treppe lief ein Geländer entlang, und sie überlegte, daß sie es schaffen konnte, sich mit den Händen an ihm hochzuziehen. Wie viele Stufen waren es? Im ganzen fünf, das war nicht viel. Sie mußte nur auf die Beine kommen... noch ein bißchen...noch... Endlich spürte sie das Geländer unter dem Arm, kniend lächelte sie sich selbst zu, zumindest schien ihr, daß sie lächelte. Sie erinnerte sich, wie sie als kleines Kind gerne die Metallkugel am Geländer in den Mund nahm, um daran zu saugen, die Kugel war immer kühl gewesen. Leider gab es hier keine Metallkugel, dafür gab es dieses Metallrohr, an dem sie hing. Ihr Mund fiel darauf, und sie begann genüßlich die Kühle des Metalls abzulecken, was einen kühlen Speichelfluß anregte. So gelang es ihr, für kurze Zeit den Durst zu stillen. In ihrem Kopf pochten winzige Hämmer. Der starke Schmerz im Nacken ließ nach und kehrte wieder wie Ebbe und Flut. Ihr wurde wieder schlecht, sie ließ den Kopf über das Geländer hängen und mußte sich laut erbrechen. Ein sauerer, widerlicher Geschmack hatte sich im Mund verbreitet. Sie leckte so lange am Metallrohr, bis Speichel aus ihrem Mund tropfte. Gehirnerschütterung, dachte sie. Wenn einem übel wurde, mußte es sich um eine Gehirnerschütterung handeln... Sie begann sich daran zu erinnern, was in solchen Fällen zu tun war. «Man muß bedenken, daß die Anzeichen einer Gehirnerschütterung sowohl innerhalb einiger Minuten als auch nach etlichen Stunden in Erscheinung treten können, wobei der Kranke keinerlei Symptome aufweist... Wenn der Kranke nach einer Kopfverletzung die Besinnung verliert, sich erbricht und die Gliedenden zu zittern beginnen...», bei mir zittern nur die Hände... nur die Hände... «auf keine Fragen antwortet...» - ich antworte... ich erinnere mich an alles... ich höre, wie die Bäume rauschen... fragt mich...-«sich herumwirft...», das betrifft mich nicht... nein, nicht mich... «bis zum Eintreffen des

Notarztwagens muß der Kranke ruhig liegen bleiben. Man darf ihm nichts zu trinken geben, ihm keine Arzneien einflößen, weil er sich verschlucken könnte. Es wird empfohlen, ihm Eis auf die Stirn oder eine andere kalte Kompresse aufzulegen», ich lege mir das Geländerrohr auf, für alle Fälle... vielleicht ist es keine Gehirnerschütterung... man darf nichts zu trinken geben... So... vorwärts. Doch ihr wurde wieder übel, und zwar so stark, daß ihre Hände das Geländer losließen und sie auf die Treppe fiel. Sie mußte also eine Weile abwarten.

Der Frau träumte, daß an ihrem Ohr Wasser rauschte, wovon sie erwachte. Die Geräusche waren hinter dem Fenster, man hörte ein Röcheln und Stöhnen.

Tatsächlich, sie mußte weitergekrochen sein... Was will sie nur von uns?

«Hörst du's? Ach wo, der schläft wie ein Murmeltier...»

Die Frau zog die Decke über den Kopf und versuchte, sich etwas Angenehmes vorzustellen, um einschlafen zu können. In ihrem Gedächtnis tauchte das zerschundene Gesicht des Mädchens auf. Nachdem sie ihre Allergie gegen Schlaftabletten verflucht hatte, bemühte sie sich, an Wlodko zu denken.

Sie mußte die Tür erreichen... man weiß nicht, wieviel Zeit ihr geblieben war... vielleicht gar keine mehr... Gut, daß sie sich erinnerte, daß man nicht trinken durfte. Denn als erstes würde sie um etwas Wasser bitten. Sie begann sich erneut zu erheben. Das kostete so viel Mühe, daß, als sie endlich mit der Brust auf das Geländer fiel, ihr war, als wäre nun ihr Ende gekommen, vor den Augen kreisten farbige Ringe, und sie konnte nichts mehr erkennen. Der Schmerz im Nacken pulsierte mit rasender Schnelligkeit... Sich festhalten... nur nicht hinfallen... Sie ruhte sich eine Weile aus und versuchte ein, zwei Schritte zu tun. Nun stand sie schon auf der zweiten Treppenstufe. Sie hatte noch drei. Und sie lächelte wieder sich selbst an... Wie tüchtig ich doch bin, bald wird diese Qual zu Ende sein.... Wer wohnte nur hier? Dann erschrak sie.... vielleicht

war niemand zu Hause? Sie hätten die Schlägerei hören müssen... wen hätte dieser Lärm nicht geweckt? Ist etwa niemand da? Dummes... sie schlafen vermutlich auf der anderen Hausseite. Das war sicher. Das mußten die Fenster des Wohnzimmers oder der Küche sein... Eine Küche mit Gardinen? Das war das Wohnzimmer. Noch ein Schritt, und noch einer. Die dritte Stufe. Ich werde sie gleich wecken... Arme Leute... Ob sie ein Telefon haben?

Die Frau konnte nicht ruhig im Bett liegen, ihre Gedanken kehrten immer wieder zu ihrem Hof zurück. Es war irgendwie still. Was machte sie nur dort unten?

Die Frau verließ das Bett, näherte sich dem Fenster und schob die Gardine beiseite. Rechts vom Fenster war seinerzeit eine Veranda dazugebaut worden, und die Hausbesitzer konnten sowohl die Treppe als auch die Tür sehen. Das Mädchen hing am Geländer. Sie hatte es doch geschafft. Da, sie versuchte weiterzukommen...

Die vierte Stufe... Noch ein wenig. Ruh dich wieder aus... Weiter. Vorwärts.

Was war zu tun? Wird sie tatsächlich klingeln? Bei unbekannten Leuten? Mitten in der Nacht? Das ist die heutige Erziehung.... In unserer Zeit... Doch was sollte sie tun? Sollte sie doch hinausgehen? Und was weiter? Was soll ich mit ihr anfangen? Sie trösten? Ins Haus kann ich sie nicht lassen, sie könnte uns bestehlen... Treibt sich mit solchen Halunken herum... Von solchen Typen ist nichts Gutes zu erwarten. So etwas! Sieh dir das an... Sie kriecht und kriecht... Was denkt die sich eigentlich? Daß man sie hier mit offenen Armen empfangen wird? So ein Nichts... Treib dich nicht mit jedem herum...

Die fünfte... die fünfte Stufe… endlich...

Der Kopf brummt...

Er schläft, hat seine Tabletten geschluckt und schläft. Die Frau schüttelt den Kopf... Er hat nicht daran gedacht, die Klingel abzustellen, nun wird er gleich Musik hören... Sie war vom Fenster weggegangen in der Hoffnung, die Stelle zu finden, wo man die

Klingel abstellen konnte, als plötzlich das ganze Gebäude schrill ertönte, wie in einem Fieberanfall zu zittern begann, während sie mitten im Zimmer erstarrte wie ein ertappter Dieb...

«Was ist nun schon wieder los?» rief der soeben erwachte Mann.

Seine Worte brachten sie zur Besinnung, verscheuchten den seltsamen Schreck, sie sprang zum Fenster und riß wütend an der Gardine.

«Zum Kuckuck! Sie drückt den Kopf gegen die Klingel. Hast du so etwas gesehen? Hör auf! Hörst du? Hör auf!» Die Frau schrie und klopfte gegen die Fensterscheibe.

Das Mädchen hob den Kopf. Nur die Stille setzte das Klingeln fort.

«Mein Gott, welch eine Nacht!» seufzte der Hausherr.

Sie sind zu Hause... wie gut... sie haben mich gehört... sie werden mir gleich öffnen...

Sie konnte jetzt das Gesicht des Mädchens deutlich sehen - ein qualvolles, zerschundenes Gesicht mit blauen Flecken.

Als sich ihre Blicke trafen, stöhnte die Frau erschreckt auf und faßte sich an die Brust - die Lippen des Mädchens, an denen das verkrustete Blut hing, diese geschwollenen großen Lippen begannen sich zu einem Lächeln zu verziehen. Das war unglaublich - ein Lächeln auf diesem Gesicht! Das war wie eine Blume mitten in einer Pfütze.

«Was ist los?» rief ihr Mann.

Die Frau wollte etwas erklären, doch ihr stockte der Atem. Um nicht zu stürzen, stützte sie sich auf die Fensterbank.

Das Lächeln wuchs indes und wurde zunehmend größer - es hatte das Gesicht verlassen und war ans Fenster gerückt, verdeckte alles, was dahinterlag, das Blumenbeet und die Bäume sowie das Haus der Martschuks, wie eine riesige, blutende Möwe, die mit den Flügeln gegen die Scheiben schlug, während traurige Rinnsale des Regens oder von Tränen über die Scheiben flossen. Plötzlich ging das Fenster von selbst auf, und das Lächeln flog zusammen mit der frischen Luft ins Zimmer, das Zimmer löste sich auf - die Wände

rückten zusammen, flogen mit den Möbeln in alle vier Richtungen davon, was blieb, war nur das Bett, auf dem der Hausherr saß, der fürchterlich schrie, wobei er sich bemühte, das Rauschen des Windes zu übertönen, der rundum tobte.

«Was ist los, was ist dort los?»

«Sie lacht! Sie lacht mich an!» rief die Frau und fuchtelte mit den Armen, doch er konnte nicht verstehen, was sie ihm sagen wollte, weil ein schrecklicher Wind ihre Worte in Stücke riß.

«Was ist los? Ich höre nichts!»

«Sie lacht! Hörst du, sie lacht!»

«Was ist passiert? Kannst du mir endlich sagen, was los ist?»

LIBO

Halyna Pahutjak

Dich verbrennt die Sonne

Der Fluß ist ausgetrocknet, der Brunnen ist wasserleer, der Garten krümmt sich vor Durst, die Ameisen stürzen sich wie besinnungslos auf den verschwitzten Körper. Ein Tag wie gestern: blauer Himmel, Sonne und Hitze.

Die Großmutter stöhnt am Ofen: ihre von blauen Venen durchzogenen Beine sind geschwollen und schmerzen. Über dem Kessel mit dem Abwaschwasser ein Fliegenschwarm. Die Großmutter kocht eine Suppe und bittet, Dill aus dem Garten zu bringen. Dieser Dill! Wie oft muß man ihr wiederholen, daß er von Blattläusen wimmelt und davon völlig welk geworden ist. Es gibt keine Zeit, sich mit ihm zu beschäftigen.

Dort, irgendwo oben ist Wasser. Die Kinder haben erzählt, daß es bis an die Knie reicht, aber kalt ist. Man könnte hingehen und bis Mittag zurück sein, denn wenn die Mutter von der Arbeit kommt, wird sie böse sein, wenn er nicht zu Hause ist. Zum Wäschewaschen muß man Wasser von einem weit entfernten Brunnen holen.

Der Kleine kniet am Dillbeet nieder, als würde er beten. Die Tränen ersticken ihn, weil er im Gefängnis ist. Er ist unfrei. Wenn er nur auf den hohen Berg fliegen könnte, oder auf den anderen, noch höheren, der immer blau ist! In Gedanken ist er schon dort, während sein Körper immer noch über dem Bündel Dill gekrümmt ist. Der Dill ist bereits sauber unter Großmutters Seufzern, die Tag und Nacht nicht aufzuhören scheinen.

«Großmutter, ich gehe jetzt...»

Die Großmutter hört nicht. Doch die Worte sind gesagt, und der Kleine schlüpft aus dem Haus. Auf der Schwelle stößt er auf eine alte, kleine und bucklige Frau, die in ein schwarzes Tuch gehüllt ist, und murmelt: «Gelobt sei Jesus Christus!»

Die alte Frau spricht ihn so sanft an, wie schon lange niemand mehr mit ihm geredet hat. «Mein Kleiner, gehst du baden?»

«Ja.» Woher weiß sie das nur?

«Mein Kleiner, es ist sehr weit, und du mußt zurückkehren, bevor die Sonne zwischen den beiden Bergen steht.»

Der Kleine versteht nicht.

«Du mußt zurückkehren, denn weißt du, was sonst geschieht? Sobald die Sonne zwischen den beiden Bergen steht, verbrennt sie dich. Du kannst dich nirgends vor ihr verstecken, außer im Haus...»

Er läuft den Pfad lang zur Landstraße, die weich ist wie Teig, die Beine laufen nur so, dann geht es weiter unter Hügeln, an Gärten entlang. Die Sonne hat den ersten Berg noch nicht erreicht. Der Kleine stolpert gegen einen Stein, fällt ins Gras, das vom Zirpen der Heupferdchen erfüllt ist. Er bleibt liegen. Das geronnene Blut an den Knien färbt sich schwarz. Rundum keine Menschenseele. Das Feld indes ist nicht tot. Unzählige durstige Seelen umschwärmen das Kind, das unbeweglich auf dem versteinerten Boden toter und lebender Seelen liegt: der Mäuse, Frösche, Heupferdchen, Vögel, Raupen, Käfer, Schmetterlinge, kleinen Fliegen. Sie alle flüstern, singen, rufen, und von ihren Stimmen bebt der Körper des Jungen. Die Erde dreht sich langsam um die Sonne, oder die Sonne um die Erde.

Von den Strahlen der Sonne wie festgenagelt muß der Kleine seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um aufzustehen. Die Sonne ist sein Feind, das Wasser seine Versuchung, und so läuft er über den Pfad im Korn zu den alten Weiden, die am Fluß wachsen, und bemerkt nicht mal den Feldspatzen, der ihn mit schläfrigen gelben Augen ansieht.

Das Wasser schimmert durchsichtig und tief und sieht so gar nicht wie die Pfützen aus, in denen er bislang gebadet hat. Im Wasser schwimmen silberne Fische. Der Kleine gleitet langsam ins Wasser, um sie nicht zu verscheuchen, und erstarrt vor Begeisterung: das Wasser reicht ihm bis zum Hals.

Die Sonne erreicht den ersten Berg. Doch die Weiden spenden einen so dichten Schatten, daß er weder die Sonne noch den Berg sieht.

Die Großmutter ruft täglich den Tod herbei, er ist in ihrem Haus längst heimisch geworden. Zuweilen kann man ihn sogar sehen. Er ist es auch gewesen, der ihn auf der Schwelle angehalten und gewarnt hat.

Er muß aufs Ufer und zur Sonne schauen, doch die großen Fische berühren seine Beine mit ihrem Maul, kitzeln ihn, sein Körper wird schwach im Wasser, es wird immer leichter und durchsichtiger, und er gleitet schließlich an die Oberfläche. Der Kleine schwimmt bedächtig und verwandelt sich in einen Fisch. Das einzige, was ihn daran hindert, ein Fisch zu werden, ist der Gedanke, daß man einen Fisch fangen und töten kann. Dennoch glaubt er in diesem Augenblick nicht, daß es etwas anderes gibt als durchsichtiges Wasser und die sanften, warmen Strahlen. Er betrachtet das Ufer vom Wasser aus und erkennt die Stellen nicht, die er bislang nur von der Schwelle des Hauses her gesehen hat. Doch von hier aus ist das Haus nicht sichtbar, das Stöhnen der kranken Großmutter, das Geschrei der Mutter sind nicht zu hören, auch der Vater ist nicht zu sehen, der sie schon vor langem verlassen hat. Nur die feindliche Sonne und das verführerische Wasser sind da. Er hätte ihnen aus dem Weg gehen können, wäre er zu Hause geblieben, so lange vor dem Beet kniend, bis er einen Buckel bekommen hätte.

Die Sonne, zwischen den beiden Bergen stehend, wartet geduldig auf ihn, während die hungrigen Fische an seinen Beinen beißen...

Halyna Pahutjak

Sieh zurück

Die toten Schmetterlinge, die im Spätsommer auf dem Dachboden im Spinngewebe gefunden worden waren, lagen in einem durchsichtigen Kästchen zusammen mit einem grünen Käfer, der ebenfalls tot war. Es gab da noch getrocknete Pflanzen, deren Namen der Junge nicht kannte, doch er hoffte, sie herauszubekommen, sobald er sich ein Pflanzenbuch besorgt hätte. Er besaß auch Kästchen mit Steinen, Briefmarken, Glasscherben, die niemand in die Hand nehmen durfte, denn alles hatte für ihn einen besonderen Wert.

Eines Morgens wurde der Junge vom Ticken einer Uhr geweckt. In seinem Zimmer hing eine alte, kaputte Wanduhr. Er staunte noch mehr, als er feststellte, daß die Zeiger sich rückwärts und nicht vorwärts bewegten. Der Junge erschrak, denn die Wanduhr hatte seinem Großvater gehört, der unlängst gestorben war. Am Vortag waren sie zum Friedhof gegangen, wo die Mutter so sehr geweint hatte, daß der Großvater sie bestimmt gehört haben mußte.

Er beherrschte seine Angst, zog sich an und ging sich waschen, danach kehrte er zurück, um sein Bett zu machen. «Ich gehe mit der Wäsche zum Fluß», sagte die Mutter, «hast du Lust mitzukommen?» Der Junge stellte sich das leere, von totem, blendendem Licht überflutete Ufer vor und spürte, wie Übelkeit in ihm aufstieg. Er verneinte und ging wieder in sein Zimmer. Er wollte auf keinen Fall, daß die Mutter dort hineinsah.

Als er allein war, hörte er ein Rascheln auf dem Schrank. Im verstaubten Kästchen bewegten sich die wieder lebendig gewordenen Schmetterlinge. Sie flogen nicht gleich zum Fenster, sondern drehten einige Runden im Zimmer. Der grüne Käfer prallte gegen die Gardine. Der Junge hob ihn vom Boden auf und legte ihn auf die Fensterbank. Seine Hände zitterten. Er schloß sich im Haus ein und wartete schicksalsergeben auf die Rückkehr des Großvaters

vom Friedhof. Hoffentlich bekam ihn die Mutter nicht zu Gesicht! Er selbst würde schon irgendwie mit ihm fertig werden.

Dem Großvater würde sein Vater folgen, der sie verlassen hatte. Er fehlte dem Jungen keineswegs: sie kamen beide sehr gut zurecht, die Mutter und er, die Tage vergingen ruhig und wolkenlos, weil es ihnen gelungen war, die Zeit anzuhalten. Warum nur kehrte alles in die Düsternis, Kälte und Unruhe zurück?

Jemand rüttelte an der Klinke und klopfte. Der Junge hielt sich mit aller Kraft die Ohren zu und schloß die Augen. Nein, es durfte auf keinen Fall geschehen! Der Großvater würde zurückkommen, um noch einmal zu sterben, der Vater würde zurückkommen, um wieder die Mutter zu hassen und sie beide zu schlagen.

Der Junge stürzte zur Wanduhr, riß sie herunter und warf sie zu Boden. Die Uhr zersprang in tausend kleine Stücke.

«Macht nichts, macht nichts...» flüsterte er, erregt von seiner ungeheuer mutigen Tat.

Er war sicher, daß die Schmetterlinge nicht in ihr Kästchen zurückkehren würden, hatte er doch selbst gesehen, wie sie durch das offene Fenster weggeflogen waren.

Großvater Lewadko

Der Vorfrühling war in jenem Jahr nicht lang gewesen. Das Wasser im Fluß war weggerauscht, die Frösche hatten ihre Laiche abgelegt, die Möwen ihr Geschrei beendet, nachdem sie sich zum Brüten gesetzt hatten, und alles hatte sich beruhigt, denn es hatte plötzlich verstanden: die echte Wärme war angebrochen! Und gerade an einem Maitag, als die Bäume zu blühen aufhörten und sich ein grünes Kleid anlegten, als in den Stämmen die Erdsäfte zu brodeln begannen, die Sonne hoch im Zenit stand, verhängte vom Süden her eine smaragdgrüne Decke den Himmel, die mit ihrem Glühen das erste Sommergewitter ankündigte. Wieder schrien die Möwen am Himmel, meldeten sich betrübt die Schlammläufer, die als erste die von Ferne heranziehende Drohung des Himmels spürten. Was wollten ihre lauten Schreie verkünden? Trug der Himmel bereits ein Vorgefühl der Unruhe in sich? Zunächst hatte man angenommen, daß sich die schweren Wolken verziehen und der Mittag wieder heiter würde. Doch der halbe Tag war verstrichen, und der Himmel hatte sich völlig zugezogen, noch ein halbe Stunde, und die Regenschleusen öffneten sich. Dichter, kräftiger Regen; im Nu floß das Wasser über Felder, Auen, füllte alle Mulden. Am nächsten Tag war der Fluß Noryn mächtg angeschwollen. Zum erstenmal nach der Frühlingsflut. Hinter Owrutsch war der Fluß über die Ufer getreten, hatte alle Felder und festen Wege überschwemmt. Bei Mali Moschky trug das Wasser die Brücke ab und trieb auf Chrystyniwka zu, um bei Rakiwschtschyna den Deich wegzuspülen, woher es dann Richtung auf das bebaute Gebiet nahm... Hochwasser! Ein furchterregendes und dreistes Wasser.

Wir waren mit Großvater Lewadko gerade im sumpfigen Schilfdickicht hinter dem Deich beim Fischfang, als Großvater sagte:

«Das war's, Enkelchen, machen wir Schluß. Was wir gefangen haben, gehört nun uns.» Er zog die Reuse heraus, schüttete das Flußkleinzeug aus. «Weißt du, das Wasser der Noryn ist launisch wie eine Schwiegermutter, und wenn die Schleuse in Ostriw beschädigt ist, hat der Fluß die Fische bereits ins Meer hinausgetragen. Es eilt, also...»

Ich ließ mein letztes Schiffchen aufs Wasser, nahm den kleinen Eimer und ging zum Deich. Der Großvater nahm noch einmal die Reuse in die Hand, wusch sie ordentlich ab und folgte mir.

«Schau nur, Enkel, wie es in der Natur zugeht: gestern noch haben die Gänse in der Au geweidet, heute schwimmen sie dort schon.» Der Großvater blieb stehen, hustete und sagte danach: «Ein Frühling voller Wasser bedeutet einen Mai voll Gras...»

Auf dem Deich ging der Großvater mit großen Schritten und überholte mich, während ich mich die ganze Zeit über bemühte, ihn einzuholen, um auf seine Überlegungen zu antworten.

Die Sonne ging schon unter, sie war nicht rot wie die Tage zuvor, sondern grünlich gelb, ruhig und freundlich. Davon wie die Sonne unterging, wurde einem ruhig auf der Seele, ihr wurde heiter und warm.

Im Schilf des sumpfigen Geländes fingen die unermüdlichen Schwalben Insekten auf. Es war schwül, drückend, und die Senke war erfüllt von einem unverständlichen Glockenton. «Es ist vermutlich das Wasser», überlegte der Großvater laut. «Denn die Natur, sie lebt», meinte er dann.

«Was lebt?»

«Die Natur, sage ich. Hörst du's?» Und wir lauschten beide: Hinter dem Fluß rief das Sumpfhuhn.

Vom Sumpf bei Fosnja drang Schnattern herüber: Dort hatten sich Wildenten niedergelassen und waren unruhig geworden. Zwischen den Salweiden wallte langsam milchiger Nebel. Im Schilf knisterten die Heuschrecken, und die Nachtigallen hatten ihr Pfeifkonzert begonnen - es war angenehm, unter dem wiegenden Flug der

Aumöwen nach Hause zu gehen; sie sangen so laut, daß der Himmel ins Schwingen geriet. Doch was bedeutete nur ihr von Trauer erfüllter Ruf? Das Wasser mußte ihre Nester überschwemmt haben, die armen Vögel waren obdachlos geworden...

Im Dorf hingegen, einem kleinen Weiler, herrschte Stille. Hin und wieder gackerte ein Huhn, wenn es sich ins Legenest setzte, oder es krähte ein Hahn. Man hörte noch den Kranich schreien, die Menschen, die sich im vertrauten Winkel versammelt hatten, ließen sich an den Fingern abzählen: Marfa und Hanna saßen in ihren Häusern, gaben keinen Laut von sich, Motrunka und Lewadko machten auch keinen Lärm.

Aus Mala Fosnja hörte man Hundegebell...

Wir gingen mit Großvater weiter und betrachteten unseren kleinen Hof, der an eine winzige Insel erinnerte. Noch ein halber Kilometer, und hinter der Ecke würde unser Boot sichtbar werden, das an einer Weide befestigt war, wir würden es besteigen, um unseren Hof und den winzigen Weiler zu erreichen. Dort hatte inzwischen Großmutter Motrunka Feuer im Ofen gelegt und sich auf den Weg gemacht, uns zu begrüßen. Gestern, als sie neben dem Brunnen stand und Wasser heraufholte, hatte ich den Eindruck, daß es nicht der Brunnenkranich war, der so knarrte, sondern Großmutters Knochen...

Es dämmerte allmählich, als Großvater das Boot in die Nähe des kleinen Stalls brachte.

«Ihr habt euch ziemlich lange herumgetrieben», hörten wir die Großmutter vom Hof rufen. «Der Borschtsch ist inzwischen kalt geworden.»

Ich zog den köstlichen Duft des Borschtsch ein. Mann hörte immer sein Köcheln im Ofen, danach schob die Großmutter die dampfende Suppe auf den Herd, der Dampf verbreitete sich im Raum und trug den Duft unter die Decke...

Im kleinen Häuschen brannte Licht, unter den Fenstern atmete bereits der Abend, hinter den Johannisbeersträuchern schlich sich

die Nacht heran. Die Katze säuberte sich noch vor der nächtlichen Stunde und gähnte unhörbar. Hinter der Bank im Mauerwerk war das Nagen einer Maus zu hören, die Katze hielt inne, ihre Barthaare wurden steif wie Pfeile. Was die Katze nicht alles hörte! Die Augen verengten und weiteten sich, die Ohren fingen wie Ortungsgeräte alle Geräusche auf, wovon sich die Katzenhaare sträubten.

«Wo konnte man nur so lange unterwegs sein?» fragte die Großmutter unzufrieden.

«Es ist eine Sünde, abends solche Fragen zu stellen», antwortete Großvater, «man muß den Tisch decken!»

Die Großmutter ging ins Haus, während Großvater Lewadko die Gerätschaften aus dem Boot holte und alles flink aufräumte wie ein echter Fischer.

Hier, neben dem Haus, verlieh irgendeine Kraft dem Großvater Selbstsicherheit, seine Gestalt bestimmte den gesamten Raum, er war eine wunderbare Schöpfung des Himmels, des Wassers und der Erde. Eine kurze Weile dachte ich: Er kann alles, mein Großvater. Er kann Zauberer, Ackermann und ein wunderbarer Fischer sein. Ich wollte es mir selbst sagen, alles bestätigen, was ich dachte, als vom Sumpf her irgendwelche seltsamen fernen Worte herüberklangen. Der Gesang der Aumöwen und das Gleiten des Bootes gegen das Ufer hatten sie ein wenig gedämpft. Es war mir vorgekommen, als wäre es der Abendruf eines Hirtenknaben gewesen. Er fischt wahrscheinlich, überlegte ich. Doch die seltsamen Worte drangen erneut herüber, diesmal etwas lauter:

«Leu-te!»

Der Großvater klirrte mit einer Kette, Wasser planschte ins Boot, die Worte zerschlugen sich, wurden zu Noten: die Musik des Abends schwebte über der Erde.

Doch da war es wieder: «Leu-eu-eu-te!...»

«Großvater, horcht! Da ruft jemand!»

«Wer? Wo?» Großvater Lewadko horchte angestrengt.

«Hil-fe! Leu-te, Hil-fe!»

«Da haben wir's...» Der Großvater warf die Kette hin und langte nach den Rudern. «Ich hab verstanden. Setz dich, Kind Gottes...»

Ich war kaum zur Besinnung gekommen, als Großvater bereits wie ein Sportler am Rudern war. Im Wasser flimmerten die ersten Sterne.

«He-e! Wo bist du? Oje... so kann ein Mensch umkommen!» Der Großvater ruderte und ruderte. «Wo bist du ? He-e!»

«Hier bin ich », drang eine Jungenstimme aus dem Schilf. «Helft mir, schnell!»

«Geduld. Seeleute kommen. Du siehst ja, der Teufelsschwaden steht so dicht...»

Ich hatte geglaubt, daß Großvater erschöpft war, und wollte ihm helfen. Dann dachte ich: Und wenn wir es nicht schaffen? Und der Junge ertrinkt? Ich stellte mir sogar dieses schwarze Wasser vor, das hartnäckig in die Ohren, die Nase, den Mund eindringt, den Atem raubt, und von oben wie ein Stein nach unten drückt. Die verfluchte Kleidung ist auch im Weg...

«Wo bist du? Hörst du?»

«Hier! He!» klang es wie ein Echo aus dem Abendsumpf. «Ich sehe euch...»

Der Großvater strengte sich noch mehr an.

Da erblickte ich hinter dem Schilf einen kleinen Schüler, der bis zum Hals im Wasser steckte...

Großvater Lewadko drehte jäh das Boot um und warf ihm das Ruder hin: «Pack es! Halt es fest!»

Der Junge fing vor Freude an zu weinen. «Ich halte mich fest, ziehen Sie an...»

«Wie heißt du wohl?» fragte Großvater, bei dem die Freude zum Durchbruch kam.

«Taras. Im Dorf nennen sie mich Robinson.»

«Robinson -Taras... Dann reich mir die Hand, Robinson!» Der Grovater zog Robinson ins Boot und legte ihm seine wattierte Jacke um die Schultern. «Du Schlingel! Was hast du dort gesucht?»

«Ich habe die Großmutter in Sernynky besucht. Auf dem Heimweg habe ich mich verirrt.»

«Hast du nicht gewußt, daß wir Hochwasser haben?»

«Als ich losging, war noch kein Hochwasser.»

«Du bis mir ein Robinson», lachte der Großvater, drehte das Boot und lenkte es auf zwei Lichter zu, die von Häusern ausgingen und hinter den Sumpfdickicht schimmerten. Die Wasserfläche geriet in Bewegung und brachte den toten Himmel zum Schaukeln. Die Sterne leuchteten bereits, wurden im Wasser zu Körnern zerschlagen, während der junge Mond uns wie ein goldenes Boot entgegenglitt. In Mala Fosnja erklang eine Quetsche, zu deren Klang eine launische Mädchenstimme sang:

Der eine flüstert, der andere küßt mir die Hände,
der dritte sinkt schon zahm in die Knie...

Die Quetsche schluchzte, das Mädchen sang laut in die Nacht, rief andere Mädchen und Jungen zusammen.

Das kalte Wasser war in den Füßen, in den Knochen zu spüren. Der Ertrinkende zitterte wie ein Hasenschwänzchen, hörte nicht den hohen Gesang des Mädchens, die sich dahinziehenden Töne der Quetsche. Im Weidengebüsch zeigte sich ein buschiges Tierchen. Ein Fischotter oder ein Biber? Bei den herannahenden Geräuschen verschwand das Tier im Wasser.

Neben dem kleinen Stall stand die Großmutter. «O Gott, o Gott!» Sie hatte die Lage rasch erfaßt.

Im Haus wurde geschwind Wasser warmgemacht, Robinson-Taras wusch sich ordentlich. Dann stieg er schweigend auf den Ofen.

«Trink die heiße Milch. Hier hast du etwas zu Essen. Und sei nicht traurig. In der Früh bringen wir dich nach Hause.»

Die Großeltern besprachen etwas, fragten ihn nach den Eltern, wo sie lebten, arbeiteten, während ich mich erneut an das furchterregende schwarze Wasser erinnerte, das am kleinen Robinson hochgestiegen war. Ich hatte große Angst vor diesem Wasser. Am meisten in der Welt fürchtete ich mich vor Sumpfwasser

und vor schwarzer Finsternis. Wäre Großvater nicht gewesen, hätte ich mich niemals ins Boot gesetzt. Mir schien, daß das Boot vom Rücken eines furchterregenden, riesigen Ungetüms in die Luft gehoben werden konnte, das hier ständig lebte, daher mußte man im Boot stets vorsichtig sein und nur über seichtes Gewässer fahren. Denn, man sollte wissen, dort, wo es wirbelte und in die Tiefe zog, lebte das Ungetüm. Es konnte auftauchen und einen erwischen... Wie die Mammute, die unter der Erde waren, sie lebten dort weiter, das hatte Großvater gesagt. Eines Tages würden sie erwachen und sich gegen die Menschen wenden, wohin sollte man da fliehen? Weder Haus, Boot noch die Großeltern würden einen vor ihnen retten. Sie würden das Wasser austrinken und das Boot fortschleudern, wer weiß wohin...

Die Großmutter verrichtete ihre Gebete, knipste das Licht aus und legte sich schlafen. Ich sah noch zu, wie Großvater Lewadko draußen hinter dem Fenster rauchte. Der kleine Robinson schlief ebenfalls.

«Diese Kinder», murmelte Großvater Lewadko draußen im Hof. «Oje, diese Kinder. Sie geben nicht auf sich acht, sie brauchen den Riemen...»

Neben dem Wasser leuchtete etwas. Durch das Fenster erblickte ich zwei winzige Flammen, es war mir, als spürte ich Grabesstimmung, und ich schlüpfte unter die Decke. Grauenerregendes Monster, ich will nicht an dich denken!

Ich hielt den Atem an und horchte... In der Welt schien alles innezuhalten, auf jemanden zu warten. An der Wand beeilte sich die alte Standuhr, sie verschob die Zeit und schuf dabei seltsame, fantastische Visionen. Die Uhr hat es immer eilig, dachte ich und lugte unter der Decke hervor, sprang auf den Boden, dann auf die Bank und hielt das Pendel an. Unser Haus wurde plötzlich stumm, es war, als wäre alles stehengeblieben. Jetzt gehe ich zum Goßvater und frage ihn. Ich streifte die Hose über und huschte geräuschlos nach draußen.

Auf der offenen Veranda war starker Wind zu spüren, er trieb Nebelherden vor sich her. Großvater rauchte nicht weit vom Wasser und hustete.

«Großvater, raucht nicht, Ihr müßt noch leben...»

«Bist du es, Enkelchen? Weshalb schläfst du nicht?»

«Ich kann nicht einschlafen, Großvater. Sobald ich mich hinlege, muß ich an Euch denken.»

«Und was denkst du?»

«Ich denke darüber nach, wie Ihr dieses furchterregende Wasser besiegt habt, und kann nicht einschlafen... Ich denke, daß in der Nacht ein riesiges gehörntes Ungeheuer aus dem Sumpf steigen und unsere Kuh oder unseren jungen Eber aus dem Stall holen könnte, was würdet Ihr dagegen tun? Großvater, laßt uns eine Verteidigung organisieren.»

«Wie denn?»

«Wir stellen uns mit Gewehren auf: ich auf der Veranda, Ihr im Obstgarten. Denn die haben Angst, wenn man sagt 'Hände hoch!' Ich hab's im Kino gesehen...»

«So etwas... Im Kino spielen Schauspieler, das aber hier ist Wasser, gewöhnliches Sommerwasser, in dem höchstens Wasserspinnen und Fische sind. Das ist alles.»

«Das stimmt nicht, Großvater. In diesem Wasser können grauenhafte, langbeinige Ungeheuer sein, die mit den Füßen auf dem Grund gehen und deren Köpfe aus dem Wasser ragen, ich habe gesehen, wie sie in Fosnja Kühe verschlungen haben.»

«Das kommt höchstens im Klubkino vor», widersprach der Großvater.

«Ist das Kino nicht echt?»

«Das Kino... Dort laufen nur Schatten herum, wir beide aber sind lebendige Seelen.»

«Was ist denn eine lebendige Seele, Großvater?»

«Eine lebendige Seele ruft mit echter menschlicher Stimme, weil sie in einem warmen Körper leben möchte», sagte der Großvater,

warf seine Kippe weg und schwieg eine Weile. «Nun ist es gut, laß uns schlafen gehen, ich erzähl es dir morgen zu Ende.»

Ich war einverstanden und fragte nichts mehr. Ich schlüpfte in die häusliche Wärme, lief auf Zehenspitzen ins Bett, horchte, wie sich Großvater näherte, auszog und neben mich legte.

Die Uhr schwieg...

«Großvater, Ihr schlaft noch nicht?»

«Nein, ich schlafe nicht.»

«Denkt Ihr nach?»

«Ja.»

«Denkt Ihr über Eure Seele nach, Großvater?»

«Ja...»

«Wie ruft sie, Großvater?»

«Mhmm...» Der Großvater drehte sich um und schnaufte leise.

«Großvater, wacht auf, he, Großvater, wacht auf!!!»

Doch es war sehr still. Alle schliefen, nur ich lag da und schaute zum Fenster, hörte eine einzige Fliege, die wach geworden war und gegen die Scheibe surrte. Auch ihre Seele möchte in die Freiheit, genau wie die von Tarassyk... Doch was ist die Seele im menschlichen Körper? Morgen werden wir den Jungen nach Semynky bringen, und ich werde Großvater genau danach fragen.

Ich schmiegte mich fester an seinen starken Arm, der nach Sumpf und trauter Erde roch.

Das Hochwasser des Sommers wurde zunehmend vom Nachtnebel eingehüllt, über den Himmel eilte der noch zunehmende Mond: ihm entgegen liefen Bäume, Häuser und der Weiler.

Die Geliebte

Er, der Vogt und würdigste Mann im ganzen Dorf, fühlte sich von der jungen Witwe in Versuchung geführt, denn als es dunkel geworden war und sich im Haus die müde Frau und die kleineren Kinder schlafen gelegt hatten (zwei ältere Söhne schliefen auf dem Heuboden über dem Stall), trat er leise auf den Hof und ging durch die Gärten in Richtung des Hügels, wo die Witwe lebte. Er schlich sich heran wie ein Dieb, hielt beim geringsten Geräusch in den Sträuchern inne, weil er nicht gesehen werden wollte. Und er staunte darüber, daß sein Herz in der Brust laut hämmerte, wahrscheinlich aus Angst vor Gerüchten (denn er war nie ängstlich gewesen). Es hämmerte genauso laut, wenn er zufällig die junge Witwe im Dorf sah, eine Frau wie Milch und Blut, die nicht aufzusuchen einfach eine Sünde gewesen wäre.

So hatte er Mut gefaßt und sich zu ihr aufgemacht. Das war allerdings nicht sofort geschehen. Zunächst hatte er lange nach einem Anlaß gesucht. Er wünschte der jungen Witwe irgendein Mißgeschick, wenn auch nur ein kleines, dessen Lösung in seinen Händen läge. Dann konnte er ihr als Vertreter der örtlichen Macht einen Besuch abstatten, was die Witwe dazu bewegen konnte, sich ihm gegenüber freundlicher zu zeigen, vielleicht sogar ihn zu hofieren; das würde ihn von einer sehr schwierigen Aufgabe befreien, die ihm so gar nicht lag. Denn er hatte keine Ahnung, wie er mit einer fremden Frau sprechen sollte, um sie ohne grobe Andeutungen in ein für ihn günstiges Fahrwasser zu leiten, damit die Frau von selbst vom gleichen Wunsch erfüllt würde wie er. Doch die Frau hatte ihm keinen Anlaß dazu gegeben, und nun war er heute ohne jeglichen Hintergedanken zu ihr unterwegs, einzig und allein getrieben von seinem Begehren. Das einzige, was ihn beunruhigte, war der Umstand, daß ein Vogt gewöhnlich nicht

nachts, sondern tagsüber von Amts wegen unterwegs war. Was sollte er tun, wenn er einen ihrer Liebhaber antraf? Wie sollte er sich verhalten? Sollte er sie anschreien, daß sie ein unzüchtiges Leben führe? Warum sie Gottes Gesetz mißachte? Und was sollte er antworten, wenn ihn der Liebhaber fragte: «Was machen Sie hier zu so später Stunde?» In diesem Fall wollte er antworten: «Ich bin der Vogt, und ein Vogt muß Tag und Nacht für Ordnung sorgen.» Und wenn dieser Naseweis fragte: «Weshalb sind Sie dann allein gekommen, ohne Zeugen, wie es sich für einen Vogt zu so später Stunde gehört?» könnte er ihm antworten: «Deine Frau, du Taugenichts, hat mich gebeten, dich ohne großen Krach zur Ordnung zu rufen. Sie schämt sich nämlich vor den Leuten und den Kindern.» Der Vogt freute sich über seine Gewitztheit, doch beim Gedanken, wie er weiter mit der jungen Witwe verfahren sollte, wurde er unsicher, seine Entschlossenheit schmolz dahin, und die Beine versagten ihm den Dienst.

Vielleicht sollte er sie ein wenig erschrecken, indem er ihr drohte, dem Pfarrer von ihrem Lotterleben zu berichten, der dann von der Kanzel über ihre Herumtreiberei sprechen und ihr eine harte Buße auferlegen würde? Die Witwe würde erschrecken und ihn auf den Knien anflehen, nichts dergleichen zu tun, er würde sie vom Boden hochziehen, sie beruhigen, ihre Locken, das schöne Gesicht und die vollen Schultern streicheln. Eine heiße Woge überwältigte ihn bei dem Gedanken, daß er dabei ihre prallen Brüste berühren könnte, er schüttelte den Kopf und sagte zu sich selbst: Mein Gott, Jura, du bist ein Kindskopf und ein Ziegenbock geworden! Was denkst du dir eigentlich? Geh nach Hause zu deiner Frau und bete, denn der Teufel selbst führt dich in Versuchung.

Doch er hatte keine Kraft umzukehren, weil diese Kraft elend und schwach war, gemessen an der, die ihn zu der Witwe trieb. So schlich er sich an die dunklen Fenster des Witwenhauses heran. In seiner Vorstellung sah er die einsame junge Frau auf dem weißen Laken liegen, sie fand keinen Schlaf ohne männliche Liebkosungen,

was ihn noch mehr anfeuerte, zu ihr zu gelangen. Er kratzte mit dem Fingernagel an der Fensterscheibe und rief leise: «Eufrosina, mach bitte auf!»

Als niemand ans Fenster kam, ging er zur Tür, klopfte leise und rief flüsternd nach Eufrosina. In dem Augenblick erinnerte er sich, wie sein Hund in der Winterkälte ähnlich winselnd um Einlaß gebeten hatte, worauf er, der Vogt und würdigste Mann im Dorf, über sein Verhalten und seine Unentschlossenheit wütend geworden, wieder zum Fenster ging und kräftig dagegen klopfte. Drinnen ging das Licht an, das ihn, den Vogt, beleuchtete, worauf er in die Dunkelheit zurückwich. Er hörte, wie die junge Witwe unwirsch fragte: «Wer ist da?»

Er vergaß sogleich die Unzufriedenheit, die ihn eben noch erfaßt hatte, trat rasch ans Fenster und sagte: «Eufrosina, ich bin's, der Vogt. Mach auf.»

Gleichzeitig durchzuckte ihn der Gedanke: Was aber, wenn jemand drin ist, der alles mitbekommt und es dann im Dorf erzählt? Er fühlte sich wie mit kaltem Wasser übergossen, wovon er sogleich zu sich kam, und rief mit kalter, fast fremder Stimme: «Eufrosina, mach auf, ich bin's, der Vogt, ich habe mit dir zu reden.»

Die junge Witwe öffnete die Tür, eine Petroleumlampe in der Hand. Sie trug ein langes Leinenhemd, in dessen Ausschnitt sich ihre weiße Brust abhob, ihr üppiges, dunkles Haar war aufgelöst, schimmerte im Lampenlicht und erregte den Vogt. Die junge Witwe schien wonnetrunken zu sein, in ihren Augen stand kein Funken Angst, im Gegenteil, aus ihnen sprühte es heiter und listig, ihre Lippen kräuselten sich zu einem Lächeln.

Er trat ins Haus, und als er ihren Liebhaber am Tisch sitzen sah, sperrte er vor Staunen den Mund auf, wobei er alles vergaß, was er dem Liebhaber hatte sagen wollen. Denn am Tisch saß sein ältester Sohn Mytro, zwar noch kein erwachsener Mann, aber ein Jüngling im Mannesalter, der ihn dreist anblickte. Daß ihn sein Sohn furchtlos ansah, hatte dem Vogt die Sprache verschlagen.

Er zeigte ihm die Tür, sein Sohn verließ ohne Eile die Stube, während der Vogt von einem Bein aufs andere trat und ihm dann langsam folgte.

Unterwegs überlegte er, daß er seinen Sohn ordentlich herunterputzen müsse, damit es so aussah, als wäre er, der Vogt und Vater, eben seinetwegen gekommen, was auch der Witwe deutlich machen würde, weshalb er sie so spät aufgesucht hatte. Ja, vielleicht war es sogar gut, wenn sie es so auffaßte.

Am Morgen sagte er zu seinem Sohn: «Mytro, wenn du weiterhin zur Witwe gehst, breche ich dir beide Beine. Hast du verstanden?»

«Ja, Vater», antwortete sein Sohn, doch seine Augen blitzten belustigt, was den Vogt wunderte. Der Junge mußte sich beherrschen, um nicht laut loszulachen.

«Sieh nur zu, daß dein Lachen kein trauriges Ende nimmt», sagte der Vogt kalt.

Mytro hielt sein Versprechen, er ging kein einziges Mal zur Witwe, verbrachte allerdings jede Nacht bei ihr. Sobald es dämmerte, kam die junge Witwe vom Hügel ins Dorf herunter und trug Mytro huckepack zu sich nach Hause. Der Vogt hielt sich im Obstgarten versteckt und sah zu, wie die Witwe seinen Sohn davontrug. Sie ging leichtfüßig den sich schlängelnden Pfad lang, am Brunnen vorbei, umging ein Weißbuchengehölz und stieg zu einem Holzapfelbaum hoch. Hier blieb sie eine Weile stehen, schob Mytro auf ihrem Rücken zurecht, um ihn festzuhalten, und trug ihn zu ihrem kleinen Haus auf dem Hügel.

Der Vogt sah ihr zu und hielt den Atem an. Gott, wie gerne hätte er selbst die junge Witwe auf seinem Rücken zu ihrem Haus auf dem Hügel getragen, doch sie hatte nur Augen für seinen Flegel! Manchmal hatte der Vogt Lust, zur Witwe zu gehen und seinem Sohn eine ordentliche Tracht Prügel zu verabreichen, doch bei dem Gedanken, wie geschickt er ihn überlistet und dabei sein Wort gehalten hatte, überkam ihn unwillkürlich ein Gefühl der Freude, denn es war nicht irgendwer, sondern sein eigener Sohn, sein

Stirb mit mir

«Ich bin Psychiater, Neoanatologe. In jedem Kreiskrankenhaus gibt es heute solch einen Posten. Es kommen Kinder mit vier Beinen, Hasenohren und behaarten Hälsen zur Welt, und jemand muß sich mit diesen Wesen befassen. Er muß feststellen, ob es sich noch um einen Mensch oder schon um ein Tier handelt, ob es operiert, in ein Pflegeheim eingewiesen oder eingeschläfert werden muß. Warum schüttelt es Sie? Wir schläfern nicht sehr oft ein, nur in ganz dringenden Fällen. Mein Beruf ist politisch. Sie, mit Ihrer Aufregung! Ziehen Sie sich aus, oder verlassen Sie den Raum.»

Sie stand auf und begann ihre Kleider abzulegen. Eine grüne Bluse, grüne Schuhe und grüne Strumpfhosen. So langsam wie ein herbstlicher Baum sein Laub ablegt.

Er warf das Phonendoskop auf den Tisch, öffnete ein Heft und begann zu schreiben. Hinter der Tür wurde gedrängelt und gelärmt. Ein Mann in Filzstiefeln kam herein und legte einen Zettel auf den Tisch. «Unterschreiben Sie das?»

«Ja, ich unterschreibe... Du brauchst dich nicht hinter deinen Kleidern zu verstecken! Dem da ist es völlig egal, ob du eine Frau bist oder ein Infusionsgerät!»

Sie stand da wie in einem Badevorraum, in Büstenhalter und Rock, dessen Reißverschluß bereits offen war. Ihr Gesicht war voller blauer Flecken und Schürfwunden, die Haare waren büschelweise herausgerissen. Als sie den Rock herunterließ und die Wäsche beiseiteschob, sah der Arzt einen schlanken Körper, der von Schrammen und Eiterbeulen bedeckt war. Die Beine waren bis ans Blut aufgekratzt, die Handflächen hatten blutige Wunden.

Der Arzt seufzte. Die Natur hatte sie aus besserem Material geschaffen. Mit Liebe geschaffen. Wütend schlug er mit der Faust auf den Tisch: «Ich sage schon lange: schlaft nicht mit Negern! Gibt

Fleisch und Blut, der es verstanden hatte, sich geschickt aus der Affäre zu ziehen.

Er hörte, wie die Nachbarn einander zuriefen: «Seht nur, Eufrosina hat schon wieder Mytro, den Vogtsohn, davongetragen.»

Auch dies freute den Vogt, obgleich er die junge Witwe nicht vergessen konnte, er träumte nachts von ihr, seufzte so schwer, daß seine Frau davon wach wurde und erschreckt fragte, ob er irgendwo Schmerzen hätte.

«Nein», antwortete er schwach, «schlaf, meine Gute, schlaf, Frau…»

LIBO

es zu wenig eigene Kerle? Was brauchst du? Eine Aids-Untersuchung oder eine Bescheinigung für die Miliz?»

Sie verhedderte sich in ihrer Kleidung, als gehörte sie ihr nicht, als kämpfte sie mit ihr.

Als sie ihren Pullover glattgezogen hatte, nahm sie ihre Handasche, die aussah wie ein rothaariges Ziegenmaul, und wischte sich die Tränen ab.

Er hielt sie zurück. «Einen Arzt verläßt man nicht in diesem Zustand. Sei nicht wütend. Ich erlebe so manches, wenn der Tag lang ist. Der Mann, zum Beispiel, den du eben gesehen hast. Das ist kein Mensch, sondern ein Wesen, das aus Bruchstücken besteht. Ich habe ihn in einem Eisenbahnhäuschen gefunden. Seine Eltern sperrten ihn dort ein, damit ihn die Leute nicht zu Gesicht bekamen. Ich saß auf einem Hocker, als er anfing, mir die Stiefel zu lecken. Hast du ihn gesehen? Seine Beine sind noch nicht geheilt.»

Sie sah ihn mit tränenerfüllten Augen an.

«Du hast einen wunderschönen Körper. Such dir einen schönen Kerl und bring Kinder zur Welt. Oder willst du schwarze Kinder haben?»

«Doktor, ich habe mit keinem Neger geschlafen.»

«Der Kuckuck soll dich holen. (Du lügst, meine Liebe!) Vorgestern haben wir hier einen Kaiserschnitt gemacht. Als der Bauch offen war, lag ein dickes kleines Engelchen darin. Mit dem Mutterleib zusammengewachsen. Unmöglich, sie zu trennen. Sie haben die Frau aus der Narkose geholt und es ihr gesagt. Sie begann zu heulen: 'Ich will das Kind! Diese verfluchte Strahlung!' - 'Welche Strahlung?!' hat die Schwester geschrien, 'Das habt ihr für eure Sünden! Auf der Straße sieht er noch aus wie ein Mensch, aber kaum läßt er die Hosen runter, wird er zum Tier!' Weshalb erzähle ich dir das alles? Ich habe hier zu entscheiden, wer morgen leben und sich vermehren soll. Eber, Hunde, Böcke oder Menschen. Die normalen Menschen werden immer weniger. Verstehen Sie mich?» Er war unvermittelt zum Sie übergegangen. «Du bist eine seltsame

Frau, das sage ich dir als Arzt. Und als Mann. Geht es dir inzwischen besser?»

Sie stand schüchtern an der Tür und sagte plötzlich mit einer so leisen Stimme, als streiche ein Zweig gegen die Fensterscheibe: «Machen Sie einige Tests mit mir.»

«Wozu?» Er sprang auf und drehte sie rasch zum Licht. «Ich mache meinen eigenen Test: Ich rieche. Damit bin ich noch nie fehlgegangen!»

«Mit mir geschieht etwas Schreckliches. Vor drei Monaten bin ich müde von der Arbeit zurückgekehrt, mein ganzer Körper tat weh, ich hatte Kopfschmerzen, Gelenkereißen. Ich habe mich hingelegt, konnte aber nicht einschlafen. Ich habe mich von einer Seite auf die andere gewälzt. Es ging mir immer schlechter. Dann bekam ich Atemnot. Ich öffnete die Balkontür und trat hinaus. Draußen war es windstill...»

Sie weinte nicht. Nur ihre Hände kneteten die Henkel der Handtasche, hin und wieder sah sie den Arzt an. Er lachte. Er zeichnete Seile auf dem Papier, als wollte er jemanden damit festbinden.

«Ich bin aufs Balkongelände geklettert und habe nach unten gesehen, ich hatte keine Angst, ich war wie betrunken vom Geruch des Baumsaftes, vom bitteren Duft der Knospen. Ich sah die Akazie an, die dort wuchs und spürte, wie es mich zu ihr zog.»

(Hinter der Tür wurde der Lärm immer lauter. Nur weiter so, Lügnerin!) Der Arzt schlug die Tür ins Schloß und nahm Platz.

«Ich glaubte, eine Stute zu sein, die ein Hengst von der anderen Seite einer Schlucht rief. Hinüberspringen oder mit blutigem Schaum auf den Lippen abstürzen... Ich stieß mich ab und flog hinüber... Mein Kopf prallte gegen den Baumstamm. Ich packte ihn mit den Beinen und blieb an ihm kleben. Über meinen Körper lief das Stimmengesumm der Erde wie über den Baum. Ich trank mit jeder Knospe, jedem Zweig gierig den hohen frischen Wind. Unmöglich, es zu beschreiben...»

«Und danach?»

«Danach bin ich zurückgekehrt. Nach einer halben Stunde bin ich mit einem Windstoß wieder zurückgeflogen. Ich fühlte mich stark und beflügelt…»

«Wer weiß etwas davon?»

«Nur Sie.»

«Kommt das öfter vor?»

«Zur Zeit fast jeden Tag.»

Einige Abende lang ging er zu dem düsteren Haus, das in einem öden Stadtviertel lag. Morsche Rahmen und Fensterläden, ein schmutziger Hauseingang mit einer schiefhängenden Tür. Daneben ein ausladender Baum. Nichts mehr. Du Lügnerin! Ungeliebt, ungekost.

Der kleinwüchsige Arzt schickte sich gerade an, die Treppe hochzugehen, als er hörte, wie die Tür eines mit Moos und Gras bewachsenen Balkons aufgerissen wurde, Glas klirrte. Eine nackte Mädchengestalt löste sich vom Geländer und flog gegen den Akazienbaum. Sie schlang die Arme um den Wipfel und erstarrte.

Er trat zum Baum, berührte ihn und zog rasch die Hand zurück. Der Stamm war heiß und zuckte wie eine Schlange. Der Arzt wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und ließ sich auf einen Baumstumpf nieder. Wo kamen nur die vielen Baumstümpfe her? Und weshalb gab es so viele davon?

Im Licht des Mondes sah er an den Baumstümpfen Gesichter leuchten…

Der Kirschbaum

Der Baum stand oberhalb einer Schlucht, wo die Stadt mit all ihren Toren, spitzen Türmen, Theatern und Marktplätzen endete. In der Tiefe sprudelte ein winziger Bach, während der Baum von weißen und rosigen Blüten bedeckt war. Unter dem Baum schlief ein Mann in einem gestreiften Kittel.

Der Baum blühte schon seit einer Woche: über ihm und der Schlucht standen hohe Wolken, sie zitterten im klaren Wasser des Baches, veränderten ihre Form und wollten nicht auf die grüne, feuchte Erde fallen, die hie und da mit Blütenblättern bedeckt war, sie wollten auch nicht wegschwimmen, der Baum sollte weiterblühen, der Bach fließen und der Mann im gestreiften Kittel weiterhin hierher übernachten kommen .

Dieser Mann hatte alle Bücher gelesen, die ihm in die Hände gefallen waren, alle Weine ausprobiert, die er fürs verdiente oder oft auch geliehene Geld erstehen konnte. Als er seine dringendsten Angelegenheiten erledigt hatte, wurde er wahnsinnig, und sie brachten ihn weg. Dort, wohin sie ihn brachten, umsorgte er die Blumen, kam pünktlich zum Frühstück, Mittagessen, Abendbrot und zu den vorgeschriebenen Behandlungen, unterhielt sich mit den Ärzten und Patienten, legte sich rechtzeitig schlafen, und das dauerte den ganzen Herbst und Winter über, bis zum Tag, als der Baum über der Schlucht erblühte.

Er wußte noch nicht, warum er den kühlen, glitschigen Pfad eingeschlagen hatte, wobei er gegen Baumwurzeln stolperte, von den Baumschatten und den fernen Autohupen aufschreckte, die ihm mal als Verfolgungsjagd, dann wieder als Weinen oder verzweifelter Frauenschrei vorkamen. Dann lief er weiter, seine Hände brachen Zweige ab, er verhedderte sich im hohen Gras, blieb an umgefallenen Kreuzen hängen, weil dort ein alter verlassener Friedhof

lag; er schloß die Augen und öffnete sie wieder, bald lächelte er und bald verzog er aufschluchzend das Gesicht.

Kurz vor der Frühstückszeit klingelte er an seiner Wohnungstür. Seine schläfrige Ehefrau schien gar nicht erstaunt, sie brachte ihm eine Jacke und warme, mollige Hausschuhe. Er sagte kein Wort, duschte, rasierte sich, machte in der Küche Rührei, kochte Kaffee, überflog die Absender etlicher Briefe, die ihm seine Frau noch nicht ins Krankenhaus übergeben hatte. Wie gewöhnlich waren das Briefe von Lu, Wolodja und Pawlo.

Nach dem Frühstück ging er in sein Arbeitszimmer, knippste die Tischlampe an und steckte sich die Pfeife an, die dort auf dem Tonbandgerät gelegen hatte. Die Briefe hatte er in der Küche vergessen; der Kuckuck hole sie, ich bin ja wahnsinnig, also ist mir das erlaubt; wenn du nur wüßtest, wie sehr du mir fehlst; ich bin etwas erschöpft; Kirschbaum, ich habe dir so viel zu erzählen...

Der Kirschbaum ist nicht sehr groß. Aber er hat viele Äste und Zweige, sie sind so zahlreich, daß auf ihnen alle Vögel Platz fänden, die die Einwohner dieser großen Stadt in Holz- und Bambuskäfigen halten. Das Gras grün, weiße und rosige Blüten, oben die Wolken, das Rauschen des Wassers in der Tiefe. Guten Tag, Kirschbaum. Er sieht ihn an und sucht nach Worten. Du bist so warm; vielleicht fänden auch alle Vögel dieser Welt Platz auf dir.

Den ganzen Tag verbrachte er in seinem Arbeitszimmer, rauchte Pfeife, ging hin und wieder in die Küche und kochte Kaffee. Zur Mittagszeit kam ein Anruf aus dem Krankenhaus, man wollte wissen, ob der Mann zu Hause war.

«Nein, er ist nicht da», sagte er, ohne seine Stimme zu verändern. «Weshalb fragen Sie?»

Man entschuldigte sich und legte auf. Der Mann ging hinunter zum Briefkasten. Außer Zeitungen war ein Brief für seine Frau gekommen, den er auf den Fernseher legte.

Gegen Abend kam seine Frau, sie hatte ihm ein graues Hemd gekauft und bat ihn, es anzuhalten. Das Hemd gefiel ihnen beiden,

und sie unterhielten sich noch über dies und jenes; die Frau vermied jegliche Anspielung auf das Krankenhaus, später, als sie fernsahen und erneut aus dem Krankenhaus angerufen wurde, sagte sie: «Nein, er ist nicht da, was ist denn passiert?», man erklärte ihr, ihr Mann sei verschwunden, aber es bestehe kein Grund zur Besorgnis.

Sie legten sich gemeinsam schlafen. Der Mann erfüllte gekonnt seine eheliche Pflicht und erzählte daraufhin ein Märchen, sie rauchten noch zusammen, und die Frau schlief ein.

Hinter den Fenstern kam Wind auf. So ein starker Wind, dachte der Mann, bis zum Morgen wird auf dem Kirschbaum keine Blüte übrigbleiben. Er stand auf, zog seine Hosen und den Krankenhauskittel an, ging barfuß auf die Straße, ohne aufzuschrecken, daß die Tür laut ins Schloß fiel und seine Frau davon erwachen könnte.

Gegen Morgen ließ der Wind nach, und es wurde wärmer. Der Mann hob die Augen zum Himmel und gab einen leisen Pfiff von sich - noch nie im Leben hatte es so viele Sterne gegeben Er lehnte den Rücken gegen eine Wand und begann den Polarstern zu suchen, als er ihn gefunden hatte, überkam ihn große Freude, und er begann leise das alte Lied: "Über die Donau ritt der Kosak" zu singen, dann schlug er den Weg nach Norden ein, denn der Kirschbaum mußte dort zu finden sein.

Diese Nacht war kürzer als die vorige, denn als die Sterne, einer nach dem anderen zu erlöschen begannen, und der Himmel allmählich heller wurde, ging der Mann zum alten Friedhof. Dort fand er eine geschützte Gruft, wohin Kinder, Betrunkene oder Tote - wer es auch gewesen war, es sei ihm gedankt - eine alte Matratze, eine Kerze und einige Kisten gebracht hatten. Die Kerze konnte er nicht anzünden, weil er keine Streichhölzer hatte, außerdem brauchte er sie nicht. Er wickelte sich fester in seinen Kittel und schlief bis zum Abend.

Welt, geliebte Welt, ich habe von dir geträumt - mir wurde ganz schwindlig, ich konnte kaum atmen; wenn du in meiner Nähe

wärest, würdest du begreifen, wie mir zumute war; ohne meine Augen anzustrengen habe ich in jeder Blüte jedes Staubgefäß, jede Biene gesehen, die bald hier, bald dort saß; der Nachtwind hat dich, Kirschbaum, der du rein wie die Freude bist, kaum berührt.

Plötzlich erschien der Sanitäter Wassja, mit dem wir so manche Flasche Eau de Cologne heruntergespült haben, und sagte: «Los, steh auf, man wartet auf dich.»

«Nein», sagte ich, «noch ein wenig, sieh ihn doch an, wie hell und rein dieser Kirschbaum ist, wie die Freude selbst». Die großen funkelnden Sterne hingen wie an einem Neujahrsbaum so tief, daß sie unmittelbar ins Gesicht leuchteten. Und die Nachtigall sang. Halt, sagte ich da zu mir, zum Neujahrsfest kann keine Nachtigall dasein. «Dummkopf», sagte der Sanitäter Wanja, ein Wort, das mir sehr wehtat, «es ist Frühling, sieh dich nur um»; ich sah mich um - es war wirklich Frühling, die Nachtigall sang, der Kuckuck rief; da wurde mir so froh und wohl zumute, die Kirschblüten leuchteten zwischen den Sternen; der Sanitäter Wassja holte eine lange Leine heraus, band ein Ende an meine linke Hand, das andere um den rissigen Stamm des Kirschbaums, der an windzerfetzte Lippen erinnerte. «Jetzt wirst du nicht mehr weglaufen», sagte er, «ich werde derweil in die Stadt gehen und einige Fläschchen besorgen»; «Nein», sagte ich und schüttelte den Kopf, «du kannst machen, was du willst, ich aber werde nicht mehr trinken, ich darf nicht, siehst du etwa den Kirschbaum nicht!?» Der Sanitäter Wassja lachte laut und ging weg, ich aber blieb an dir angebunden, Kirschbaum, und bin glücklich dabei.

An jenem Abend fand er ihn tatsächlich. Der Kirschbaum stand nicht weit von seinem Krankenhaus, doch das hatte jetzt keine Bedeutung. Der Mann setzte sich unter den Kirschbaum, seufzte erschöpft und murmelte etwas vor sich hin. In der dichten, grauen Luft schwärmten Mücken, weit hinter dem Hügel lag die Stadt, doch der Mann sah nicht in jene Richtung; er blickte in die Tiefe, wo auf dem Grund der Schlucht sich ein schmaler Bach schlängelte und in

dem fließenden Wasser weiß-rosige Abendwolken zu unbeweglichen Steinen erstarrt waren.

«Warte», sagte sie, «dort ist jemand.»

Der junge Mann ging in die Hocke und sah in die Richtung, wohin der in der Dunkelheit kaum sichtbare schlanke Arm zeigte.

Dort, am Rand der Schlucht, unter dem blühenden dichten Kirschbaum, war wirklich jemand.

Sie schlichen sich vorsichtig heran; der Lehm rutschte unter ihren Füßen weg, die Zweige knisterten und blieben in den Händen hängen, es duftete herb nach Frühling und noch etwas Zartem, Geheimnisvollem. Der Mann wandte sich ruhig um und sah die beiden Gestalten- eine hohe und eine kleinere. Der Mond, der unerwartet hinter ihren Rücken aufgleuchtet war, holte aus der Dunkelheit ein hageres, unrasiertes Gesicht mit brunnentiefen Augen. Sie verstanden wortlos, wer er war, und wichen langsam zurück.

«Warte», sagte sie wieder. «Ich habe einiges eingekauft.»

Sie kehrte zu dem Mann zurück, legte eine Packung Milch, einen halben Brotfladen, Käse und Schokolade vor ihn.

Er sah sie mit aufgerissenen Augen an. Dann hob er den Kopf - der Mond, der blühende Kirschbaum, die schlichten Gaben auf dem frischen, taubedeckten Gras.

Der Mann aß zu Abend, lächelte und schlief langsam ein wie ein Kind. Und er träumte von Gott. «Na», meinte Gott etwas spöttisch, «hast du es mit dem Trinken so weit gebracht, daß du von Göttern träumst?» Ich stand schweigend da, mit dem linken Arm an den Baumstamm gebunden, während die rechte Hand auf dem Bauch lag. «Was würdest du raten, mit dir zu machen?» fragte Gott, der an einer Pfeife zog. Ich wußte nicht, wie ich ihn anreden sollte, Sie oder du, entschloß mich aber du zu ihm zu sagen, denn auch in Gebeten reden wir ihn mit du an. «Gott, du weißt ja selbst, was man mit mir anfangen soll!» - «Ich werde dir diesen Kirschbaum wegnehmen», sagte Gott gedankenvoll und ließ eine rosige kleine

Rauchwolke aus seiner Pfeife steigen, «diesen Kirschbaum brauche ich selbst.» - «Lieber Gott», ich fiel auf die Knie, «tun Sie was Sie wollen, strafen Sie mich, wie Sie wollen, nur nehmen Sie mir ihn nicht weg, er ist das einzige, verstehen Sie, das Einzige, was ich habe.» Tränen rollten unaufhaltsam aus meinen Augen, und ich erinnerte mich in Eile an Gebete und flehte: «Barmherziger Gott, der du bist im Himmel, Mutter, allheiligste Jungfrau Maria, erbarmt euch meiner, und gib uns heute, geheiligt werde dein Name, möge Dein Wille geschehen, nehmt mir nur nicht meinen Kirschbaum weg...» Ich hob die Augen, und da stand gar nichts neben mir als nur der Kirschbaum, der im fremden Licht des Tages leuchtete, und da flossen andere Tränen aus meinem übermüden Herzen, ich stand auf, hob die Hände zum Himmel und dankte, daß mein Gebet erhört worden war.

Am nächsten Tag kam sie wieder mit Lebensmitteln, und er bat den jungen Mann, ihm etwas zum Rauchen zu geben. Sie rauchten, während das Mädchen in der Tiefe der Schlucht im Bachwasser seinen schmutzigen Kittel wusch und darüber nachdachte, daß man ihm etwas zum Anziehen bringen mußte - die Nächte waren zuweilen kühl, der Kirschbaum würde indes noch eine Weile blühen.

Das Gespensterhaus

Alle schliefen, alle hatten offensichtlich einem angenehmen Gedanken nachgehangen, mit dem man sich irgendwo hinlegen und ruhig einschlafen konnte. Mein Gedanke dagegen ist bitter und dornig... Er schimmert leicht vor dem Einschlafen, wird deutlicher und schärfer, um schließlich mit all seinen Dornen in die Seele einzudringen. Wie soll ich ihn verdrängen und zum Teufel schicken? Wenn ich mit jemandem sprechen könnte, würde sich dieser Gedanke vielleicht in Nichts auflösen. Aber um ihn auf einfache hergebrachte Weise wie Teufelspack aus dem Hause zu scheuchen, wären viele Menschen nötig. Doch alle schlafen. Es ist drei Uhr, und die einzige Hoffnung ist der nicht mehr ferne Morgen. Irgendwann wird der Hahn im Nebel erscheinen und laut krähen. Doch einstweilen schlafen alle.

Ich denke an all die Menschen (und es gibt ihrer sehr viele auf der Welt), die gewagt haben, die für viele zweifelhafte Wahrheit zu verkünden: das Leben ist nur ein Traum. Mir scheint, daß sie damit jene starke Bresche vernichten wollten, die zwischen Leben und Tod steht. Auf diese Weise machten sie sich mit der Unsterblichkeit vertraut. Denn das Nichtsein ist ein wahrer, ewiger Traum, und zwischen Traum und Traum gibt es keine Grenzen, keine Hindernisse, rein gar nichts. Alles ist einheitlich und gleichartig. Ihr schlaft. Und, Freunde, ihr seid unsterblich!

Dieser angenehme Gedanke behütet eure Ruhe, der Gedanke an die Frauen und Kinder, die zurückbleiben, selbst dann, wenn einer nie mehr erwacht. Doch das ist nicht möglich. Irgendwann erscheint unwiderruflich die Zerstörerin der Genüsse und des freundschaftlichen Miteinanders.

Die Männer schlafen nebeneinander in einem Raum. Nur Mykola ist zu hören. Früher, als er weder Frau noch Kinder hatte, pfiff er nur

manchmal im Schlaf. Nun schnarcht er wie ein Saxophon, eine Marschtrompete, die einiges mitgemacht hat. Er schläft auf dem Rücken wie ein erschöpfter Krieger. Als wären wir gerade dabei, eine unbezwingbare Festung zu nehmen, Gipfel verschneiter Berge zu stürmen, während Steingeröll in die Tiefe stürzt. Alles erstirbt. Plötzlich wird dünnes Mückengezirpe zu Pferdegewieher... Zum Kuckuck mit dir! Ich klatsche leicht über die Schnauze dieser Zugkraft, die sich plötzlich in einen Ochsen verwandelt, der ein knarrendes Fuhrwerk hinter sich herzieht. «He, meine strohgelben Ochsen...» - «He ? Was ist? Wie spät ist es?» - «Schlaf, schlaf, Tschumak, die Stunde ist gut...» Er dreht sich zur Seite, und es wird so still, als wären die Ohren mit Wachs zugeklebt. Jemand spricht im Schlaf unverständliche Worte zu einem Unbekannten. Dann flattert etwas, als wäre ein aufgespanntes Segel in der Nähe. In der Ferne bellen Hunde, und Ketten klirren. Mykola dreht sich wieder auf den Rücken. Das wär's, das Schiff nähert sich dem alten Kaffa.

Ich stehe leise auf, hülle mich ins Laken, steige über irgend jemandes Körper, der auf der Schwelle liegt, und betrete den nächsten Raum. Die Tür knarrt unbarmherzig. Das Zimmer ist vom Mondlicht erhellt. Mir gegenüber sieht mich aus einem schmalen Spiegel mein Spiegelbild mit Augen an, die aussehen wie ein mit Phosphor bestrichenes Gespenst. Mitten im Zimmer liegen auf einem großen Perserteppich ein Mann und eine Frau. Offensichtlich die Hausherren. Ich ziehe das Laken herunter und decke damit behutsam den Mann zu, Kinn und Nase heben sich scharf und gespenstisch ab. Die Schönheit der Frau berührt mich tief. Ist das Leben wirklich wie ein Traum? Ich gehe in die Hocke, schließe die Augen und lasse meine Hand behutsam von oben nach unten über den Frauenkörper gleiten. Die Hand zittert und kann sich an nichts erinnern. Die Finger berühren plötzlich etwas Messerscharfes... An der Wand stehen Kinderbetten. Von der Decke hängt eine Wiege an dünnen Seilen, sie ist leer, doch sie schaukelt leise hin und her, als hätte man gerade einen Säugling daraus entnommen...

Mit Mühe finde ich den Ausgang. Schon draußen höre ich einen dumpfen Schlag im Schornstein. In ein Fenster mit ausgeschlagenen Glasscheiben ist ein riesiges Kopfkissen gestopft, dessen Bezug mit roten Hähnen bestickt ist. An Strompfählen schaukeln abgeschnittene Kabel. Nachdem ich Sandkuhlen, Schützengräben und Trichter überwunden habe, erreiche ich den mir bekannten öden Platz. Am Rande des Himmels schimmert dicht die nächtliche Stadt.

Erst im Aufzug betrachte ich meine Kleidung näher, sie ist voller Kletten, Zweizahnsamen und Flaum. Der Aufzug schaukelt gemächlich und gleitet nach oben. Auf den Tasten mit den Nummern der Stockwerke sind hellrote Flecken...

Das Ganze erscheint wie ein ungeschnittener, gigantischer Film, in dem alles verworren ist: der Anfang, das Ende und die Mitte, mit unzähligen Fragmenten, die einen grell, farbig, andere flackern nur kurz auf, manche sind im Raum und der Zeit versteinert. Da sind auch ausdruckslose, blasse, verwaschene Filmszenen, die von einer billigen Kamera aufgenommen scheinen, irreal, jenseitig, dumpf, eben wahrer Dilletantismus, ein Privileg des Satans. Doch vielleicht ist alles umgekehrt, vielleicht muß eine Kreation des Himmels so verdünnt und schwach gestaltet sein, weil die Vollkommenheit, die Vollendung scheinbar nur dazu da ist, uns in irgend etwas zu trügen, uns darin zu trügen, was Beständigkeit und Ende ist, wo es nicht mehr weitergeht. Alles ist stehengeblieben, aufgeblüht, gereift, hat sein höchstes Gleichgewicht erreicht, und etwas anderes zu suchen, bedeutet, Zerstörungskräfte zu wecken. Ist etwa derjenige selig, der sich verzweifelt gegen diese bittere Trägheitskraft der Natur auflehnt und dabei selbst bitter wird, indem er sich zornig am Baumstamm des Lebens festkrallt, wobei er in seinem Inneren leer und morsch wird und dabei annimmt, daß keiner es merkt... Dann schleichen sich Zweifel und böse Vorahnungen ein: wer hält wen zum Narren? Kann man sich selbst, seine eigene Biomasse überlisten? Es gibt Menschen, die unverändert scheinen, wie vor fünf oder zehn Jahren. Sie sind immer die gleichen, als veharrten sie

auf der Stelle. Doch der innere Prozeß hat bereits begonnen, der Sinn der alten, unveränderten Worte ist ein ganz anderer. Einst Schönheit und üppiges Blühen, heute Bitterkeit des Essigs, Behutsamkeit, Nachgiebigkeit, um nicht in Verzweiflung, Zorn, Protest auszubrechen. O dunkle Kräfte der menschlichen Seele! Selig der, der sich blind dem ruhigen Fluß der Natur der Dinge ergibt.

Am nächsten Tag beschloß ich, das nächtliche Gebäude hinter dem öden Platz zu suchen. Schließlich hatte mich nicht der Unreine dort herumgeführt. Außerdem befanden sich meine Freunde dort. Ich irrte lange durch die halbverfallene Siedlung, fand nur mit Mühe die bekannte Straße. Doch dort, wo das Gebäude hätte stehen sollen, war nichts. Ein Traktor, grün wie ein Laubfrosch, ratterte herum, schob sich über staubige, undeutliche Ruinen nach vorn und knirschte mit seinem verbogenen Eisengestänge. Ich meinte schon, mich geirrt zu haben, entdeckte dann aber das Kissen mit dem aufgeschlitzten Inlet und den aufgestickten Hähnen. Der Wind wehte langsam die leichten, schneeweißen Daunen aus dem Kissen. Im Inneren rührte sich plötzlich das längst verschüttete, unheilbare und unzerstörbare Gefühl der Obdachlosigkeit. Ich erinnerte mich wie aus einer Ferne von etwa zehn Jahren an die vergangene Nacht und verstand, daß ich selbst der Hausherr gewesen war. Und die nur mit dem Mondlicht zugedeckte Frau war meine eigene Frau und die Mutter meiner künftigen Kinder. Und meine Freunde... Sie alle hatte die unbarmherzige Zeit unter den Ruinen dieses Hauses bestattet. Nur ich war der Stätte entflohen, als wäre es vor Kaffa gewesen.

Ruhelosigkeit

Die Leere der sonnigen Tage verblaßte unter den heftigen Schlägen der Ostwinde. Die Luft wurde weniger vom Schrei der Vögel. Der Herbst schien kalt zu werden, das Laub war früh gefallen. Die Öde der Tage mit der Sonne am violettblauen Himmel, durchwirkt mit dem Spinngewebe des Rauhreifs, weckte Geister aus seiner kleinen, winzigen Vergangenheit, die für ihn die unbedeutende, abgenutzte Bezeichnung des Zuhause annahm. Allein die Erinnerung an die Hügel, an graue Ebenen, gelbe Steilhänge, riefen in seinem Gedächtnis gleichzeitig füllige Wasserfluten und das tiefe Pfeifen der Winde hervor: ein kurzes Aufflackern im Traum ließ, der Erinnerung gleich, seine Haare zu Berge stehen. Er träumte oft von langen, rosigen Schweinen, von weißen Ferkeln, die auf den Hinterhufen liefen; auch der Tag, an dem er mit Rodyk aus der Schule für schwererziehbare Kinder entlassen wurde, erschien ihm wie das lange buntfarbene Band der Beerdigung, das mit einem Ende in dem grünen Toreingang des metallurgischen Betriebes steckte, mit dem anderen sich irgendwo in der Nähe von Nytschypors Kate verlor. Doch das war zuwenig; kaum etwas erinnerte ihn an die Wirklichkeit, zumindest, wie er sie sehen wollte: wie sie tatsächlich gewesen war. Die Luft war voller Gerüche, sie war gewürzt mit Wohnungsanekdoten, Geschwafel der Märkte, Bars, Cafés, Zeitungsredaktionen, wo gestrige Studentinnen ihre Hintern absaßen (die ihr Fach gegen ein viel älteres hätten tauschen können), Wortblasen stiegen aus geöffneten Mündern, die Ritzen ihrer Besitzer schlossen sich nicht mehr von dem allzuvielen getrunkenen Kaffee, die Blasen fielen ins bodenlose Blau des ewigen Stroms der ewigen Stadt, die lediglich ein Krieg in Angst versetzen konnte. Das Volk wachte langsam auf, schwitzte vor Anstrengung in den Winkeln, in denen sich Wechselstuben,

Fernseh- und Radiopunkte befanden, man hörte Nachrichten, was sie davon abhielt zu prophezeien, daß es auch bald bei uns losgehen konnte, wie dies jenseits der Grenze bereits geschehen war. Nasse Stirnen, erhobene Brauen, von langem Gerede zerfranste Lippen rechneten die Menge der eingekauften Nudeln, Ölflaschen, Margarine- und Butterwürfel, Streichholzschachteln und Salzpäckchen zusammen. Das rief neue Sehnsucht hervor. Die Farblosigkeit eines solchen Daseins eröffnete vor ihm ein Panorama der Perspektivlosigkeit.

Das Leben lief wie eine Herde, die Schritte von der Nachtfinsternis bestimmt, und er hatte seltsame Visionen, die ihm den Magen umdrehten. Doch besser dieser Zeitvertreib als die echten epileptischen Anfälle, die immer stärker wurden und ihn unerwartet im schlangenartigen Gedränge der Untergrundbahn trafen, wo ihn die verzweifelten, an Infantilität grenzenden, weinerlichen Greise rührten: morgen, beim Anbruch der Fröste, würden sie umfallen wie kleine, graue Fliegen, sich ruhig dem Tod ergeben, nachdem sie sich wöchentlich heimlich für ihr Erspartes ein Gläschen Weinbrand oder Schnaps genehmigt hatten. Bevor der Schweiß die Stirn benetzte, würde das keinem Sterbenden bekannte Bildergeflecht aus dem klaffenden Totenschädel entweichen. Es gelang ihm, sich in eine Grünanlage zurückzuziehen. Vermutlich hatte ihn niemand gesehen, er saß, in sich zusammengefallen, unter einem riesigen amerikanischen Ahorn auf einer Bank, verloren in der Welt der krummbeinigen Weiber und ihrer von Geburt an rachitischen Kinder mit den irren Augen, die beim Gedröhn der vorbeifahrenden Busse erschauerten und sich beim Anblick von Paaren, langhaarigen Hippies und Gecken bekreuzigten. Diese Welt überzeugte ihn davon, mit einer die Sinne benebelnden Kraft um jeden Preis zu überleben, und kehrte sein Inneres um. Zuweilen schritt ein Militärposten vor der Bank vorbei - die jungen Männer spielten mit ihren Maschinenpistolen, ihre Augen suchten die Umgebung ab, hungrig, doch ganz anders. In den Stadtteilen verbreitete sich

Dunkelheit. An den Straßenübergängen drängten sich schweigende Händlerinnen, die eine Zigarettenschachtel oder ein "Mädelchen" anboten.

Witalij sah all dem bestürzt, mit aufgerissenen Augen zu, während er ziellos weiterzog, wie auf der Suche nach dem gestrigen Tag, als sich Versammlungen wie grellbunte Karnevale abspielten, auf denen Leidenschaften tobten, bereit, das Land zu erschüttern und ihn, eben ihn, in das seltsame Reich der Gerechtigkeit hinauszutragen. Ob es wohl möglich war: wenn es weniger naive Menschen gäbe, würde es weniger Leid in der Welt geben? Wer wußte das schon? Er schloß sich in seiner Kammer ein, versank in seine Zeichnungen, widmete seine Zeit geometrischen Konstruktionen, wo alles ehrlich und sauber war, wobei er dem Uralten mehr Achtung schenkte als dem, was ihn umgab. An diesen Tagen war er vor Einsamkeit zu Eis gefroren, während er Sankas komischem Unsinn von der ewigen Liebe zuhörte. Das verschärfte lediglich das tragische Gefühl. Doch in solchen Fällen hörte er die starke, kalte und zynisch aufmunternde Stimme von Doktor Schmulewytsch. Er freute sich allein darüber, daß er Schmulewytschs Stimme hörte, wischte den klebrigen Schweiß von der Brust, die tropfende Nase ab und las in den alten, vergessenen und zerfledderten Bänden, blätterte die festen Seiten vorsintflutlicher Zeitschriften des Ingenieur- und Bauwesens, des Hubschrauberbaus um.

Das Tosen der Versammlungen mit den aufgerissenen Kehlen der schwarzen Plätze, die Zusammenkünfte der Untergrundkämpfer mit ihren in Küchen und auch in Toiletten niedergeschriebenen Aufrufen gehörten der Vergangenheit an. Die Prinzipien wurden der Prinziplosigkeit geopfert. Witalij hielt es nicht auf der Stelle.

Es war die Zeit, die Sonne der großen Politik angebrochen, aus den Lautsprechern klangen Märsche, der Rundfunk, das Fernsehen, sie hatten den Mandelgeschmack, die messingtönerne Stimme des Krieges abgelegt, nachdem die ganze Bravade von den Starken dieser Welt übernommen worden war. Der Krieg hatte in den

stilleren Fluren Zuflucht gefunden, ihn übernahmen Linke wie Rechte, die ihn ergänzten und präzisierten. Allerdings geschah dies auf kluge Weise, und kaum jemand stieg dahinter, wo links und wo rechts war. Die Veränderungen trafen Witalij wie ein Kübel heißes Wasser einen Hund, der sich in der Sonne wärmte; er verbrachte die Zeit in seiner Kammer und starrte gedankenlos in die Finsternis; er verhängte die Fenster, um nicht zu sehen, wie sich die Jahreszeiten abwechselten. Danach dachte er stundenlang an Schmulewytsch, als gäbe es nichts anderes zu tun. Während Scham und Tränen des Zorns und der Verzweiflung einander abwechselten, staunte er darüber, wie gut sich Schmulewytsch in allen Lebensdingen, in den politischen und weltlichen Sphären auskannte; er geriet außer Fassung angesichts des kalten Zynismus des Doktors, der plötzlich in die weinerliche Gefühlsduselei eines minderjährigen Mörders umschlagen konnte; ihn verzauberte dessen hartnäckige Selbstsicherheit, trotz aller Unfähigkeit, leicht und genußvoll zu leben. Zudem erstaunte ihn dessen ebenbürtiger Umgang mit den Mächtigen dieser Welt. Eine heiße Welle der Empörung über all diese Ungerechtigkeit blieb ihm als Verzweiflungsschrei in der Kehle stecken. Stundenlang in seiner Kammer eingesperrt, flehte er zu Gott um ein neues Erscheinen, um einen neuen Ignatius Loyola, um die Umkehr aller Antichristen. Auf dem Boden niedergestreckt, in feinem Schweiß gebadet, sah Witalij seltsame Flammenzungen, rötliche Wolken von Heuschreckenschwärmen und Seuchen, Berge menschlicher Leichen, über denen schwarze Kolkraben kreisten, die auf ihren Flügeln die Seelen der Menschen davontrugen. Es ist angebracht zu sagen - er war ein frommer Mann. Er kniete im Winkel und flehte alle Heiligen an, die Menschen zum Frieden zu bekehren. Nachdem er den katholischen Glauben angenommen hatte, besuchte er täglich die katholische Kirche, welche die Polen wiederaufgebaut hatten, doch er richtete es so ein, daß er jedesmal die Messe verpaßte. Katholischen Priestern und orthodoxen Popen gegenüber hatte er Vorbehalte, später mißtraute er ihnen. Die Angst

vor dem Angerichteten spaltete ihn, erfüllte ihn mit Angst vor der Antwort, der Kälte der Ewigkeit; er häufte Berge von Rechtfertigungsreden an, wobei er verschiedene Lehren hineininterpretierte, doch am Morgen überzog sich sein Geist mit Eis, und er sah im Gestrigen stolz nur einen vermeintlichen Traum.

«Pharisäertum», sagte er gedankenversunken und kurz.

Eine dumpfer Zorn fraß sich ins Gehirn, die Verzweiflung jagte ihn durch die Straßen, trieb ihn wie im Malariafieber über den Buckel des Boulevards Chreschtschatyk. Hier lockten ihn die Unterführungen, die das Volk Rohre nannte. Hier lernte er Ljaschtsch kennen und freundete sich mit ihm an, einem feisten Kerl in einem abgetragenen, grünen Mantel, dessen übergroße Taschen ein Laib Brot, eine Flasche und eine Packung im Land hergestellter Zigaretten enthielten. Er war glücklos wie er selbst. Sie suchten gemeinsam menschenleere Zusammenkünfte auf, schrieben nachts Flugblätter, schlossen sich Gruppen an, diskutierten, doch die Zeit hatte ihre Kerbe schon eingeschnitten, die er später mit den Worten bezeichnete: «in der bösen Stunde meines Volkes, als...» Ljaschtsch regte sich weniger über diese Dinge auf. Daher stritten sie auch, weil Witalij immer unerträglicher wurde. Der Überdruß und die Leere wurden von der Entfaltung des Traums angefacht. Seine Reden über Gerechtigkeit riefen bei seinen Kollegen schallendes Gelächter hervor. Der rotbackige Ljaschtsch war mit allem zufrieden, ein glückloser Dichter, der einige abgebrochene Studiengänge hinter sich gebracht, den Ruhm eines ruhelosen Modernisten und unermüdlichen Abenteuersuchers, eines lokalen Gecken unter pickeligen Studentinnen genossen hatte; später, als dessen Sonne sich bereits dem Untergang zuneigte, gelang es Ljaschtsch, noch einiges zusammenzufügen und sich bei den Menschen den Ruf eines Kämpfers für das Recht zu erwerben. Ljaschtsch war keineswegs talentlos.

Doch seine Plumpheit grenzte an Eitelkeit. Die Eitelkeit schreitet wie der Tod an unserer Seite - sie kleistert Revolutionsvisionen,

Freimaurerlogen, Armeeaufstände zusammen, um sich schließlich als Wirklichkeit zu entpuppen. In der letzten Zeit redete Ljaschtsch lediglich von den unzähligen Gefühlsgenüssen, von denen das Leben übervoll sei. Das hatte Witalij zu verschiedenen Gedankengängen geführt. Doch am meisten setzte ihm die Seelenqual zu. Er wurde mürrisch, ließ die Schultern hängen, sein Haar wurde dünner, die Augen über den verschiedenen nächtlichen Traktaten schwach. Sobald er Ljaschtsch erblickte, zog er ihn an den schmalzigen Mantelaufschlägen in seine Kammer, kletterte auf einen Bücherstoß und schrie laut: «Die Revolution! Sie wird die ausgetrockneten Hirne unserer Nation entzünden! Sie wird die neue Fahne der Gerechtigkeit erheben und zum Flattern bringen! Eine blutlose Revolution - das müssen wir erreichen, indem wir unters Volk gehen. Wer sonst, wenn nicht wir, mein lieber Ljaschtsch, werden das arme Volk erheben und aufklären?! Sag...» Ljaschtsch steckte eine nicht zu Ende gegessene Semmel in die Manteltasche: «Jawohl, mehr noch von diesem gesunden Zorn!» Und sie suchten nach Menschen, die ihnen ähnlich waren oder denen zumindest einmal das Trugbild der Gerechtigkeit erschienen war.

Hartnäckig, wie ein Mistkäfer, der mit seinen Hinterbeinchen Kot auseinanderkratzte, voller Ekel und Entsetzen seine Erfahrungen sammelnd, drang Witalij in verschiedene politische Gruppierungen ein. Vor ihm ging ein grelles Panorama der Armut auf. Die Gerechtigkeitssucher hatten alle das gleiche Gesicht, es schien als hätte ein Unsichtbarer die gleichen Hosen eingekauft oder zugeschnitten und die armselige Natur wahllos Haufen fiebernder Augen geschaffen, welche Adrenalinquarz ausströmten. Ihre Anführer erinnerten an ausgedorrte biblische Wale, bereit, fünf Millionen Jonasse zu verschlucken; die eingefallenen Wangen bewegten sich wie die Seiten eines aufs Eis gezogenen Fisches, sie beschnupperten mißtrauisch die Neuankömmlinge, wie aus der antiken Hölle verjagte Zerberusse, und in den Computerhirnen reihten sich aneinander: zionistischer Aufruhr, sexuelle Vorlieben, der

geschwächte, jedoch immer noch starke Arm Moskaus. Sie zogen umher mit bloßen, vorgestreckten Knien, alle die Hände im Rücken verschränkt, kalt, feierlich erfüllt von ihrer Bedeutung, die Köpfe auf dünnen, von den Schlangen ihrer Schals umwickelten Hälsen, mit Ohren voller Watte und Schwefel lauschten sie den Worten ihrer Untergebenen, was völlig überflüssig war. Zuweilen gesellte sich zu ihnen ein Geck in weißem Anzug, eine braune Aktenmappe unter dem Arm, die Gesichter der Anführer befiel Farblosigkeit, durch die verrosteten Kanäle floß das Adrenalin mit medizinisch schädlicher Schnelligkeit. Sie sprangen hoch, stellten sich auf die Zehen, versuchten die Schultern zu erreichen.

Der junge Mann auf gespreizten Beinen knöpfte seine Weste auf, wischte sich den Schweiß von der Stirn, erzählte lang und zusammenhanglos etwas, was keinen Sinn ergab. Witalij fing wachsam jedes Wort auf, doch kaum war der Geck richtig in Fahrt, sprang er von der Stelle und begann von Gleichheit, Brüderlichkeit, Zusammenrücken der Nation, Analogien blutloser Revolutionen zu krakelen. Zugegeben - er redete mit einem gewissen Können. Die Anführer zogen ihre Taschentücher heraus, schnäuzten sich heimlich die Nase und schielten zu dem Neuen im Anzug mit der Aktenmappe hinüber. Der Geck nickte bejahend mit dem Kopf, steckte zurück, sah Witalij an und rief mit einer kaum wahrnehmbaren Bewegung den Anführer zu sich, dessen Kinn sich in einem rosigen, feisten Unterkinn verlor. Im gleichen Augenblick stieß Ljaschtsch den verzweifelten Schrei eines zu Tode getroffenen Hirsches aus, in einer halben Stunde mußte der junge Mann im weißen Anzug einen Miniaturempfang auf die Beine stellen. Mit dem Getöse des zerstörten Reichstags fielen Ljaschtsch die Träume aus dem Kopf in den Magen. Er schloß die Augen, biß sich in die Finger und versuchte, sich in einen Winkel zu verkriechen. Sie wurden zunächst höflich und danach mit Stößen in den Rücken auf die Straße geschoben. Im Winter wäre eine solche Begebenheit undenkbar gewesen. Diesbezüglich glich er eher einem

naturalistischen Philosophen, obwohl Ljaschtsch zu einem hohen Wort nur im Gedicht fähig war. Beim Flug über diese Stadt gebührt ihm durchaus Anerkennung. Dieses trunken begeisterte Paar marschierte durch die kalten, bläulich feindlichen Straßen, wobei es eine buntschillernde Menge entzweiteilte. Ljaschtsch betrachtete genüßlich die kräftigen Hinterbacken der jungen Frauen, schnalzte dabei mit der Zunge und rief: «Schau dir nur diesen Arsch an»; dann tauchte das Paar in die Dunkelheit einer Unterführung.

Hier, im Gedränge der glücklosen Lehrer, der vor Erschöpfung und Hunger gerippeähnlichen Hochschulassistenten, der saufenden Schriftsteller, der Körperbehinderten verschiedener Invaliditätsstufen entluden Witalij und Ljaschtsch die Galle ihrer Kränkungen.

Hier konnte man, eine Flasche anbietend, bis zum Sonnenaufgang des nächsten Jahrhunderts eine neue Religion ins Leben rufen, sich Giuseppe Garibaldi, Che Guevara, Thomas More oder schließlich Hruschewskyj nennen. Bis zur Heiserkeit, gleichzeitig mit dem Speichel ganze Redenabsätze hinausspuckend, jagten sie wie besessen aufrufend, appelierend, hassend und liebend durch die Unterführung. Tagelang von Hunger und Kälte durchdrungen, machten sie sich auf ihre unendliche Reise durch die schwarzen Innereien der Stadt. An einigermaßen ordentlicheren Stellen, das heißt Cafés und Imbißstuben, wo sich die Gerüche von Fastfood und Kognak friedlich vermischten, wurde er ausgelacht, weil Ljaschtsch, getrieben von Eitelkeit, diesem ewigen Motor aller Schwadroneure, mit seinem fülligen Leib am Ufer einer jungen Frau anlegte. Witalij tauchte in das einfache Volk ein. Die buntfarbenen, in die Augen stechenden Klamotten der Märkte mit dem Sumpf der sich drängenden Menschen lockten gegen Ende des Herbstes mit anderen Dingen. Ihn begann das Geheimnis der menschlichen Seele zu interessieren. Völlig erschöpft - die Sonne neigte sich bereits dem Winter zu und zog die Vögel zu ihrem weiten Flug zusammen - suchte er eine Dame auf, die in einer prunkvollen Vierzimmerwohnung lebte, um sich dort ihre leisen Erzählungen

über die Welt der neuen oberen Zehntausend anzuhören. Die Schönheit dieser Dame beeindruckte ihn nicht. Ihn interessierte das Geheimnis der menschlichen Seele. Die Welt, von der die Dame mit der vom Tabak gedämpften Stimme erzählte, zog als farbiges Band an ihm vorbei. Zuweilen vergaß sich die Dame, sie erzählte solche Details, daß Ljaschtsch an seiner Stelle nicht gezögert hätte, mit ihr ins Bett zu gehen. Die Dame saß halbliegend da, die füllige Wange auf die kleine Faust gestützt, das Gold der braungebrannten Haut kam ihm im Schein der Nachtlampe vor wie Wachs. Sie redete nicht von der Endlosigkeit des Schmerzes, nicht von der Verzweiflung, von durchweinten Augen oder zusammengebrochenen Träumen, weil sie sicher war, daß dieser Mann ihr überhaupt nicht zuhörte. Sie langweilte sich mit ihm, doch es half ihr, die Abende, ja Nächte zu überstehen. Mit kummervoller Stimme führte sie Witalij in verwilderte Gärten, das Bewußtsein dämpfend, um den Mann in ihm zu wecken, doch es ging dabei um eine ganz andere Geschichte. Derjenige, dem sie begegnen wollte, durchlebte zur gleichen Stunde seine tödliche Agonie, die keine Hoffnung auf Überleben zuließ; ihn hatten ohne jegliche Aussicht auf Rettung, Fischer, die mit Speeren auf Fang waren, aus dem Wasser gezogen. Sie erzählte ihm von Männern, die sie geliebt und gehaßt hatte, unter welchen Umständen sie mit ihnen ins Bett gehen mußte. Doch das lüftete das Geheimnis nicht.

Er preßte eine wurmkurze Erinnerung an Ljuska aus sich heraus; danach kam eine Wand, und er hatte keine Lust, das Gebäude abzutragen. Langsam, zähneknirschend löschte er die Erinnerung aus und hockte weiter über seinen Zeichnungen. Man konnte ihn in irgendeinem schmuddeligen Café, das eher einem Wärterhäuschen glich, antreffen, wie er gebückt einer seltsamen Beschäftigung nachging: er zeichnete Hubschrauber auf weißen Servietten und Toilettenpapier. Um die Einsamkeit totzuschlagen, ging er für sein letztes Geld ins Kino, das in jener Zeit menschenleer geworden war. Hier knutschten einzelne Liebespaare, und es roch nach sauerem

Schweiß und Samenerguß. Erregtes Atmen, verhaltene Bewegungen und Stimmen, die bereit waren, die aufgewühlte Leidenschaft zu stillen, ließen ihn schaudernd eine ihm noch unbekannte Kraft dieses Lebens kennenlernen. Er versuchte Bekanntschaft mit einer winzigen, einem Äffchen ähnlichen Vietnamesin zu machen - und spürte plötzlich Entsetzen, ein echtes stummes und wildes Entsetzen, das ihm in alle Poren drang, mit dem starken Wind tausende Seelen über die Herden des menschlichen Geheges trieb, Schrot in die eiternden Beulen der menschlichen Fenster jagte. Ohne das Ende des Films abzuwarten, stürzte er mit offenem Hosenschlitz an der fluchenden Kontrolleurin vorbei, die Treppe hinab auf die nassen Straßen, fuchtelte mit den Armen und rief nach Schmulewytsch. Es trieb ihn durch die glitschigen Straßen, aus den Winkeln schlugen ihm nasse Zeitungen und Karten entgegen, in den Ohren knatterten windgepeitschte, verblichene Fahnen verschiedener Farben. Giftige Dämpfe raubten ihm den Atem. Zum erstenmal unerwartet von einer grauen Wolke umhüllt, erreichte er, überwältigt von Ruhe, welche die blutige Kälte vor seinen Augen verjagt hatte, die Unterführung, sah eine unermeßliche Weite, in der ein Schiff stand, an dessen Bord sich Menschen ergingen, die Mannequingesichter mit den Mundlöchern bewegten sich unmittelbar vor seinen Augen; danach entfernte er sich weit weg in blaue Räume, wo er eine Marmortreppe erblickte, die ein schwarz gekleideter Mann mit schönem Gesicht bestieg, doch als Witalij zur Besinnung kam, konnte er sich an dessen Gesicht nicht mehr erinnern.

Er wäre es gerne losgeworden - Tag für Tag schlich sich etwas Beunruhigendes in ihn ein: es kroch in seine Achseln, ließ sich süß in den Knochen spüren, und er begann, sich die Frauen anzuschauen. Der Drang zum anderen Geschlecht hatte seine Vorstellung als weiße Flamme erfaßt; doch es gelang ihm, dies an den Lauf der Ereignisse anzuhängen. Er irrte auf der Suche nach Gesichtern keuchend von Anhöhe zu Anhöhe durch die Stadt;

gierig nahm er jede Bewegung, das Rascheln der Röcke und Abendkleider in sich auf; das Ohr lauschte den Modulationen der Stimmen, er wollte sich einprägen und im Gedächtnis behalten, wie sie standen: angelehnt oder mit gespreizten Beinen, freudig den Bauch nach vorn gestreckt; oder ob sie gebückt von Leid, Sorgen, Elend und Not waren, von den Laternen und dem Mond vor den Schaufenstern beleuchtet oder in den langen Fluren der offiziellen Büros, wo es nach teurem Leder, Zigaretten und Eau de Cologne roch; in den gemütlichen Valutacafés, wo er zuweilen dank Schmulewytsch Einlaß fand und wo sie ihre Anziehungskraft, die strahlenden Blicke verloren; das Juweliergeschäft offenbarte ihm das eisige Leuchten ihrer Augen, was ihn sehr überraschte. Ihn interessierten weder ihre wunderschönen Augen, die Kleiderausschnitte, die mittelalterlicher Dichter würdig gewesen wären; die Oberschenkel, Brüste, die auf seine Hände, seine Lippen warteten. Witalij interessierte, was sie eigentlich bewegte. Wo lag der Beweggrund, der Frauen, die einem Treue geschworen hatten, in die Betten fremder Männer brachte; wie gelang es ihnen, mit Hilfe eines rosigen Körperteils nach oben zu gelangen, einen im eigenen Fett schwimmenden Politiker zu stürzen? Dies hatte sich als Stachel in seinem Gehirn festgesetzt, sein Bewußtsein durchdrungen und war zum schmerzhaftesten Thema geworden. Nach seinem Universitätsabschluß hatte er in einem halbprivaten Büro die Stelle eines schlechtbezahlten Ingenieurs erhalten, doch nachdem er sich an ein unfrommes Leben gewöhnt hatte, begann er, sein am Kino, Frühstück und Abendessen erspartes Geld für billige Bordelle auszugeben, wo es nach Erbrochenem, billigem Wein und weißem Fusel stank. Seine gebeugte, müde, durchgefrorene Gestalt, die im Samtjackett voller Haarschuppen wie ein Fettfleck über dem kleinen Tisch hing, wurde von den Huren mit freudigem Quietschen begrüßt. Innerhalb eines halben Jahres hatte er sie alle im Stadtbezirk ausprobiert, sparend, doch vorwiegend dank seines natürlichen Charmes. Ungeachtet dessen war das Geheimnis des

menschlichen Daseins seinen Augen verschlossen geblieben. Er durchstöberte kleine Anlagen, erstarrte vor Kälte im Regen beim Klang der fröhlichen Märsche von Jugendlichen in Tarnanzügen; außer Atem, wie ein Sektenprediger, der den Schlüssel zu Wahrheit gefunden hatte, raste er durch die stinkenden Gäßchen der Studenten-und Arbeiterviertel, wo über den roten Hügeln der Häuser, wie schon einige Jahrhunderte zuvor, der zusammengeballte Dunst gekochter Kartoffeln und rostiger Heringe hing, beäugte wie eine Elster die speckigen kurzen Jacken, starrte in die offenen Brustausschnitte der Hausfrauen, betrachtete gebannt ihre kariesbefallenen Münder, lauschte der Musik der Beschimpfungen, des inhaltlosen Getratsches, der Flüche, die in ihrem Schmutz denen der Vagabunden und Packer glichen. Er trank mit ihren Männern Fusel, in deren gelben, alkoholisierten Augen begannen die punktähnlichen Pupillen erschreckt zu zittern, sobald sie zu den Balkongerippen aufsahen, die mit Windeln, geflicktem Zeug und Strumpfhosen behängt waren; der saure Durchzug bewegte auf den glatzköpfigen, dreißigjährigen Schädeln schüttere Haarbüschel, die an Hühnerfedern erinnerten.

In seiner Verbundenheit zu Schmulewytsch war in Witalij vielleicht zum ersten Mal in all den Jahren ein ausgefallener Gedanke herangereift, der ihn seine monatliche Krankheit vergessen ließ: die neue Macht, die sich vor nahezu hundert Jahren etabliert hatte, hatte den Begriff Ghetto abgeschafft; die ganze Stadt war zum Ghetto geworden; im Verlauf der Jahre wurde die Stadt durch die Metamorphose des menschlichen Nebeneinanders, das menschenverschlingende Jagen, zu einem Miniaturharlem, welches das riesige Rätsel einer Tragödie in sich barg, die wie eine unsichtbare Krankheit in den Schädeln saß, welche der Staub etlicher Revolutionen mit schwarzem Rauch überzogen hatte. Mit einer solchen Entdeckung stürzte er sich im Galopp ins zerfetzte Netz der Unterführungen. Man empfing ihn mit boshaftem Gekicher; das Beste, was ihm dabei passieren konnte war, daß man

ihn einen zionistischen Spion schimpfte. Er schlug sich nicht an die Brust, um das Gegenteil zu beweisen, sondern schlich schlafwandlerisch über den vom Herbst abgeleckten Platz davon; erstaunt schaute er in die Finsternis, hielt erstarrt und steif wie ein Kind in seinem Gedächtnis das Bild fest, wie hier vor etlichen Jahren das Standbild des Führers abmontiert wurde; wie absichtlich hatten die nachlässigen Arbeiter ihm zuerst den Kopf abgeschraubt, und dieses kopflose, einem Herbariuminsekt ähnliche Torso stand nun da, von allen Seiten mit Scheinwerfern beleuchtet, die Hand zu den erleuchteten Straßen ausgestreckt, die bronzenen, kurzen Beine gegen den Sockel gestemmt, bemalt mit Hakenkreuzen, obszönen Flüchen, apokalyptischen Sprüchen und drei Sechsen. Witalij quälte sich durch dichten Nebel, hörte wilde, dann wieder Kinderstimmen in seinen Ohren, vielleicht kamen sie von nebenan, von oben oder unten, sie drohten mit der Hölle, mit dem flammenden Inferno; er glitt in einem lecken Boot dahin und murmelte etwas Undeutliches vor sich hin. Er war der großartigen Natur gegenüber gleichgültig geworden, für die er sich einst so begeistert hatte, weil er ihr einen Einfluß auf die menschlichen Handlungen zuschrieb; es war so weit gekommen, daß er in seinen Diensträumen einen Radioempfänger stahl, um die Wetterberichte zu hören. Er hörte zu, was die eine oder andere Frau sagte, wie sie sich in niedere Gefilde hinabließ, ihre Geschlechtsdrüsen reizte und angesichts des angekündigten Nieselregens ihre erogenen Poren öffnete; eine Stimme, die gestern noch samtweich klang, konnte, vom Naturtrieb erfaßt, zu kreischen beginnen, Verrat begehen. Er rieb sich vor Freude die Hände und kicherte...

Opa Freud, wo bist du nur? Du, der du dich hundertfach in deinem Sarg umgedreht haben mußt, hättest nie davon geträumt, daß du in einem solchen Winkel der Erde in der Hypostase einer zweiten Gottheit auftauchen würdest, wo die Menschen zu all ihren Schwächen die Heilige Schrift, die Politik und wer weiß was noch alles hinzuzogen. Doch das ist alles Unsinn, der Staub wird vom

Wind abgetragen, vielleicht hattest du auch ein wenig recht, doch sie, sie hatten seinerzeit Maschinengewehre. Der Staub wird indes vom Wind abgetragen, den zuvor der Flügelschlag aufgewirbelt hat... Die Treppen der Buchhandlungen, Cafés, Geschäfte, Hallen, Vorzimmer, wohin er absichtlich seine Nase als Korepetitor oder Missionar eines der Vereine steckte, ihnen war jener trunkene Geruch eigen, der nur Irren oder großen Versuchern bekannt ist. Unter der Wucht der Lebenssense wollte Witalij die Liebe, eigentlich nicht so sehr die Liebe, als vielmehr die ungesunde Leidenschaft loswerden. Das Talisman brannte an seiner Brust, zuweilen tollwütig und heiser raste er, gejagt von wilden Winden, die seine Gedanken entfachten, über Pfützen, durchquerte ein Viertel nach dem anderen, durchlief die vom Herbst zerbröselte Semmel der Stadt, die sich vor seinen grünen Augen ausstreckte wie die Karte des babylonischen Reiches, es trug ihn zur ewigen Kühle des Stroms, den die Krätze der Katen, Zelte, Müllhaufen, Aasdeponien bedrängte, mit ihren von den Bettlern weiß abgenagten Tierknochen, Kasernen, gebührenfreien Spitälern, wo weder das Leben noch der Tod einen Preis kannten. Stundenlang saß er am Ufer. Tonnen von Wasser flossen über ihm und unter ihm, mündeten und strömten durch die fiebernden Windungen des Hirns; das Wasser floß trüb, tot durch die zerstörten Quellbetten, spülte die steilen Uferhänge aus: das Wasser sammelte wie eine Müllkehrmaschine die Verstorbenen, Selbstmörder, Körbe mit ersoffenen Kätzchen auf; Schweineköpfe, die Zähne vor dem Tod zu einem Grinsen gefletscht, schwammen ans Ufer, dort wo sich die Bettler tummelten. Hier begegnete Witalij bettelnden Frauen auf dünnen, rachitischen Beinen, mit schlaffer hängender Haut, von schwirrenden Ekzemschrunden und eiternden Beulen bedeckt; die syphilitischen Ausschläge hatten die Nasen einfallen, die Augen in den Höhlen des Schädels verschwinden lassen, die Gelenke verdreht. Nach etwa einer Woche kannte er sie bereits alle: Ramadi, eine dickleibige Fünfundzwanzigjährige, die sechsjährig in die

Stadt verschlagen, im achten Lebensjahr von einem betrunkenen Feldscher verführt wurde, den sie noch immer liebte; Nadi, eine vierzigjährige arme Kreatur, fromm und keusch, die überall in den Straßen die Bilder des Heilands abküßte, selbst hinter den Scheiben der Geschäfte, sie war syphiliskrank, der eigene Vater hatte sie seinerzeit vergewaltigt; Lilio, dreizehn, zahnlos, die Zähne hatte ihr, wegen Geschlechtsverkehrs, der eigene Liebhaber, Pepa, ausgeschlagen, der sich vorübergehend im Gefängnis befand: sie trug stolz ihren abstehenden Hintern und warf lüsterne Blicke um sich; sie puderte ihr pockennarbiges Gesicht und trug unter dem Strumpfband ein Weinbergmesser versteckt. Sie alle boten sich an. Ihre Männer bewachten sie mit Besitzeraugen, und wenn die Frauen schüchtern handelten oder einen kleinen Preis verlangten, wurden sie von ihnen unter kreischendem, glücklichem Lachen mit Stöcken traktiert. Zuweilen wurden solche Spiele vom Tod unterbrochen. So wurde eine fünzehnjährige Blondine getötet, die schlanke, leukämiekranke Lora, die mit dem Aufseher nicht ins Bett gehen wollte; sie hielt sich kaum auf den Beinen, strahlte ein wunderbares Leuchten aus, war nicht geschlechtskrank und hatte in der anderen Welt einen Freund. Die Bettler bestatteten sie mit großer Anteilnahme, alle Bettler der Uferregion hatten sich versammelt, man trug sie in ein Laken genäht am Strom entlang, um sie anschließend unter wildem Heulen ins Wasser zu werfen und danach in aller Eile, die Stöcke schwingend und mit ihnen auf die gebückten Rücken einchlagend, mit lautem Gelächter und tropfendem Sabber zum Totenmahl zu stürzen, das sie auf einer umgekippten, rostzerfressenen Zisterne in einem halbzerfallenen Gebäude erwartete, wo Zyhan, ein zwei Meter langer Kerl, der ihr Anführer war, Nahrungshappen verteilte und Schnaps eingoß. Ein Reich der heißhungrigen Mägen und des Hungers. Sie setzten sich im Kreis um den verrauchten Kessel; die Älteren bildeten den ersten Kreis; hinter ihnen saßen still die Kinder, sie liebten Kinder, wobei sie die Meinung vertraten, wer ein Kind kränke, sei ein gottloser

Mensch und diene dem Satan; es folgten die Frauen, dann kamen die Krüppel, Schwachen und Greise.

In den Kessel kam alles, was erbettelt, gestohlen, geschenkt worden war. Diese Hierarchie war nicht von langer Dauer - sobald die Bäuche voll und schwerer wurden, begannen die Krüppel und Alten, die seltsamerweise flinker und kräftiger waren als die Jungen, ihre Brüder mit Krückstöcken und Metallruten zu traktieren und sich zum Kessel durchzuschlagen. So begann meistens der "Spaß". Während dieses Festes, das sich wer weiß wie lange hinzog, konnte jemand in der braunen Kochbrühe, von der meistens die Hälfte übrigblieb, ertrinken, oder wurde darin ersäuft; manche wurden im Gedränge erdrückt; so mancher feindselige Blick wartete nur darauf, jemandem ein Messer zwischen die Rippen zu stechen, einen minderjährigen Jungen oder ein Mädchen wegzulocken. Zyhan erlaubte den Älteren, die er selbst bestimmte, Jungen mit der hellsten Haut herauszusuchen und an Araber zu verkaufen, im schlimmsten Falle an große Nomenklaturabosse. Es war einfach, in so ein Lager zu geraten, doch allein der Tod trug einen von dort hinaus, der hier die volle Bedeutung der Leere dieses Wortes hatte. Weil er für diese Menschen keine Bedeutung hatte. Sie dachten inbrünstig an ihn, wenn im Winter der Hunger seine durchsichtigen Netze auswarf und die Schwächsten dem Strom zuführte. Sie sahen im Wasser etwas Geheimnisvolles, stimmten es gnädig mit schlichten Geschenken. Anscheinend hatten die Gebildeteren unter ihnen, die in der letzten Zeit zur Rotte gestoßen waren, den Gedanken gehabt: Vielleicht hatte die Natur selbst die Notwendigkeit einer solchen menschlichen Reinigung zugeflüstert. Meist kamen hier Menschen verschiedener Naturen zusammen: allzu gefühlvolle oder solche, die die menschliche Ungerechtigkeit nicht ertragen konnten, Pechvögel, wie man sie in der Welt nannte, in der sie vorher gelebt hatten. Alle, vom zehnjährigen goldblonden Jungen bis zum Mann, dessen Alter nicht festzustellen war, glaubten an Gott und die Gerechtigkeit. Es war ihnen nicht bewußt, und sie

brauchten darüber nicht nachzudenken, daß sie nur an Gott glaubten, und die Gerechtigkeit nur dank dieses Glaubens oder niemals siegte.

Hierher war Witalij geraten. Hier hatte er all seine Beredsamkeit eingesetzt, die er auf den angenehmen Boulevards vernachlässigt hatte. Sobald er erschien und vornübergebeugt am Ufer entlangging, rief Zyhan das Volk zum "Fest" zusammen. Witalij brachte, wie jeder mildherzige Humanist, stets Geschenke mit; errötend vom Schnalzen, Klappern der Stöcke und Krücken, den dumpfen Faustschlägen gegen die Körper, verteilte er alles ohne Rücksicht auf das Alter. Geduldig, die Augen gesenkt, wartete er, bis alles aufgegessen, ausgetrunken, angemessen, angezogen war, danach stieg er auf den Boden eines umgekippten Fasses und begann seine Lehrstunden und Reden, die unter brausendem Applaus endeten, zweifellos hätte man ihn sogar in der Scala um diesen Applaus beneidet. Stolz auf sich selbst, mit nach vorne gerecktem Bauch, kehrte er in seine Kammer zurück, schrieb, ließ die ganze Nacht den Bleistift über das Papier gleiten; in der Frühe gab er sich einen Ruck, machte sich zum Platz auf, zu den Gebäuden der Stadtverwaltung. Er wedelte mit den fein beschriebenen Papierseiten vor den buntscheckig gekleideten Bürgern und appellierte an die Stimme ihres Gewissens. Doch die Menschen plätscherten als kleine Bäche über den Bürgersteig davon, wandten sich träge ab, spuckten durch die Zähne und fluchten unfreundlich. An jenem Tag waren zwei hagere Kerle, mit ähnlichen Gesichtern, die vielleicht zu den Gruppen der ewig Unzufriedenen gehörten, wie sie sich unter den Mauern verschiedener Ämter herumtrieben und angeblich für die Rechte von Katzen, Hunden oder Homosexuellen einsetzten, auf ihn zugestürzt, hatten ihn an den Revers seiner Jacke gepackt und mit geübten Kehlen geschrien: «Haltet den Dieb!» Das Volk, und hier muß ihm seine Klugheit zugute gehalten werden, beachtete auch dies nicht. Doch einer, dem das übermüdete, schlaflose Gesicht Witalijs mißfiel, spürte Antipathie in sich aufsteigen.

Diesmal kam er nicht ohne Schläge davon. Zunächst packte ihn ein kräftiger Mann und stieß ihm seine flache Stirn gegen die Nase, von irgendwo tauchte ein Dämchen auf, das mit ihrem japanischen Schirm auf seinen Kopf einschlug. Das war so unversehens geschehen wie ein Feuerausbruch. Nichts ist so schnell wie die mit Ungerechtigkeit gewürzte Bosheit. Zuerst versuchte er sich zu wehren, dann zu rechtfertigen, etwas später entriß er sich der Menge und lief davon. Er verlangsamte seinen Schritt, als der Lärm schwächer wurde, völlig benebelt, mit einem vor Hunger klebenden Magen, einem Mund, in dem die Zunge sauren Speichel umrührte, der den Malzgeschmack verdickten Blutes hatte; er bewegte seinen Körper in Richtung des endlosen Menschenstroms, der im Rascheln des verrotteten Laubs versank, wobei er mit bleischweren Beinen an den Mauern jenes Gebäudes entlangging, wo ihm beschieden war, die Bitterkeit der Liebe kennenzulernen, in der Straße, über die er eine Ewigkeit lang im Dunst der grauen Abgase gegangen war, den die Autos aus ihrem Inneren spuckten, die sich im Schildkrötentempo vom Busbahnhof hinzogen und als gesichtsloses Gedächtnistier unter den Füßen losrießen.

Wie lange er auch leben sollte, etwas Undeutliches und Blasses würde ihn immer wieder zu dieser Straße führen: er würde sie bald naß im Herbtsregen, dann im Brei des von Autorädern zermalmten Schnees sehen. Das Leben hatte nämlich längst die finsterste Schlucht aufgetan; zwar mußte man sie noch in Augenschein nehmen, um sich nicht mit Pessimismus anzustecken, der schlimmsten Krankheit aller Intellektuellen und Päderasten. Die Lehrstunden des Elends kamen ihm teuer zu stehen, sie brachten ihm den unaufhörlichen Kampf des Geistes bei, verglichen mit ihnen waren physische Qualen nichts anderes als das Präludium zum Brunftzustand eines Esels.

Das Dichterfest

«Entschuldige, wie heißt du noch?» fragte Martofljak wohlwollend.

«Ihor.»

«Und ich habe gedacht, Iwan. Du hast doch auf den Namen Iwan reagiert!»

«Ich wollte euch nicht widersprechen.»

«Soso. Lieber Ihor, entschuldige bitte, aber du mißfällst uns mit deinen ewigen Fragen.»

«Ich habe es doch nur gut gemeint», sagte Bilynkewytsch traurig.

«Sei nicht beleidigt», rief Martofljak und schlug ihm auf die Schulter.

«Schaut nur, die Musiker kommen heraus», sagte Nemyrytsch und verzog das Gesicht, «nun werden sie mit ihrem Gedudel anfangen, und wir werden unser Gespräch nicht fortsetzen können.»

«Bestellen wir noch etwas?» fragte Chomskyj.

«Klar», meinte Martofljak. «Kognak und etwas Eßbares.»

«Ich kann Kartoffelpuffer empfehlen!» Bodjo, der gerade seinen Dienst antrat, schob den Kopf hinter Martofljaks Schulter hervor.

«O Kartoffelpuffer, Götterspeise», rief Nemyrytsch freudig. «Sechs Portionen mit Pilzsoße, bitte!»

Bodjo nickte verständnisvoll und verschwand wie ein Zauberer.

Bilynkewytsch, der inzwischen bekümmert darüber nachgedacht hatte, wie er sich in den Augen der Gesellschaft rehabilitieren könnte, glaubte einen Ausweg gefunden zu haben: «Vielleicht sollte ich Petja zu uns an den Tisch bitten?»

«Aber nicht für lange», meinte Chomskyj.

«Also, ich bin dagegen», widersprach Marta.

«Hol ihn her», entschied Martofljak, nachdem er Martas Meinung gehört hatte. Als Bilynkewytsch freudig wegging, fragte er: «Wer ist das eigentlich?»

«Petja ist der Erpresserkönig hier», erklärte Nemyrytsch. «Es ist der Kerl dort, der aussieht wie ein Haifisch.»

«Ich gehe gleich», meinte Marta beunruhigt.

«Geh nur», sagte Martofljak gelassen.

«Ich verspreche dir, alles wird gut ausgehen», sagte Chomskyj und legte seine Handfläche auf die Martas.

«Ihr seid alle übergeschnappt», sagte Marta, immer noch erregt.

Petja ließ sich nicht lange bitten und kam an den Tisch, begleitet von Bilynkewytsch, der auf unsicheren Füßen ging.

«Erlauben Sie mir, Ihnen diese Dichter vorzustellen, meine guten Freunde», sagte Bilynkewytsch auf russisch zu ihm. «Es sind sehr berühmte, bekannte Dichter.»

«Petja», stellte das Scheusal sich vor und lächelte freundlich. Er küßte Marta die Hand und begrüßte jeden reihum.

Chomskyj goß ihm ein Glas ein.

«Auf unsere Bekanntschaft», sagte der Haifisch, hob das Glas und kippte es sich in den Schlund.

Nun konnten sie ihn näher betrachten. Er hatte ein rundes, pausbäckiges Gesicht mit einer Narbe auf der Stirn und Glotzaugen. Der Hals war kurz, es war ein Stiernacken, der schon ziemlich braungebrannt war und den eine dicke Goldkette schmückte. Der Rest war ein Körper in einem marmorierten Jeansanzug. An der rechten Hand trug er mehrere Ringe, von denen jeder irgendeine mystische Bedeutung haben mußte.

Nach dem Glas nahmen sie etwas vom Imbiß zu sich und schwiegen diskret.

«Seid ihr zur Erholung hergekommen?» fragte Petja auf russisch.

«Ja, zum Fest des Auferstehenden Geistes», erklärte Bilynkewytsch für alle.

«Ganz richtig. Ganz normal», brummte der König. Seine Stimme hätte man als Kontrabaß bezeichnen können. «Weshalb antwortest du für alle, können die etwa nicht selber reden?» meinte er, an Bilynkewytsch gewandt.

«Die reden nur in Versen», meinte Bilynkewytsch kichernd. «Herrschaften, ich schlage vor, daß jeder zum besseren Kennenlernen zu Ehren unseres Gastes Petja ein Gedicht vorträgt.»

Hryz Stundera knirschte mit den Zähnen, während alle anderen Bilynkewytsch einen solchen Blick zuwarfen, daß er seine Taktlosigkeit sofort erkannte. Doch es war schon zu spät.

«Ich werde mit Vergnügen zuhören», sagte Petja. Doch alle schwiegen. «Ich mag übrigens Jessenin sehr», fuhr Petja fort, bemüht, die peinliche Situation zu überbrücken. «Erinnert sich noch irgendwer an Jessenin?»

«Natürlich», sagte Chomskyj gutmütig, «wir lieben ihn sogar.»

«Ist ja wunderbar. Dann tragt etwas vor.»

«Wir tun lieber das, was uns gefällt», meinte Chomskyj, «und nicht das, was Sie verlangen.»

«Herrschaften, mir ist ein Toast eingefallen», Nemyrytsch stand auf, mit einem vollen Glas in der Hand. «Gießt euch ein, ich will etwas sagen.»

Petja, der zu Chomskyjs Worten die Augen weit aufgerissen hatte, bereitete sich vor, dem Toast zuzuhören.

«Ihr Lieben!» begann Nemyrytsch. «Der Mensch ist so beschaffen, daß es ihm immer an allem fehlt. Er bindet sich automatisch an die Ketten des Lebens fest, selbst wenn sie aus Gold sind. Mit diesen Ketten am Hals verbringt er sein kurzes, irdisches Leben. Er raubt seine Nächsten aus, und wenn es notwendig ist, knallt er sie mit der Pistole ab. Das ist sehr traurig, aber leider wahr. Am wichtigsten dabei ist, daß der Mensch nie darüber nachdenkt, wozu das Ganze gut ist. Im Finale schafft es nämlich immer einer, dich schneller zu erledigen. Denn das Finale ist bekannt, und es ist das gleiche für uns alle und für jeden Einzelnen insbesondere. Aber jeder Mensch ist hartnäckig und verblendet, jeder nimmt an, daß für ihn ganz persönlich im Himmel eine Ausnahme geschaffen wird, daß ihm alles vergeben und er damit beschenkt sein wird, selig und ewig Jeans zu tragen, in Restaurants zu sitzen, wie dies uns allen heute

beschieden ist. Dennoch, zuweilen erwacht im Menschen jene innere Stimme, die da prophezeit: Was soll's, du bist doch nicht ewig, selbst wenn du eine prunkvolle Beerdigung bekommst und mitten im Winter Blumen fürs Grab direkt aus Brasilien importiert werden, ein Denkmal aus Granit mit deinem Profil aufgestellt wird, wenn all deine Gefährten aus der gesamten Sowjetunion zusammenkommen, um dir die letzte Ehre zu erweisen, und ihre Reden zusammen mit den Versen Jessenins erklingen - du wirst morgen nicht mehr auf dieser Erde sein! Und der Mensch erschauert, selten zwar, aber er erschauert, wenn er diese innere Stimme hört, doch wie ein Haifisch setzt er sein Tun fort und will nicht bereuen. Laßt uns auf den sturen, dummen Menschen trinken, der an die goldenen Ketten des Seins gefesselt ist!»

«Das ist dein Schwanengesang, Alter», sagte Chomskyj, als sie ausgetrunken hatten.

Petja wußte noch nicht, ob er wütend werden oder sich für den wunderschönen Toast bedanken sollte. Doch er schien sich ein wenig verfinstert zu haben.

Endlich spielte die Musik auf, und es ergab sich ein neues interessantes Thema.

«Ich möchte mit dir tanzen», wandte sich der König an Marta.

Marta setzte an, mit ihrem schroffesten, beliebten: "auch das noch" zu parieren, doch sie erschrak und schwieg.

«Ich möchte mit diesem Mädchen tanzen», wiederholte Petja und sah ihr ins Gesicht.

Nun, Martofljak, jetzt hast du ein Problem, du müßtest jetzt etwas sagen oder tun, oder soll sie vielleicht tanzen, es wird ihr schon nichts geschehen, der Hai wird sie nicht verschlingen, die Mutter deiner Kinder, Gottes Wille geschehe, weshalb sitzt du da, als hättest du die Hosen voll, während sie dich flehentlich ansieht, sag oder tu was, wie soll man diese flehenden Blicke aushalten, finde einen Ausweg, du bist schließlich ein großer Dichter, weshalb sitzt du da, als wäre deine Zunge im Hintern gelandet, und starrst das

leere Glas an, du Bart und zwei Ohren, handle endlich, die ganze Welt sieht dich an...

Da stand Chomskyj auf und sagte sehr höflich: «Lieber Freund, es tut uns leid, Sie zu enttäuschen, aber der erste Tanz wurde mir versprochen, Martussja, darf ich bitten...»

Marta stand auf (was sollte sie sonst tun?) und folgte demütig Chomskyj dorthin, wo im Halbdunkel langsam getanzt wurde. Bilynkewytsch blieb zwar sitzen, machte indes den Eindruck, als wäre er eingesackt. Petja sah alle ruhig an, als wollte er sich alle Gesichter einprägen...

In diesem beunruhigenden Augenblick zog Nemyrytsch sein Gedichtbändchen aus der Tasche, schrieb eine Widmung hinein und reichte es dem König.

«Danke», sagte Petja und steckte das Bändchen in die Brusttasche seiner Jeansjacke, ohne den Titel anzusehen. «Ich gehe jetzt. Die Jungs warten auf mich. Erholt euch gut.»

Sie standen auf, um ihn würdig zu verabschieden.

«Ich habe gedacht, bei euch ginge es lustiger zu», sagte Petja und ging weg.

«Lieber Ihor», fragte Martofljak, «was meinst du, wer von den beiden dem Tode näher ist: Chomskyj oder Nemyrytsch?»

«Ich vermutlich», antwortete Nemyrytsch an Bilynkewytschs Stelle.

Doch das war ein anderes Thema.

«Rostyk, welche Städte Amerikas wirst du denn besuchen?» fragte Bilynkewytsch mit ziemlich lallender Zunge.

«Ich bin glücklich, daß wir uns schon duzen», sagte Martofljak spitz, statt auf seine Frage zu antworten.

«Wer ist dieser Lackaffe mit den rosigen Backen?» meinte schließlich Hryz Stundera, der ungefähr vierzig Minuten lang geschwiegen hatte.

«Hryz, ich bin euer Freund», erklärte Bilynkewytsch.

«Ich glaube, du bist nicht unser Freund, du bist ein Freund des Majors.»

«Nein, wirklich, es wird Zeit zu gehen», meinte Marta beunruhigt.

«Wer bist du eigentlich?» Hryz konnte sich nicht beruhigen. «Ich kenne die ganze Runde hier. Ich kenne Orest Chomskyj, er ist ein wunderbrer Dichter aus Lenin... aus Leningrad, ich kenne Rostyk Martofljak, er ist ein großer Dichter und mein guter Freund, ich kenne seine sehr schöne Frau Natalja...»

«Marta», verbesserte Bilynkewytsch.

«Marta», wiederholte Hryz. «Ich kenne Jurko Nemyrytsch, er ist ein eindrucksvoller Dichter und ein wunderbarer Freund, und ich kenne mich. Aber wer bist du? Kann mir jemand etwas über diesen Mann sagen?»

Alle schwiegen, und Bilynkewytsch begann zu erklären: «Ich bin Mitglied des Organisationskomitees. Verstehst du...»

«Du bist ein freches Schwein», unterbrach ihn Hryz.

«Hryz, laß das... Ich habe dich doch gebeten...» meinte Martofljak.

«Entschuldige», sagte Nemyrytsch zu Bilynkewytsch, «er hat einen zuviel in der Krone.»

«Jurik, erklär es ihm bitte, er wird auf dich hören», rief Bilynkewytsch weinerlich. «Ich habe mir für euch so viel Mühe gegeben...» Über Bilynkewytschs Wange rollte eine Träne.

«Hryz, jetzt reicht es aber», sagte Martofljak autoritär. «Er ist kein schlechter Kerl, auch wenn er ein Kagebist ist.»

Dieser Satz beruhigte Hryz Stundera.

«Nun bitte ich um eure Aufmerksamkeit», sagte Hryz so feierlich wie nur möglich. «Gleich trage ich euch mein letztes Gedicht vor. Es ist mein bestes Gedicht. Es geht um einen Mann. Das Gedicht ist sehr lang. Ich bitte euch zuzuhören und mich nicht zu unterbrechen. Es ist ein ganz neues Gedicht. Darin habe ich alles gesagt, ihr werdet es hören. Es ist mein vorletztes Gedicht.»

«Ist es nun das vorletzte oder das letzte?» fragte Chomskyj.

«Das letzte zählt nicht. Es ist das vorletzte. Ich habe euch gebeten, mich nicht zu unterbrechen.»

Alle waren ganz Ohr. Martofljak wollte sich eine Zigarette am Filter anzünden, doch Marta hatte es gemerkt.

«Es fällt mir gleich ein. Gleich. Die erste Zeile ist sehr stark.»

«Nur die?» fragte Chomskyj

«Quatsch nicht. Es fällt mir gleich ein. Es sind freie Verse.»

Alle lauschten, doch ihre Gesichter sahen ein wenig gelangweilt aus.

«Hast du es vorgestern geschrieben?» fragte Chomskyj. «Dann wirst du es uns in neun Jahren vorlesen. Seneca hat geraten, alles Geschriebene für neun Jahre in die Schublade zu legen.»

«Du bist 'ne Scheiße und dein Seneca auch. Wo ist mein Manuskript?» Hryz erschrak. «Ach ja, ich habe es für zehn Dollar verkauft. Aber ich werde mich gleich erinnern Es ist ganz frisch in meinem Gedächtnis. Es ist ein Gedicht über ein Dorf.»

«Oder über einen Mann?» fragte Chomskyj ungeduldig.

«Du verstehst nichts. Du hast den Mann nicht gekannt. Ich habe ihn gekannt. Dieses Gedicht ist seinem Andenken gewidmet. Augenblick. Ich trage vor.»

Er begann und schloß dabei die Augen:

Das Gras, ein kleines Mädchen auf dem bräunlichen Hang,
es ist jedes Jahr anders, durchzogen von Schlangen,
in ihm sind winzige Fenster aus Gottes unterirdischem Haus,
der von unten schaut durch die feuchten Halme...

«Nein, anders. Moment, es fällt mir gleich ein. Ja:

der von unten schaut durch die grünen Halme...

Nein, *durch die feuchten Halme...*

In diesem Augenblick kam Bodjo mit dem Kaffee und den letzten Kognaks: «Hundertdreiundachtzig Rubel, fünfundvierzig Kopeken.»

«Schreib's dir auf die Stirn», riet Chomskyj.

«Das ist alles! Ich erinnere mich nicht mehr weiter», gab Hryz zu. «Ich werde nichts mehr vortragen. Einerlei, mein Junge, du würdest

es sowieso nicht begreifen», fügte er hinzu und tätschelte Bilynkewytsch die Wange.

Der Kaffee roch gut. Der Kognak auch. Plötzlich hatten alle es eilig, denn der Platz hinter den Fenstern begann sich zu beleben. Die meisten Gäste des Restaurants brachen auf.

Bilynkewytsch sprang mit seinem Kognak auf und krähte: «Herrschaften, ich bitte, auf unseren nationalen Revolutionsführer Stepan zu trinken!»

«Ich habe es euch ja gesagt», warf Hryz ein, doch er trank aus wie die anderen.

«Rostyk, bring mir aus Amerika einige Bücher mit, ja?» beharrte Bilynkewytsch an der Garderobe, als sie dort ihre Sachen abholten.

«Gut, Alter, ich bringe dir etwas Interessantes mit», versprach Martofljak, «zum Beispiel das Guinessbuch der Rekorde.»

«Nein, ich meine andere Bücher.. Ich sag's dir später, ja?»

Er ließ sie nicht einmal in Ruhe, als sie endlich auf dem übervölkerten, lauten, mit bunten Scheinwerferlichtern, Lampions und Fackeln beleuchteten Platz angelangt waren, wo ein dichtes, festliches Getümmel herrschte.

«Ich habe das Gefühl, daß alle hier auf dem Platz Artisten aus Mazzapuras Theater sind», meinte Martofljak und versuchte, den halb schlafenden Bilynkewytsch von der Schulter abzuschütteln, der mit sabberndem Mund lallte: «Ruhm den Helden!»

«Was sollen wir nur mit diesem Sack anfangen?» fragte Martofljak und zeigte auf den liegenden Komsomolzen.

«In ein Faß mit nackten Mädchen stecken, damit er nüchtern wird», empfahl Hryz.

«Erstens könnte er sich verschlucken, zweitens, wo siehst du ein Faß mit nackten Mädchen?»

«Er muß uns doch im 'Blauen Berg' anmelden», erinnerte sie Marta. «Ohne ihn werden wir dort keine Zimmer bekommen.»

«Dann schlepp ihn auf deinem Rücken hin», meinte Martofljak unwirsch. «Mir reicht's. Ich habe meine Christenpflicht erfüllt.»

«Ich schlage vor, ihn irgendwo am Rande des Denkmals dort abzulegen, da kann er sich ausschlafen, wir schauen uns noch ein, zwei Stunden um, kommen hierher zurück, wecken ihn und gehen dann zum Hotel», schlug Nemyrytsch vor.

«Die Idee ist nicht schlecht», sagte Hryz, « aber es ist einfacher, ihn gar nicht erst zum Denkmal zu schleppen, sondern ihn irgendwo hier abzulegen, sagen wir im Kofferraum des Wagens dort. Übrigens kommt er mir bekannt vor... »

«Das ist der Chrysler von Herr Popel», half Nemyrytsch seiner Erinnerung nach.

«Ist einer von euch imstande, Kofferräume von Chrysler-Limousinen zu öffnen?» fragte Hryz mit einer Miene, als ginge es um das Öffnen von Konservendosen.

«Alter, dieser Kofferraum müßte auf sein», überzeugte ihn Nemyrytsch. «Das ist doch der Wagen von Herrn Popel und, entschuldige Martussja, nicht irgendeines billigen Rüpels! Da bin ich fast sicher...»

Sie hoben alle den schwer gewordenen Bilynkewytsch vom Bürgersteig auf, der in diesem Augenblick so etwas murmelte wie «Helden sterben nicht», und schleppten ihn zu dem mitten in der Menge aufgetauchten schwarzen, leeren Chrysler, dessen Kofferraum, selbstverständlich, unverschlossen war, erleichtert luden sie den vom Schlaf gelähmten Bilynkewytsch darin ab, der Hundesohn sollte sich nur ausruhen, das geschah ihm recht.

«Ich muß gehen» sagte Hryz plötzlich. «Ich muß euch verlassen.»

«Auch du, Hryz?»

«Zum Kuckuck mit euch allen», sagte Marta verärgert, doch es schien, als wäre sie dem Weinen nahe. «Wozu bin ich eigentlich hier? Die Kinder sind zu Hause geblieben, und ich bin mit dem alten Trottel weggegangen...»

«Ich muß gehen», wiederholte Hryz, «es ist gemein, aber ich muß gehen.»

«Hast du irgend etwas zu erledigen?» fragte Nemyrytsch.

«Ja, ich muß gehen.»

«Dann hau ab, statt wie ein Zombie zu wiederholen 'Ich muß gehen, ich muß gehen'», sagte Chomskyj wütend. «Wenn ein Mensch etwas tun muß, dann fragt er niemanden um Erlaubnis, sondern tut, was eben zu tun ist. Wenn du gehen willst, dann geh. Ich werde dir keinen Stein nachwerfen. Aber ich flehe dich an, hau ab und wiederhol dich nicht, denn allmählich habe ich den Eindruck, daß du gar nicht gehen mußt...»

«Nein, ich muß gehen», beruhigte der "Zombie" Stundera alle noch einmal und machte sich davon.

Er ging über den Platz, doch bevor er in die ehemalige Straße der Nonnen des Sakraments einbog, sah er in ein buntes Zelt, an dem das Schild "Monsterfabrik. Erfüllung aller Wünsche" angebracht war. Er tat es nur deshalb, weil er ein anderer sein wollte.

Im Zelt befanden sich einige jungen Männer und Mädchen, die alle gut aussahen und alle möglichen Dienste anboten.

«Schneidet mir die Haare», sagte Hryz und setzte sich auf einen Stuhl, vor dem ein Spiegel hing.

«Möchten Sie, daß ich Ihnen einen Kosakenhering mache?» fragte ein Mädchen in einem so kurzen Rock, daß sie nackt schien.

«Jawohl, machen Sie einen Hering. Unbedingt.»

Sie begann seine Haare zu schneiden und ließ dabei nur den berühmten schwarzen Haarstreif auf dem Schädel zurück, zunächst bearbeitete sie den Kopf mit der Schere, dann mit der Haarschneidemaschine, schließlich rasierte sie ihn, er wurde immer glänzender, nur der schwarze Haarstreif, ein echter Hering eben, blieb unberührt.

«Das steht dir sehr gut», sagte das Mädchen. «An deiner Stelle würde ich nur einen Hering tragen.»

«Klar doch», meinte Hryz.

«Du hast eine schöne Kopfform», meinte sie. «Mit Hering und Schnurrbart siehst du nicht alltäglich aus, sondern irgendwie besonders.»

«Ja, ich weiß.»

«Du bist ein echter Kosakentyp. Du hast bestimmt sehr reine Erbanlagen. Stört es dich, daß ich dich duze?»

«Nein, überhaupt nicht.»

«Du bist so schweigsam. Vermutlich waren die echten Kosaken so wie du. Deine Augen sind dunkel, die Nase ist dünn und lang, das Gesicht braungebrannt und schlank. Du siehst Bohun ähnlich. Oder dem jungen Masepa. Möchtest du, daß ich ein wenig deine Augen unterstreiche? Ich habe Tusche, Schminke, Farben. Willst du?»

«Nein.»

«Möchtest du vielleicht eine Massage? Ich kann wunderbar massieren. Du wirst dich sehr stark und unbesiegbar fühlen. Komm, du kannst dich dort hinter der Schirmwand ausziehen, und ich massiere dich. Allen, die ich massiert habe, hat es sehr gut gefallen. Dir wird es auch gefallen.»

«Ich muß gehen», sagte Hryz. «Ich habe wenig Zeit.»

«Wie du willst», sagte das Mädchen, steckte ihre Hand in seinen Hemdausschnitt und strich ihm über die Brust. «Der Hering steht dir gut. Ich hätte gern ein Kind von dir. Du hast sehr saubere Erbanlagen.»

«Danke, ich muß gehen», sagte Hryz und näherte sich dem Ausgang, dort sah er einen jungen Mann in einer Schützenuniform.

«Habt ihr Kosakenkleider?» fragte Hryz ihn.

«Die sind alle schon ausgeliehen. Die Schützenuniformen übrigens auch», antwortete der junge Mann.

«Aber ich brauche unbedingt eine», beharrte Hryz.

«Du kannst meine anziehen. Morgen früh bringst du sie mir wieder. Ich werde inzwischen deine Sachen tragen.»

Hryz nickte dankbar und begann sich auf der Stelle umzuziehen. Stiefel, Uniformjacke, Hosen, zwei Riemen.

«Leider habe ich keine entsprechende Masepynka-Mütze», sagte der junge Mann, «aber du hast einen schönen Hering. Du brauchst keine Mütze.»

Einige Augenblicke später sahen sie schon ganz anders aus - Hryz steckte in der Uniform eines Offiziers der Ukrainischen Galizischen Armee, der junge Mann in Jeans.

«Komm morgen wieder», sagte er zum Abschied.

«Komm wieder, ich warte auf dich!» rief das Mädchen und winkte.

«Danke. Ich muß gehen», Hryz breitete bedauernd die Arme aus und verließ das Zelt mit der Aufschrift: "Monsterfabrik. Erfüllung aller Wünsche."

Jetzt müßte ich alles finden. Der Alte hat es mir so oft wiederholt, ich habe all seine Worte auswendig gelernt. Ich muß heute Nacht noch dort sein.

Die ehemalige Straße der Nonnen des Sakraments liegt nah am Platz, also geht es dort genauso laut zu, überall flackert der Widerschein von Festlichtern. Doch tief weiter sind dunkle, tote Straßen und Plätze, verlassene Höfe, Wendeltreppen, die zu Kellergeschossen führen, mit Brettern zugenagelte Fenster. Wenn man von den Nonnen des Sakraments nach rechts abbiegt, ohne bis ans Ende der Straße zu gehen, sollte ich unbedingt den ehemaligen Auferstehungsplatz finden, wo eine Holzkirche steht. Man kann von zwei Seiten um sie herumgehen. Wenn ich also nichts durcheinandergebracht habe, beginnt genau am Auferstehungsplatz der Weg nach Silze, er führt am Friedhof und einer Wegkapelle vorbei.

Bis zu meinem siebzehnten Jahr hatte ich gar nicht gewußt, daß mein Alter hier geboren wurde und aufgewachsen ist. Ich hatte nur geahnt, daß die Vergangenheit irgendein Geheimnis barg, und mir war klar, daß wir deportiert worden waren, denn Ukrainer kommen nicht einfach so in Kasachstan auf die Welt. Doch die Details interessierten mich wenig. Erst nach dem Tod des Alten kam das alles über mich.

Hryz, du mußt verstehen, dort ist ein Friedhof und nicht weit davon eine Wegkapelle, auf dem Friedhof sind einige Menschen aus Silze begraben, nicht viele, denn Silze hatte einen eigenen

Friedhof, eine eigene Kapelle und eine Kirche. Ich habe gehört, daß es dort keine Spur mehr davon gibt, so, als hätten dort niemals Menschen gelebt. Der Weiler Silze lag unweit von Tschortopole. Sie haben alles niedergebrannt, verstehst du?

Sie haben alles niedergebrannt, niedergebrannt, niedergebrannt, sie haben alle umgebracht, sie haben alles aufgefressen, alles zerstört, alles weggenommen, alles vermischt.

Wenn ich den Friedhof hinter mir gelassen habe, müßte mein nächster Hirtenwegweiser eine Sägemühle an der Ecke der ehemaligen Tycha- und Poniatowskistraße sein. Das ist bestimmt schon die Gegend von Tschortopole. Von dort führt ein Pfad nach Silze. Dieser Pfad wird mich zu einem steinernen Steg über den Ritschka-Fluß bringen, danach sind es nur noch zehn Minuten Weg durch den Wald, und man erreicht den Weiler Silze.

Jeder von uns wuchs auf, wie er eben konnte. Als wir in den Donbas gekommen waren, sagten die Einheimischen über uns, wir sprächen polnisch. Sie verstanden die Hälfte unserer Ausdrücke nicht. Der Alte hatte mir allerdings nicht erzählt, daß er hier geboren wurde. Er wollte verbergen, was unwiderruflich geworden war.

Also, Hryz, sobald du die Sägemühle siehst, mußt du den Weg nehmen, der bergauf führt. Dort in der Sägemühle hat einst mein jüngerer Onkel gearbeitet. Er war nur zwei Jahre älter als ich, und ich habe ihn nie mit Onkel angesprochen. Er war Techniker. Du kennst ihn nicht, kannst ihn auch nicht kennen. Er hatte viel für Tonlehm übrig. Immer formte er kleine Trillerpfeifen, Pferdchen oder Hirsche. Merk dir: hinter der Sägemühle geht es bergauf. Wenn du es vergißt und geradeaus gehst, kommst du nicht in Silze sondern in Krasnostaw an. Von dort sind auch sehr viele deportiert worden, aber nicht alle, nicht so wie bei uns.

Sie haben nicht alle deportiert, einige von uns sind geblieben, geblieben, sie haben nicht alles niedergebrannt, sie haben nicht alles weggenommen, sie haben nicht alle vertilgt, sie haben uns geliebt, sie haben uns geholfen.

Ich werde mich selbstverständlich nicht verlaufen, werde den Weg nehmen, der bergauf geht, der Weg ist der gleiche wie vor vierzig, ja vor hundert Jahren, schon hört man den Ritschka-Fluß rauschen, das sauberste Wasser Europas, kein Betrieb an den Ufern, ich steige immer höher, und wenn man von hier auf Tschortopole hinuntersieht, sieht es aus wie eine alte Graphik; diese verfluchten Hunde, weshalb bellen sie nur so laut, um diese Stunde gehört ihnen jedoch die ganze Gegend, sie haben das Recht zu bellen, es sind wunderbare Tiere.

Mit Hunden haben sie uns hinausgejagt. Sie hatten ungefähr zehn bösartige Hunde dabei. Die Hunde liefen an beiden Straßenseiten zum Bahnhof und bellten uns ständig an. Die Pferde waren vor Angst außer sich und jagten dahin wie von Sinnen.

Meine Füße sind nicht an Stiefel gewöhnt. Ich bin kaum eine Stunde unterwegs und habe schon wunde Füße, bestimmt bluten sie schon. Wenn man die Hunde gegen mich losließe, könnte ich gar nicht fliehen. Ich würde mich mit den Füßen wehren, sie mit den Stiefeln in die Schnauze und den Bauch treten.

Die Hunde hatte alle schwarze Gaumen. Das sind sehr bösartige Hunde. Man kann sie unmöglich freundlich stimmen. Die kennen nichts als nur alles in Stücke reißen.

Der Ritschka-Fluß rauscht unter mir wie die Niagara-Fälle. Und wenn nun einer im Laufe dieser vierzig Jahre den Steg zerstört hat? Wie soll ich da Silze erreichen? Dann müßte ich durch den Fluß waten. Das wäre nicht schwer, denn er ist seicht, aber auch verteufelt abschüssig, er kann einen bestimmt umwerfen. Die Hunde sind bereits hinter mir her, ich höre wildes Gebell, sie haben bestimmt schwarze Gaumen. Welcher Idiot läßt so bösartige Tiere nachts von der Kette? Die können einem die Kehle durchbeißen, einen in Stücke reißen, das Glied, die Hoden wegbeißen, das kommt vor, sonst wäre es unmöglich gewesen, so stolze Männer zum Weinen zu bringen. Das Wichtigste schien ihnen nämlich, sie zum Weinen zu bringen, so verstehe ich die ganze Geschichte.

Diese Hunde sind wirklich hinter mir her. Doch ich bin für sie schon unerreichbar, denn ich bin mitten im Fluß, die Steine unter den Füßen sind glitschig, das Wasser kalt, ich spüre es durch die Stiefel, es fällt einem schwer, das Gleichgewicht zu halten, ihr Hundesöhne, ihr könnt euch jetzt, dort auf dem Ufer, an eurem Gebell verschlucken, hier im Wasser habt ihr nichts verloren, ihr Schakale, Hyänen, ich würde euch am liebsten mit den Stiefeln zerkneten, daß euch alle Gedärme herauskriechen, Menschenfresser, Veteranen, Enkawedisten, Protektionspensionäre, bellt nur, bellt nur und verreckt schließlich.

Ich will ja nur das andere Ufer erreichen, das ist alles, was ich in dieser Welt will. Es ist mühsam, das Gleichgewicht zu halten, jeden Schritt mache ich langsam, stehe auf einem Bein und überlege, wohin ich das andere stellen soll. Hinter meinem Rücken scheinen die beiden tollwütigen Bestien dem Wahnsinn verfallen zu sein, da, hier habt ihr's, ich drehe mich um und zeige ihnen den halben Arm, und wenn ihr weiterhin so verbissen seid, dann werfe ich mit einem Stein vom Flußgrund nach euch...

Am Ufer sind die Steine scharf und spitz, so kann man unversehens die Theaterstiefel zerfetzen, was werde ich dann dem Mann aus dem orangefarbenen Zelt zurückgeben? Das steile Ufer hochzukraxeln ist heute meine erste Pflicht, wozu sonst wäre ich in dieses Städtchen gekommen? Um Gedichte zu lesen? Schnaps zu trinken? Auf dem Platz zu tanzen?

Da ist auch schon der Wald, er ist zwar nicht sehr dicht, aber die Augen haben sich inzwischen an die Dunkelheit gewöhnt, und ich komme mir selbst vor wie eine große Waldkatze, ein Nachttier dieses Waldes. Meine Augen scheinen zu leuchten. In einer solchen Nacht ist es angenehm, sich irgendwo unter einen Strauch zu setzen und der Eule zuzuhören. Oder dem Wolfsgeheul. Oder Schüssen.

Zwei Jahre lang, nein, weniger, vielleicht an die anderthalb Jahre haben sie auf der alten Straße Menschen aus dem Gefängnis von Tschortopole transportiert. Hryz, dort lagen, ungelogen, unter

jedem Baum ermordete Menschen. Einen solchen Wald gibt es in der ganzen Welt nicht noch mal. Wir hatten kein Recht, uns ihm zu nähern. Sie haben alles umzäunt, Wachen aufgestellt, damit nicht einmal eine Kuh hineinkonnte. Einige Kühe haben sie erschlagen, keiner durfte ein Wort sagen, weil er selbst im Wald den ewigen Schlaf gefunden hätte. Wir haben zunächst angenommen, daß sie dort irgend etwas suchten oder Bunker bauten. Nur nachts konnte man von der alten Straße her Motorengeheul hören - oje, da versteck dich besser unter die Decke und tu so, als würdest du nichts hören, denn sie rollten und rollten ohne Unterlaß.

Der Wald ist voller Leuchten, weiß, er modert dahin, fällt auseinander, von unten sprengen ihn die Leichen. Ich brauche sie nur zu rufen, und sie werden aufstehen. Ihr alle in Weiß, erhebt euch und leuchtet! Sie haben an beiden Seiten des Pfades gestanden, mir die Arme entgegengestreckt und etwas zu mir gesagt. Sie sind allerdings nicht mehr da. Sie sind noch 1941 mit Gebeten und Gesängen auf dem Friedhof beerdigt worden, ein großes Kreuz mit einem Kranz aus Stacheldraht steht auf ihrem Massengrab, deshalb: *Die Unsrigen sind hinterher alle in den Untergrund gegangen, um ihnen nicht lebendig in die Hände zu fallen.*

Der Pfad windet sich immer mehr, die Beine ächzen, doch was wird dort hinter dem Wald sein außer einer leeren Lichtung und dem Himmel über ihr? Kein Schornstein, kein Balken, kein Kreuz? Werde ich etwa in dieser Wüste als ihr letzter Einwohner, Leib vom Leibe, Blut vom Blute, zugrundegehen? Sollen sie doch alle mit mir kommen. He, steht dort nicht am Wegrand herum, kommt, laßt uns das Fest des Auferstehenden Geistes feiern, gemeinsam beten, trinken, singen, denn diesmal werden von der alten Straße keine grauenhaften Kraftwagen mit roten Scheinwerfern angefahren kommen. Sie gehen los, beeilen sich und folgen mir, sie atmen hinter meinem Rücken, schneller, schneller, dieser Wald ist nicht groß, wir werden ihn im Nu hinter uns haben und zu Hause

ankommen. Sie beeilen sich alle, doch ich werde trotzdem der erste sein. Ich habe euch geweckt, ich bin lebend unter euch, die ihr tot seid, doch laßt mich als ersten ankommen, denn wozu hätte ich mich sonst hierher zu euch durchgeschlagen?

Ich trete aus dem Wald, vor mir wird es etwas heller, das Herz pocht wie eine in der Brust versunkene Glocke; *am höchsten war die Kirche, dahinter, näher am Wald der Friedhof und tiefer, am Hang, in Richtung der alten Straße standen verstreut die Häuser, umgeben von Gärten und Obstwiesen - es waren nicht viele, etwa vierzehn, weil Silze nur ein Weiler war, doch alle zogen vor, unsere Burschen in Ruhe zu lassen, denn sogar auf dem Markt in Tschortopole brachten die es fertig, eine ordentliche Prügelei zu veranstalten, zum Tanzen gingen sie stets mit Messern bewaffnet, holten sich fremde Mädchen, und so sehr sich dein Großvater auch bemüht hatte, ihnen Friedfertigkeit, Würde und Bruderliebe beizubringen, er konnte nichts erreichen, sie lediglich jedesmal mit fremden Mädchen trauen, das war alles, was er ausrichten konnte..*

Im Donbas sind sie auch immer mit Messern herumgelaufen, und als wir nach dem Abschluß der Schule in eine Schlägerei mit den Absolventen des Technikums gerieten, da bekam auch ich es zwischen die Rippen, doch nicht sehr tief, denn zwei Wochen später war ich wieder genesen und hatte angefangen, mit Gedichten herumzuziehen, die wie von selbst flossen, allerdings hatte ich damals nicht einmal vermutet, daß in der Schlägerei, in der ich den Messerstich bekam, ganz Silze hinter mir stand, ich ahnte damals nicht einmal, daß Silze jemals existiert hatte, dabei hatte es mich, den Allerjüngsten, vor dem Messer gerettet.

Nanu, weshalb seid ihr am Waldrand stehengeblieben und könnt keinen Schritt weiter tun? Mir ist, genau wie euch, ganz taumelig vom Laufen, doch das, was ich vor mir sehe, läßt mich noch mehr taumeln. Was sollen hier dieser riesige Bau ohne Dach mit den schwarzen Löchern, diese Gräben, Backsteinhaufen, Rohre,

hölzernen Fensterrahmen und Dachziegelstöße? Wozu all diese Kloschüsseln, Waschbecken und Wannen, Wasserhähne, Betonmischmaschinen, hier lebt doch keiner mehr? Die hier einst gelebt haben, wurden mit wütenden Hunden zur Bahnstation gejagt und dort in unmenschliche Waggons eingepfercht...

"Zentrum des internationalen Tourismus 'Huzulotschka', Ausführung der Arbeiten: Bauunternehmen von Tschortopole" las Hryz auf einer Tafel vor dem Baugelände. Der Bau wurde 1947 begonnen, überlegte er. Ein paradiesischer Platz, eine malerische Umgebung, ganz nah der Wald, üppige Erdbeeren, wunderbare Bergluft, durchtränkt vom Duft der Gräser und Fichten, im Ritschka-Fluß, dessen Wasser zu den saubersten in Europa gehört, gibt es Forellen. Ihnen stehen bequeme Zimmer mit Bad und Fernseher, Sauna und Diskothek zur Verfügung - und all das, einfach lächerlich, nur für etwa hundert Dollar pro Tag. Erfahrene Köche werden Ihnen die köstlichsten nationalen Gerichte bereiten, und erfahrene junge Huren werden Sie verwöhnen. Mit im Erholungsprogramm - Ritte hinter die Bergscheide mit Weinproben. Das Fokloreensemble "Die goldenen Mundtrommeln" werden Ihnen huzulische Melodien vorspielen, und der junge Dichter Hryz Stundera mit dem Kosakenhering auf dem Schädel wird Ihnen seine Gedichte vortragen. Wir erwarten Sie in unserem gastfreundlichen Land, herzlich willkommen!

Hryz, von der alten Straße her sah ich das sterbende Silze, dort ist keine einzige Seele unserer Leute zurückgeblieben, die Soldaten trieben das Vieh aus den Höfen, dann sah ich nur noch die Kirche, denn sie war der höchste Bau im Ort, die Fuhrwerke kippten beinahe um, flogen von der rasenden Fahrt fast auseinander, weil uns die Hunde antrieben, fast alle schwiegen wie auf einer Beerdigung, sie hatten weder die Kraft auszuspucken noch zu weinen, weil wir uns ihnen bei lebendigem Leibe ausgeliefert hatten, doch was hätten wir auch tun können, lauter Frauen und Kinder und wir einige Männer. Wir bekamen jeweils 15 Jahre, es

hieß zunächst, sie würden uns ins Chersongebiet bringen, doch dann wurde es anders bestimmt, von Schepetiwka aus ging es direkt nach Kasachstan.

Hryz hatte das Gefühl, daß sich die Erde unter seinen Füßen öffnete. Er stürzte in irgendeine noch dunklere Finsternis, doch er schrie nicht auf, denn es wäre ein natürlicher Tod gewesen - ausgerechnet hier, zwischen diesen Backsteinhaufen, auf dem Bauplatz eines märchenhaften Standorts des Tourismus, unter der Mauer liegenbleiben und als sein jüngster Anwohner mit dem Gras des heimatlichen Silze einschlafen, gleichaltrig mit denen, die einst mit Messern in den Wald und auf den Markt von Tschortopole gegangen waren. Doch als er sich, von Sand und Lehm bedeckt, aufrichtete, sah er den gleichen Himmel über sich. Der Graben war nicht tief, und er hatte sich nicht wehgetan. Und obwohl es dunkel war, sah er auf dem Grund des Grabens einen Kleiderhaufen. Er bückte sich, zündete ein Streichholz an, war jedoch unfähig zu schreien, obwohl eine Leiche vor ihm lag; frisch, noch nicht kalt, ein massiger Kerl mit einem durchschossenen Kopf, der ihm irgendwie bekannt vorkam, allerdings fehlte die goldene Kette um den dicken Hals. Das Bändchen von Nemyrytsch fehlte auch. Wenn schon ausrauben, dann eben ausrauben.

Hryz verlangte es nach einer Zigarette. Er strich sein Streichholz gegen die Sohle des Ermordeten, genau wie der amerikanische Schauspieler Mickey Rourke im "Schwarzen Engel", machte einige tiefe Züge und begann sich aus dem Graben emporzuarbeiten. Der Hering fiel ihm in die Augen. Die Nacht hatte ihren Höhepunkt erreicht.

Gott

Iwan erwachte von der Kälte. Das erste, was er sah, war ein Klumpen schwarzer, glänzender Erde. Daneben lag noch so ein Klumpen, dann noch viele weitere, und sie bildeten alle zusammen ein unendliches, gepflügtes Feld. Eben auf diesem Feld lag Iwan. Unter großer Anstrengung setzte er sich auf. Er hatte heftige Kopfschmerzen, sein Herz pochte laut in der Brust. Gestern auf der Tauffeier hatte er entschieden zuviel getrunken. Er stemmte sich hoch, stand schwankend auf den Beinen und sah sich verwundert um. Er hatte nichts an, außer einer Unterhose, die offensichtlich zu einer Dienstausstattung gehörte. Daß die Unterhose aus einer Kleiderkammer stammte, bezeugte ein großer schwarzer Stempel auf dem linken Hosenbein. Der Stempel war verwaschen, und man konnte nicht erkennen, welcher Organisation er gehörte. Iwan sah sich nach allen Seiten um. Soweit sein Blick reichen konnte, erstreckte sich ein schwarzes, fettiges, handglattes Feld. Iwan drehte den Kopf nach allen Seiten und bemühte sich, etwas zu erhaschen, woran er seinen Blick festhalten konnte. Endlich gelang es ihm: fast schnurgerade vor sich sah er eine undeutliche Gestalt. Aus der Entfernung, in der er sich befand, war es unmöglich, festzustellen, was es war, doch die Gestalt hob sich deutlich von der glatten Oberfläche des Feldes ab. Iwan schätzte die Entfernung bis zum unbekannten Gegenstand ab und seufzte. In seinem Zustand würde es ein schwerer Weg sein. Doch er mußte ihn gehen.

Iwan watete bereits ziemlich lange und kam nicht voran. Er mußte oft stehenbleiben, um sein Herz zur Ruhe zu bringen, das ihm beinahe aus dem Mund sprang. Wie lange mußte er noch gehen? Eine Stunde, zwei, einen ganzen Tag oder ein ganzes Jahr ? Es war kalt. Iwan wartete, daß die Sonne aufgehen und es ein wenig wärmer werden würde, doch es sah danach aus, daß in diesem Land

die Sonne überhaupt nicht aufging. Woher kam dann das Licht? Iwan blieb stehen und sah zum Himmel. Er hatte eine unnatürliche weiße Farbe und verströmte ein ebenso unnatürliches weißes Licht. Gott, wo war er nur? Er fuhr erschreckt zusammen. Hatte er einen Alptraum? Er kniff sich ins Bein. Es tat weh. Also war es kein Alptraum. Er mußte weitergehen. Offensichtlich hatte sich jemand gestern einen üblen Scherz erlaubt und ihn in dieses Feld hinausgefahren.

Aber der Himmel... Doch wie oft sah er sich schon den Himmel genauer an? Vielleicht sah er immer so aus.

Er hatte fürchterlichen Durst.

Wieviel Zeit inzwischen verstrichen war, konnte Iwan nicht sagen. Er ging immer weiter, zog mit Mühe die Beine hinter sich her und senkte den Blick in die Erde. Als er stehenblieb, um Atem zu holen, war er erstaunt, plötzlich den unbekannten Gegenstand unmittelbar vor sich zu sehen. Es war eine Tür. Iwan trat näher und betastete sie mit der Hand. Ja, es war eine Tür. Eine einfache, primitive Tür, wie die eines Dorfaborts, die irgendein Idiot hier mitten im Feld aufgestellt hatte. Iwan stieß vor Wut mit dem Fuß dagegen, um sie umzustoßen, und heulte vor Schmerz auf. Dann stützte er sich mit dem Rücken gegen die Tür und stemmte die Beine in die Erde. Die Tür stand wie tief in den Boden eingelassen. Aha, sie war tief eingegraben! Er sank auf die Knie und begann die Erde um die Tür herum wegzubuddeln. Er arbeitete eine Zeitlang fleißig an seinem Vorhaben, um dann erschreckt zurückzufahren. «Das ist doch nicht möglich!» murmelte er. Dann begann er wieder die Erde beiseitezuschieben. Als er damit fertig war, beugte er sich tief zur Erde, sah unter die Tür und kroch auf allen Vieren um sie herum. Es gab keinen Zweifel mehr: die Tür hing in der Luft und war weder an etwas angelehnt, noch gegen etwas gestemmt. Iwan setzte sich auf die Erde und wischte mit den schmutzigen Händen das verschwitzte Gesicht ab. Was hatte das zu bedeuten? Tränen flossen ihm unwillkürlich übers Gesicht, er fiel mit dem Gesicht zur Erde

und schluchzte laut auf. Die Zeit verstrich. Iwan weinte nicht mehr, er lag einfach da, die Nase in die Erde gesteckt. Er verstand auch nicht mehr, weshalb er so geheult hatte. Nichts als eine Tür, die in der Luft hing. Sollte sie doch da hängen! Was ging ihn das an? Er stand langsam auf und sah wieder die Tür an. Er konnte nichts Gefährliches entdecken. Welche Gefahr sollte auch von einer Tür ausgehen? Von einer ganz einfachen Holztür? Iwan näherte sich ihr und drückte auf die Klinke. Die Tür ging plötzlich ganz leicht auf. Der Stoß einer frischen Meeresbrise traf Iwans Gesicht, er hörte Möwengeschrei. Erschrocken schloß Iwan die Tür, doch er hatte gesehen, daß hinter der Tür (er verstand nicht, warum dahinter) ein Meeresufer lag und in der Ferne neben dem Wasser eine Gestalt stand. Er hielt inne, atmete einige Augenblicke lang tief durch und ging um die Tür herum. Hinter der Tür lag das gleiche endlose, gepflügte Feld. Er faßte Mut und drückte nun die Klinke von der anderen Seite hinunter. Wieder spürte er die frische Meeresbrise und hörte Möwen schreien. Diesmal wich Iwan nicht mehr zurück, sondern betrachtete die Landschaft, die vor seinen Augen lag. Es war tatsächlich ein Meeresufer, das er nun von der anderen Seite sah. Iwan gab sich einen Ruck, machte einen Schritt und befand sich plötzlich in einer Welt, die sich vor ihm öffnete. Die Tür hinter ihm fiel langsam ins Schloß. Die Welt, in die er geraten war, unterschied sich wesentlich von der, wo er etliche Stunden (oder auch Tage) zugebracht hatte. Da waren viele Geräusche - Möwen schrien, der Wind rauschte, die Wellen plätscherten. Vom hellblauen Himmel leuchtete eine grelle, heiße Sonne. Unter den Füßen knirschte gelber, warmer Sand. Es fehlte nur noch ein Faß mit kühlem Bier. Der Unbekannte winkte erneut mit der Hand, und Iwan ging auf ihn zu.

Als er nähergekommen war, konnte er den Unbekannten besser sehen. Es war ein Mann von etwa dreißig bis fünfunddreißig Jahren. Er hatte schulterlange, blonde Haare und einen dichten Bart und trug verschossene Jeans und ein weißes Shirt. Der Unbekannte war

barfuß, und seine Zehen fuhren durch den Sand. Der Strand reichte bis zum Horizont, wo eine hohe Bergkette emporragte. Der Strand war nicht einmal ganz leer. Da wuchsen Palmen und noch irgendwelche Bäume, die Iwan unbekannt waren. Im Schatten sah Iwan in der Nähe einer Tür eine Liege, daneben einen kleinen Tisch mit Getränkeflaschen. Iwan schluckte und beschleunigte den Schritt. Im nächsten Augenblick stand er bereits neben dem Unbekannten. Der streckte Iwan die Hand entgegen und sagte ganz schlicht: «Sei gegrüßt.»

Die Stimme war verhalten und sanft. Sie war so sanft, daß Iwan zusammenzuckte, er packte die ausgestreckte Hand, schüttelte sie und sagte: «Danke sehr. Ich heiße Wanja, das heißt, Iwan, eigentlich Iwan Petrowytsch…»

«Ich weiß», antwortete der Unbekannte ebenso sanft und fügte hinzu: «aber nicht mehr lange.»

«Und wie darf ich Sie nennen?» fragte Iwan und bemühte sich zu schlucken, doch seine Kehle war so ausgetrocknet, daß dies unmöglich schien.

«Ich heiße ganz einfach Gott», sagte der Unbekannte gelassen, «darf es Wein sein?»

«Lieber Bier», erwiderte Iwan unwillkürlich, während sein Hirn registrierte: ein Verrückter.

«Nein, ich bin nicht verrückt», sagte der Unbekannte. «Leider gibt es kein Bier, nur Wein», fuhr er fort und wies mit der Hand in Richtung des Tisches. «Ich bitte in den Schatten, die Sonne brennt heute unbarmherzig.»

Iwan ging gehorsam in die angewiesene Richtung. Der Mann, der sich als Gott vorgestellt hatte, goß Wein ein und reichte Iwan den Kelch. Iwan trank ihn gierig aus, reichte seinem neuen Bekannten den Kelch und sagte: «Mehr!»

Der Mann füllte den Kelch wieder, und Iwan trank ihn wieder in einem Zug aus. Dann schloß er die Augen und verharrte einen Augenblick so. Schließlich kam er zur Besinnung und sagte: «So ist

es schon besser. Nun, Freundchen, jetzt glaube ich tatsächlich, daß du Gott bist.»

Das nächste Glas goß er sich bereits selbst ein, machte es sich im Liegestuhl bequem, schlug ein Bein über das andere und fragte: «Hör mal, Alter, kannst du mir auch eine Zigarette anbieten?»

«Nein, es gibt keine Zigaretten, die wirst du dir abgewöhnen müssen.»

«Was heißt hier abgewöhnen? Willst du damit sagen, daß mein hiesiger Aufenthalt so lange dauern wird, daß ich mir das Rauchen abgewöhnen muß?»

«Ja, er wird ziemlich lang.»

«Das kann nicht sein! Meinst du nicht, daß dieser blöde Scherz schon viel zu lange dauert?»

«Das ist kein Scherz.» Der sich Gott nannte, holte ein Plastikpaket unter dem Tisch hervor. «Hier sind deine Kleider. Geh, nimm ein Bad im Meer und zieh dich an.»

«Ich will mich nicht umziehen, bis du mir nicht erklärst, was hier vor sich geht.»

«Wir werden danach reden.» Er wandte Iwan den Rücken zu und betrachtete das Meer.

Iwan spuckte in den Sand, stand auf und ging zum Wasser. Nachdem er allen Schmutz abgewaschen hatte, stieg er ans Ufer und nahm das Plastikpaket mit den Kleidern in die Hand. Im Paket befanden sich blaue, neue Jeans und ein weißes Shirt. Das war alles. Unterwäsche war nicht dabei. Iwan zuckte mit den Schultern, zog die Dienstunterhosen aus, vergrub sie unter einem Strauch und schlüpfte in die ihm angebotene Kleidung.

«Ich höre», wandte sich Iwan an den seltsamen Mann, doch der schwieg. «Hörst du, Gott, ich rede mit dir!»

Der Mann wandte sich Iwan zu, lächelte sanft und sagte: «Ich bin nicht mehr Gott. Du bist jetzt Gott.»

«Wieso ich?» Iwan stockte der Atem. «Was faselst du da?» Er wollte noch "Hundesohn" hinzufügen, aber die Worte blieben ihm

in der Kehle stecken, und er spürte einen leisen Zweifel, ob sie ihm geläufig waren, wie auch andere Schimpfworte.

«Siehst du, du hast bereits begonnen, dich zu verändern. Gewöhn dich dran. Du bist jetzt Gott. Die da oben werden dir alles erklären», sagte der frühere Gott und zeigte mit dem Finger irgendwo nach oben. «Für mich wird es Zeit, leb wohl und gewöhn dich an deine neue Rolle.»

Er klopfte Iwan auf die Schulter, drehte sich um und ging in die Richtung, aus der Iwan in diese seltsame Welt des warmen Meeres und gelben Sandes gekommen war. Iwan sah ihm stumm hinterher, unfähig, auch nur die leiseste Bewegeung zu machen.

Der andere war bereits hinter der Tür verschwunden, während Iwan dastand und einen Punkt anstarrte. Aus dieser Starre weckte ihn das Rauschen großer Flügel, das sich von oben näherte, Iwan hob den Blick und sah merkwüdige geflügelte Wesen, die auf ihn zuflogen.

Es waren die, die ihm alles erklären sollten.

Andruchowytsch, Jurij, geboren am 13. März 1960 in der Westukraine, schreibt Lyrik, Prosa, Essays übersetzt aus der deutschsprachigen Literatur. Mitte der achtziger Jahre begründete er mit anderen Autoren die satirische Literaturgruppe Bu-Ba-Bu, die ähnliche Gruppierungen junger Autoren in verschiedenen Großstädten der Ukraine inspirierte. Seinen ersten Erzählungen, in denen er die Rote Armee entheorisierte, folgten in den Jahren des Zusammenbruchs der Sowjetunion drei "karnevalartige" Romane satirisch-grotesken Charakters.

Danylenko, Wolodymyr, geboren am 13. September 1959 im Gebiet Schytomyr, im Norden der Ukraine, ist Literaturredakteur am Kiewer Rundfunk und Herausgeber einer Reihe von Prosaanthologien der zeitgenössischen ukrainischen Literatur. In ihr kommen zumeist junge Autoren zu Wort. In seinen eigenen Erzählungen versucht der Autor, Ironie und Gefühl harmonisch zu vereinen. Seine Gestalten bewegen sich zwischen Spiel und Phantasie, entfliehen zumeist dem freudlosen Alltag in eine Welt des Traums.

Demska, Lesja, geboren 1972 in der westukrainischen Stadt Boryslaw, lebt in Lwiw, wo sie ein Philologiestudium absolviert hat. Sie schreibt Lyrik und Prosa. In ihren Erzählungen und Novellen, deren Handlung zumeist im Milieu junger Intellektueller spielt, gehen Zeitepochen, Stilrichtungen und literarische Gattungen ineinander über.

Dibrowa, Wolodymyr, geboren am 11. August 1951 in Donetzk, ist Prosaautor und Übersetzer aus westlichen Literaturen. In seinen Erzählungen und Romanen gibt er die Stimmung seiner Generation

wieder, die in der Breschnew-Ära heranwuchs, als in der Ukraine Repressionen und Druckverbote zum Alltag gehörten. Seine Gestalten bewegen sich zwischen Melancholie über unerfüllte Träume und Zynismus, mit dem sie die herrschende Wirklichkeit angehen.

Habor, Wassyl, geboren am 10.12.1959 in Transkarpatien, lebt in Lwiw. Er vereinigt in seiner humorvollen Prosa Traditionalismus und Realismus, dem er eine magische Seite abzugewinnen versucht. Dank seiner herausgeberischen Aktivität sind über 30 junge ukrainische Erzähler bekannt geworden, deren Werke er in der südukrainischen literarischen Zeitschrift *Kurjer Krywbasu* 1997 veröffentlicht hat.

Irwanez, Oleksander, geboren am 24.1.1961 in Lwiw, ist zusammen mit Jurij Andruchowytsch und Wiktor Neborak Mitbegründer der satirischen Literaturgruppe Bu-Ba-Bu. Er schreibt Prosa, Lyrik, Theaterstücke und lebt bei Kiew. In seiner ironischen Prosa versucht er die Unmenschlichkeit und Verlogenheit zu entlarven, die den verschiedensten Strukturen des einstigen Sowjetsystems sowie der heute herrschenden Schicht eigen sind.

Jarowyj, Oleksander, geboren 1970 im Gebiet Kiew, ist Universitätsdozent, Kritiker und Journalist. Seine Lyrik und Prosa spiegelt das Leben der heutigen jungen Generation in der Ukraine wider. Zahlreiche Artikel befassen sich mit Fragen der zeigenössischen ukrainischen Literatur.

Moskalez, Konstantyn, geboren am 23.2.1963 im Gebiet Tschernihiw, schreibt Lyrik und Prosa. In seinem Werk nimmt das Thema über die Entfremdung des Menschen von seiner Umgebung, als Antwort auf die repressive Atmosphäre der beginnenden achtziger Jahre. einen breiten Raum ein.

Morykwas, Nadija, geboren. 1964 in Lwiw, arbeitet dort als Literaturredakteurin und Herausgeberin. Ihre ironische Lyrik und Prosa widmet sich zeitgenössischen Gesellschaftsproblemen wie Zerrütung, Suche nach Geborgenheit, Gegensatz von Stadt und Land.

Mulyk, Wolodymyr, geboren am 7.8.1964 in der Westukraine, schildert in seiner Prosa das Bestreben der jüngeren Generation, die kosmischen und überirdischen Kräfte zu begreifen, mit ihnen ins Gespräch zu kommen.

Nasarenko, Volodymyr, geboren am 21.8.1953, wurde als Autor von der repressiven Atmosphäre der siebziger Jahre geprägt. Angesichts der geistigen Aussichtslosigkeit jener Zeit schildert er alptraumhafte Bilder und Visionen, die als Antwort auf die herrschenden Verhältnisse jener Jahre zu deuten sind. "Das Gespensterhaus" ist aus dieser Situation heraus zu verstehen.

Pahutjak, Halyna, geboren am 26.7.1958 in Urisch im Vorkarpatenland, wo sie heute lebt, hat in Kiew Philologie studiert. Auch diese Autorin ist von der repressiven Atmosphäre der siebziger Jahre geprägt worden. Ihre Gestalten, zumeist Frauen und Kinder, lenken ihr Augenmerk auf die umgebende Natur, die alltäglichen Dinge, die den Menschen umgeben.

Paschkowskyj, Jewhen, geboren am 17.11.1962 im Gebiet Schytomyr, lebt in Kiew. Er gilt als einer der begabtesten jungen Autoren der Ukraine; seine Prosa (drei Romane, Erzählungen) versucht die apokalyptische Stimmung einzufangen, von der die Menschen seiner nordukrainischen Heimat nach der Katastrophe von Tschornobyl erfaßt wurden. Im "Rosenbrunnen" begegnen wir einer suchenden, jungen Generation, die sich vom Gefühl der Einsamkeit und Sehnsucht nach Geborgenheit treiben läßt.

Ponomarenko, Ljubow, geboren am 25.5.1955 im Poltawagebiet, schildert in ihren Erzählungen, die teils lakonische, teils impressionistische Züge haben, ausgefallene Gestalten, die zumeist von einem besonderen Schicksal gezeichnet sind.

Rjabtschuk, Mykola, geboren am 27.9.1953 im wolynischen Luzk, studierte in Lwiw und lebt heute in Kiew, wo er als Literaturkritiker, Herausgeber, Übersetzer und Autor tätig ist. Seine ironisch-realistischen Erzählungen führen den Leser in die Welt der jungen Leute der sowjetischen Umbruchjahre, als die herrschende Doppelmoral dazu beigetrug, daß die Jugend teilweise die Orientierung verlor.

Scholdak, Bohdan, geboren am 13.2.1948 in Kiew, wo er ein Philologiestudium absolvierte, arbeitet als Rundfunkredakteur. Er ist ein sehr beliebter und erfolgreicher Autor des satirisch-grotesken Genres. In seiner zum Teil mit dem russisch-ukrainischen Stadtjargon durchsetzten humoristischen Prosa versucht er, den *homo sovieticus* zu entlarven und seinen wahren spießbürgerlichen Charakter bloßzulegen.

Uljanenko, Oles, geboren am 8.5.1962 im Poltawagebiet, gilt heute als einer der führenden Prosaautoren seiner Generation. Im Mittelpunkt seiner drei erschienen Romane und zahlreichen Erzählungen steht der um sein Lebensrecht kämpfende kleine Mensch in einer demoralisierten Gesellschaft. Biblische Motive, der Sittenverfall infolge jahrzehntelanger Ausmerzung der religiösen Traditionen, Suche nach beständigen Werten kennzeichnen sein Werk. Der vorliegende Text ist ein Fragment aus dem Roman *Ohnenne oko,* ("Das Feuerauge") 1997.

Wassyl Wrublewskyj, geboren am 9.4.1963 in Schytomyr, wo er heute lebt, ist als Prosaautor ein Vertreter der ironischen Richtung.

In seinen Erzählungen, die geprägt sind von grotesken Elementen, geht es um sozial benachteiligte Menschen aus den untersten Schichten der Bevölkerung. Er bedient sich oft naturalistischer Bilder, um die entmenschlichten Verhältnisse, die das Leben der städtischen Unterschicht kennzeichnen, zu unterstreichen.

Sakusylo, Mykola, geboren am 14.8.1956 im Tschornobylgebiet, lebt heute in Kiew. Sakusylo ist Verfasser einer Reihe von Romanen und Erzählungen, die er seiner evakuierten Heimat Mali Moschky bei Tschornobyl gewidmet hat. Sein Werk schildert eine versunkene, animistische Welt, in der Menschen, Tiere, Pflanzen, Erde und Wasser ein harmonisches Ganzes bilden.

Die vorliegenden Texte wurden drei 1997 in Kiew erschienenen Prosaanthologien sowie literarischen Zeitschriften entnommen: *Kwity w temnij kimnati* (Blumen im dunklen Zimmer): W. Danylenko, W. Dibrowa, W. Habor, O. Irwanez, K. Moskalez, W. Mulyk, H. Pahutjak, J. Paschkowskyj, L. Ponomarenko, M. Rjabtschuk; *Wetscherja na dwanadzjat person* (Abendmahl für zwölf Personen): W. Wrublewskyj, M. Sakusylo; *Imennyk* (Das Hauptwort): L. Demska, O. Jarowyj; *Sutschasnist* (Die Gegenwart): J. Andruchowytsch 4/1991, O. Uljanenko 4-5/1997; Literaturnyj Lwiw (Das literarische Lwiw): N. Morykwas 1997.

Anna-Halja Horbatsch

Neue Erzähler der Ukraine

In der vorliegenden Prosaanthologie haben wir bewußt junge Autoren ausgesucht, die vom Zusammenbruch der ehemaligen Sowjetunion und von ihrem geistigen, sozialen und wirtschaftlichen "Erbe", d.h. dem heutigen desolaten Zustand der ukrainischen Gesellschaft geprägt sind.

Sie alle sind noch in einem System aufgewachsen und haben ihr Studium an Hochschulen absolviert, in denen die heute der Geschichte angehörende Lehre vom "Sozialistischen Realismus" herrschte, die der Literatur und Kunst einen ganzen Katalog von Forderungen aufzwang: da Schriftsteller und Künstler "dem Volke dienen" sollten, waren sie angehalten, vor allem Positives über die herrschenden Zustände zu schreiben; Themen wie wirtschaftliche Not, Korruption, aber auch Sexualität, Religiosität, Esoterismus galten als "nihilistisch", "dekadent", und wurden von der Zensur nicht zum Druck freigegeben.

In der ehemaligen Sowjetukraine wurden, wie in vielen nichtrussischen Sowjetrepubliken, diese Regeln besonders streng überwacht und durch einen weitere, entscheidende Beschränkung ergänzt: die in Lyrik und Prosa verwendete ukrainische Sprache durfte keine Ausdrücke gebrauchen, die als "archaistisch", oder gar "nationalistisch" gelten konnten: schließlich gehörte die Russifizierung der Ukraine zu einem der vordringlichsten Ziele der Moskauer Machtzentrale. Dies hieß in der Praxis, daß ukrainische Redewendungen und Ausdrücke "unerwünscht" waren und "gesäubert" werden mußten, sobald sie allzu sehr von dem dem Ukrainischen sprachlich verwandten Russischen abwichen.

Autoren, die neue literarische Formen ausprobieren, sich in experimentellem Stil versuchen oder zeitgenössische Themen in

realistischer Weise aufgreifen wollten, hatten bis zu Beginn der neunziger Jahre nur zwei Möglichkeiten: entweder russisch zu schreiben und in Moskauer Verlagen zu veröffentlichen, die wesentlich liberaler waren, oder aber ihre Werke in "Samisdat"-Selbstverlagen herauszugeben und sich mit einigen tausend Lesern zu begnügen.

Die Erinnerung an diese Zwänge ist notwendig, um die Thematik und die Ausdrucksform der hier vorgestellten jungen Autoren zu verstehen. Die älteren unter ihnen, die sich lange darauf beschränken mußten, im Untergrund zu veröffentlichen, "flüchten" bis heute in esoterisch-phantastische Themen (Moskalez, Nasarenko, Pahutjak). Die jüngeren widmen sich zum Teil ausführlichen liebevollen Naturschilderungen: sie sind geprägt vom Reaktorunfall in Tschornobyl sowie von der ökologischen Katastrophe in der Ukraine, hervorgerufen von der von der Moskauer Zentrale angeordneten umweltzerstörenden Wirtschafts- und Agrarpolitik. Ihre Absicht ist zweifach: die Vielfalt der Flora und Fauna ihrer Heimat sowie den Reichtum der ukrainischen Lexik darzustellen und zu bewahren; sie schildern Menschen, die in dieser Natur leben und ihre Gesetze achten und verehren (Sakusylo).

Diese "poetische Sprache" ist der Mehrzahl der jüngeren Autoren eigen: selbst wenn sie trostlose Irrungen durch eine vom allgemeinen Werteverfall bestimmten Gesellschaft schildern, schreiben sie ganze Absätze in nahezu "lyrischer Prosa", d.h. in Metaphern, Bildern, Assoziationen. Auffallend häufig enden ihre Erzählungen, die durchaus realistisch beginnen, in phantastischen oder surrealistischen Bildern: die meisten ukrainischen Prosaautoren sind auch Lyriker...

Den meisten jungen Autoren eigen ist ein gewisser Nihilismus, ein bewußter, nahezu verzweifelter Zynismus: sicherlich ein Ausdruck des Gefühls einer tiefen Verlorenheit, die ihre Erzählungen prägt. In der postsowjetischen Gesellschaft, wo als einziger "moralischer" Wert das eigene Überleben erhalten geblieben ist, scheinen sich

zwischenmenschliche Beziehungen auf materielles Interesse, eine gewisse Brutalität und Liebesbeziehungen auf kurzlebige sexuelle Verhältnisse zu beschränken: in Wirklichkeit war auch schon der sowjetische "neue Mensch" von diesem Verhalten geprägt, nur war es der Literatur verboten, ihn so realistisch darzustellen.

Flucht in die Natur, Flucht ins Phantastische oder Flucht nach vorn in die schwierige Realität des Alltags: die hier vorgestellten jungen ukrainischen Erzähler vertreten alle drei Grundrichtungen der zeitgenössischen ukrainischen Prosa.

LIBO

Inhaltsverzeichnis

Jewhen Paschkowskyj	Der Rosenbrunnnen	3
Lesja Demska	Zum Licht	15
Mykola Rjabtschuk	Die Geschichte einer Liebe	34
Wolodymyr Danylenko	Die schwarzen Täublinge	39
Wassyl Wrublewskyj	Julka aus der Bierbar	48
Nadija Morykwas	Im Weichselgarten	61
Oleksander Jarowyj	Autostop	68
Wolodymyr Dibrowa	Stalin auf dem Schwarzmarkt	80
Oleksander Irwanez	Unser Lagerführer Fredi Krjuher	96
Bohdan Scholdak	Versuchungen	104
Jurij Wynnytschuk	Die Klingel	109
Halyna Pahutjak	Dich verbrennt die Sonne	122
Halyna Pahutjak	Sieh zurück	125
Mykola Sakusylo	Großvater Lewadko	127
Wassyl Habor	Die Geliebte	136
Ljubow Ponomarenko	Stirb mit mir	141
Konstantyn Moskalez	Der Kirschbaum	145
Wolodymyr Nasarenko	Das Gespensterhaus	151
Oles Uljanenko	Ruhelosigkeit	155
Jurij Andruchowytsch	Das Dichterfest	173
Wolodymyr Mulyk	Gott	192
Anna-Halja Horbatsch	Zu den Autoren	198
Anna-Halja Horbatsch	Junge Erzähler	203

Aus dem Programm des Brodina-Verlags:

Deutsch-Ukrainische Edition: Lyrik

Ihor Rymaruk **Goldener Regen.**
51 S., 1996. DM 9,--
ISBN 3-931180-01-8

Jurij Andruchowytsch (Hrsg.) **Reich mir die steinerne Laute.**
Ukrainische Lyrik d. 20. Jhs.
163 S., 1996. DM 18,--
ISBN 3-931180-05-0

Lina Kostenko **Grenzsteine des Lebens.**
Gedichte.
157 S., 1998. DM 20,--
ISBN 3-931180-07-7

Anna-Halja Horbatsch (Hrsg.) **Stimmen aus Tschornobyl.**
Eine Anthologie. 183 S., 1996. DM 20,--
ISBN 3-931180-03-4

Walerij Schewtschuk **Mondschein über dem Schwalbennest.**
Prosa. 152 S., 1997. DM 20,--
ISBN 3-931180-06-9

Anna-Halja Horbatsch **Die Ukraine im Spiegel ihrer Literatur.**
Beiträge. 156 S., 1997. DM 20,--
ISBN 3-931180-04-2

In Vorbereitung:

Viktor Kordun **Weiße Psalmen.** Lyrik.

Liebevolle Naturbeschreibungen, realistische Porträts ums nackte Überleben kämpfender Stadtbewohner, zynische Schilderungen des schwierigen, von Alkohol durchtränkten Alltags sowie kurzlebiger Liebesbeziehungen: die jungen ukrainischen Autoren zeichnen ein vielfältiges Bild der Ukraine, die sich nur mühsam aus dem Trümmerhaufen eines zusammengebrochenen Systems erhebt...

LIBO

ISBN 3-931180-08-5
DM 24,--